STREFFLEUR'S

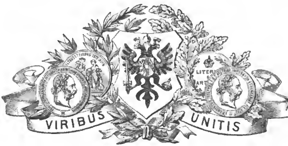
ÖSTERREICHISCHE

MILITÄRISCHE ZEITSCHRIFT.

REDIGIRT

VON

MORIZ RITTER VON BRUNNER,
K. K. MAJOR IM GENIE-STABE.



XXIII. JAHRGANG.

VIERTER BAND.

(MIT DREI TAFELN, DREIZEHN SKIZZEN UND FÜNFZEHN HOLZSCHNITTEN.)
HIEZU ALS SEPARAT-BEILAGE:
„MOLTKE UND GAMBETTA“.

WIEN 1882.
COMMISSIONSVERLAG VON R. v. WALDHEIM.

EIGENTHUM DER STREFFLEUR'SCHEN ERBEN.

Inhalt

zum

4. Bande der österreichischen militärischen Zeitschrift 1882.

Mit 3 Tafeln, 13 Skizzen und 15 Holzschnitten.

* Dieser Artikel ist besonders gebunden, als B. 444 des Katalogs

Literatur-Blatt. — Nr. 10, 11 und 12.

Zeichnungen.

Über einige bei den praktischen Truppen-Übungen alljährlich wieder vorkommende Fehler.

Aus Mangel an Strategen ist noch kein Staat zu Grunde gegangen; wohl aber hat der Mangel an Taktikern Provinzen gekostet.

Taktik kann die Fehler der Strategie verbessern; den umgekehrten Fall kann ich mir nicht denken.

Seine Excellenz der Herr Feldmarschall-Lieutenant Wilhelm Popp Edler v. Poppenheim hatte im verflossenen Winter die Absicht, einen Vortrag über das Titel-Thema im Casino zu Josefstadt zu halten. Unvorhergesehene Hindernisse traten jedoch dazwischen.

Der Verfasser dieses Aufsatzes erbat sich von Seiner Excellenz die Erlaubniss, die an die Officiere der Truppen-Division vertheilte lithographirte Skizze des Vortrages theilweise zu erweitern, sie im Sinne der im häufigen dienstlichen und ausserdienstlichen Verkehr übernommenen Anschauungen Seiner Excellenz zu ergänzen und in dieser Gestalt den weiteren militärischen Leserkreisen vorzuführen. Er konnte sich nur darauf beschränken, den Gedankengang seines Mäcens aus dem rhetorischen Gewande in jenes der gewöhnlichen Abhandlungs-Prosa umzukleiden und jene Begriffe, welche in der Vortragsskizze nur schlagwörtlich oder andeutungsweise gegeben waren, zu vervollständigen. Ferner gestattet sich der Verfasser noch gelegentliche Bemerkungen über die Wege zur Vermeidung der besprochenen Fehler.

Im vorigen Jahrhundert starb bekanntlich in England ein Künstler namens Hogarth. Seines Zeichens war er Maler; in seinen freien Stunden betrieb er Sarkasmus. Durch Verbindung beider Eigenschaften gelang es ihm Gutes zu schaffen, weil er die Person aus dem Spiele liess und sich nur an die Sache hielt.

Seine Kunst dankt ihm noch heute einen wesentlichen Fortschritt, den er dadurch erzielte, dass er einen Doppel-Cyklus von Holzschnitten veröffentlichte, auf denen derselbe Gegenstand einmal in absichtlich verfehlter, ein andermal in correcter Perspective dargestellt war.

Dasselbe Princip lässt sich auch auf die taktischen Übungen anwenden.

Da es sich im weiter Folgenden um Fehler handelt, so erscheint es angezeigt, zuerst mit einigen markanten, charakteristischen Zügen — als Gegensatz — das Bild zu entwerfen, welches dem schliesslichen richtigen taktischen Effecte gleichen soll.

Die aphoristisch lancirte Bemerkung, dass Taktik weiter nichts als die fortgesetzte Anwendung der Vernunft auf Terrain- und Gefechtsverhältnisse ist, passt ebenso auf die Action des Schwarmes wie auf jene einer Armee, nur muss diese Äusserung der Vernunft von Trugschlüssen, Scheinlogik u. dgl. m. geläutert, und die Action selbst präcisirt werden.

Man kann also noch bestimmter sagen: Taktik ist eine Kunst, weil sie ein Können ist, und ist jene Kunst, welche es vermag, mit vergleichsweise geringen eigenen Verlusten dem Gegner den grösstmöglichsten Schaden — vorwiegend im Gefechte, selten schon in der Einleitung desselben (da müsste der Gegner vorher schon tüchtig Schaden gelitten haben), am entschiedensten aber durch die rücksichtsloseste Ausnützung der Situation nach dem Gefechte — beizubringen.

Sucht man nach einem Vergleiche mit einer anderen Kunst, so findet man in der Fechtkunst, die eben auch zwei Gegner voraussetzt, die meisten Analogien, u. zw.:

Stärke gegen Schwäche;

Gegners Klinge nicht verlassen;

eng geschlossen arbeiten, um sich keine Blösse zu geben;

die Richtung der Klinge als Resultirende des eigenen Willens, oder um jenen des Gegners zu paralysiren.

In der Fechtkunst kann aber Entschluss und Ausführung wie Blitz und Schlag aufeinander folgen, weil die Waffe unvermittelt den Willen ausführt, und der Blick, der sich in dem Auge des Gegners gleichsam verankert, dessen Absicht herausfühlt und mancher Attaque vorzubeugen ermöglicht. In der Taktik hingegen ist die Action:

nicht einfach, sondern complicirt;

nicht vom Augenblicke, sondern von der Zeit abhängig;

nicht auf der Stelle, sondern im Raume verlaufend.

Sind dies drei Erschwernisse, die schon beim unterhaltenden Kriegsspiele leichte Schatten auf die Entschlussfähigkeit des Nichtgeübten werfen, bei Feld-Manövern aber, trotz aller Voraussicht, Aufmerksamkeit und Thätigkeit, selbst die correcteste Absicht fast nie den ganzen Erfolg erreichen lassen, so erheischt die Überwindung der genannten drei Erschwernisse im Kriege einerseits das ganze Aufgebot der physischen, geistigen und moralischen Kräfte von oben, anderseits den absolutesten Gehorsam, sowie die unerschütterlichste Disciplin von unten, um jederzeit Herr der Situation zu bleiben.

Es wurde erwähnt, wie Fechtkunst und Taktik ihre Action auf den Grundsatz „Stärke gegen Schwäche" basiren.

Da nun durch die — in Ausblick und Waffenwirkung selbstthätige — Front die Stärke, durch die — in beiden Richtungen auf anderwärtige Hilfe angewiesene — Flanke die Schwäche jeder Aufstellung markirt ist, so culminirt eigentlich das taktische Ideal in einem derartigen Manövriren, dass die eigene Front *a b*, Fig. 1, des Gegners

Fig. 1.

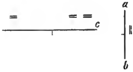
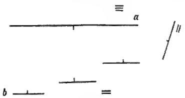


Fig. 2.



Flanke *c* direct anzufallen vermag. Hiezu gehören aber zwei: Einer der die Bewegung ungestört ausführen kann, und ein Anderer, der sich ein solches Manöver regungslos gefallen lässt. Da es nunmehr Armeen mit letzterer Tendenz nicht gibt, so wird sich die Taktik in den meisten Fällen begnügen: gegen einen Flügel *a*, Fig. 2, offensiv vorzugehen und wird — um nicht auf dem entgegengesetzten selbst umfasst zu werden, denselben (Flügel *b*) versagen.

Ein umfassendes Manöver dieser Art, auf beide gegnerische Flügel ausgeführt, sowie die Verwendung der eigenen Stärke zum Durchbruch an einem Punkte der feindlichen Front setzt eine derartige Kräfteüberlegenheit voraus, dass deren Praxis im Kriege wohl zu den Seltenheiten gehören wird. Noch mehr werden solche Gefechtsanlagen bei Friedensübungen sich von selbst verbieten und nur ausnahmsweise — zum Zwecke beispielsweiser Belehrung — zur Darstellung gelangen können.

So viel über das Princip „Stärke gegen Schwäche", um dem Gegner den grösstmöglichsten Schaden durch das Gefecht beizubringen.

Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, dass jede geschlagene Truppe die grössten, u. zw. immer grössere Verluste als selbst im Gefechte, erst während der Verfolgung, und die unberechenbarsten Verluste dann erlitt: wenn die Verfolgung nach dem Gefechte dem Zurückweichenden die Verbindung störte oder abschnitt.

Verbindung aber ist einmal ideal: die organische Zusammengehörigkeit, die geregelte Gliederung, — das andere Mal materiell: die Beherrschung jener Terrainstrecke, welche der Weichende passiren muss, um aus dem Bereiche der Kraftäusserung seines Gegners zu gelangen.

Es kommt also zum Grundsatze „Stärke gegen Schwäche“ der zweite hinzu: „Kampf um die Verbindung“.

Diese zwei Grundsätze vor Augen und eingedenk des Axioms über die fortgesetzte Anwendung der Vernunft auf Terrain- und Gefechtsverhältnisse, müssen sich die Zweifel darüber klären, wohin sich der Angriff zu lenken hat, und wo die vorsichtige Vertheidigung sich zumeist sichern muss.

Die zur Besprechung gelangenden Fehler lassen sich eintheilen in:

1. Elementare Fehler,
2. Moralische Fehler,
3. Lineare Fehler,
4. Rein taktische Fehler.

Elementare Fehler.

Unter diesem Sammelnamen gruppiren sich alle jene Ausserachtlassungen, durch welche die mühevolle Ausbildung auf dem Exercirplatze discreditirt wird, weil sie in dem Soldaten die Vermuthung erwecken, dass ein Theil des Erlernten nur für die Paradewiese bestimmt sei. Von dem Gewährenlassen einer Ausserachtlassung oder Nichtbefolgung ist aber nur ein Schritt zur eigenmächtigen verderblichen Erleichterung, welche endlich selbst den Ungehorsam heranzieht und dadurch das organische Gefüge zersetzt, wie der heimliche Rost das Kunstwerk einer Uhr zerfrisst.

Da nun notorischer Weise alle Gewohnheiten des Friedens auch auf den Krieg übertragen, dazu aber noch viele Details der Elementarausbildung im Drange der Umstände, in der Aufregung des Kampfes leicht vergessen werden, so tritt an jeden Befehlenden die gebieterische Nothwendigkeit heran, zu jeder Zeit, an jedem Orte und unter allen Verhältnissen das, was die Reglements als Ausfluss des Allerhöchsten Willens, als das Gesetzbuch des Soldaten und als Derivat der Vernunft vorschreiben, zu verlangen.

Die am häufigsten vorkommenden Elementarfehler sind:

Bei der Infanterie.

1. Sie wird — um einen populären, das Ding aber am präcisesten kennzeichnenden Ausdruck zu gebrauchen — verhudelt. Das heisst: es wird von den Untergeordneten die Durchführung oft verspäteter Anordnungen binnen einer hiefür ungenügenden Zeitdauer verlangt und noch dazu ungestüm urgirt. Die Folgen eines solchen Vorgehens sind leicht abzusehen: Überstürzung statt des allgemein Vertrauen erweckenden und nährenden Gefühls der Planmässigkeit, — Missbrauch

der beschleunigten Gangarten zur meist vergeblichen Correctur oder Maskirung verspäteter Maassnahmen, — Abweichung von den reglementmässigen, geschulten Befehls- und Ausführungs-Modalitäten und hiedurch Missverständnisse — und zum Schluss das gerade Gegentheil des angestrebten Zeitgewinnes: eine Versäumniss und Verzerrung der Übungs-Idee.

Kaltes Blut, Einsicht in die Unvollkommenheit der menschlichen Natur, classische Ruhe anstatt krankhafter Nervosität, überlegende Voraussicht und dadurch bedingtes Calcul über die Rechtzeitigkeit der nothwendigen Verfügungen, richtige Proportionirung der Qualität und Quantität der Disposition, endlich rasche Accomodirung in wechselnden Situationen, — das sind die rationellen Mittel, die vor dem Fehler der Verhudelung bewahren können.

Wenn eingreifende Wendungen im Verlauf eines Gefechtsbildes eintreten, so ist die vernünftige Frage, ob das Angestrebte weiter verfolgt, oder an die Rettung des noch verbliebenen Vortheiles Hand angelegt werden soll, die allein gerechtfertigte. — Hat der Verstand dieselbe nüchtern beantwortet, so wird das folgerichtige Handeln nur jenes Grades der Eile bedürfen, welcher, durch das Gesetz der Ökonomie mit der Zeit dictirt, keinem Anstand unterliegt.

2. Die Officiere commandiren nicht von den ihnen zukommenden Plätzen. Dies ist ein Vorwurf, der insbesondere die Commandanten zu selbständigen Aufgaben berufener Detachements trifft. Durch solche Unterlassungen versäumen sie die Gelegenheit, das weitaus schwierigere aber kriegsgemässe Disponiren von rückwärts auf Grund der Meldungen zu lernen, und geben Anlass zu einer grundfalschen Unterschätzung des Meldungsdienstes.

Selbstverständlich kommt bei jeder Begegnung mit dem Feinde ein Moment, wo die persönliche Recognoscirung zur Nothwendigkeit wird. Diesen Fall ausgenommen, soll sich der Commandant unbedingt bei dem Kerne seines Truppencomplexes aufhalten, die Meldungen seiner Entsendungen übernehmen und nach der aus solchen combinirten Erkenntniss der Situation die Hauptglieder seiner, den jeweiligen Verhältnissen angepassten Formation einheitlich regieren.

Gegen die hier erwähnten Grundregeln wird nur zu häufig von jenen gefehlt, die — in dem ungezähmten Verlangen, mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören und, wo nur immer thunlich, in eigener Person en gros und en detail handelnd aufzutreten — nur allzuleicht das Axiom vergessen, wonach die Friedensübung nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn sie sich der echten Kriegsthätigkeit so nahe stellt, als es überhaupt die Umstände gestatten. Hiezu gehört aber, u. z. bei weitem nicht in letzter Linie, die kriegsähnliche Einforderung aller Functionen von jenen Organen, die, an der Peripherie irgend eines taktischen Systems vertheilt, die Sinne der Führung

repräsentiren. Soll dieser Apparat seine Fähigkeit einer klaglosen Functionirung für den Krieg schon im Frieden erlangen und bewahren, so muss ihm bei den Übungen ein offener Spielraum für seine volle Entfaltung eingeräumt, und im Wege möglichst ausgiebiger Verwerthung der durch ihn gewonnenen Erkenntniss der Sachlage seine praktische Bethätigung documentirt werden.

Den Mängeln des Sicherungs- und Nachrichtendienstes, mit denen im Kriege immer zu rechnen ist, mag oder muss der Commandant — wenn es ihm in einem concreten Falle geboten erscheint — durch persönlichen Eingriff — und wenn auch auf die Gefahr eines sonstigen Nachtheiles, der aus seiner Abwesenheit vom Centrale erwachsen könnte — abzuhelfen suchen. Im Betriebe der Friedensübungen sind solche Rücksichten nicht am Platze. Hier liegt in dem Versagen einer Function dieser Art keine irreparable Gefahr. Hier handelt es sich vor allem um das Lernen und Belehren und nicht — wie von manchen Seiten angestrebt wird — um gelungene oder sogenannte „schöne" Bilder.

Abgesehen endlich von der verfehlten Imitation des Kriegsverhältnisses, ergibt sich aus dem Überallseinwollen bald das Nirgendsein des Commandanten, oder die — eine sichere Führung arg benachtheiligende — Abwesenheit von jenem Mittelpunkte, in welchen gleichsam das peripherische Nervensystem des Organismus einmünden, und von welchem das motorische ausstrahlen soll.

Nur bei Nachrichten-Patrullen kann man principiell ein Auswärts Gravitiren des Führers gelten lassen. Diese sind einestheils so kleine Organismen, dass sie sich von wo immer leiten lassen, und anderseits ist hier der Commandant das eigentliche zweckthätige Medium, das Übrige nichts anderes als eine Hilfs- und Sicherheits-Escorte.

3. Wenn die Berittenen, welche nach ihrem Dienstesverhältniss im ersten Treffen beschäftigt sind, das Absitzen innerhalb der wirksamsten Infanterie-Feuerzone unterlassen, so geben sie einerseits das üble Beispiel der Missachtung einer reglementarischen Bestimmung, anderseits versetzen sie sich — ebenso wie die sich von ihrem Gros ablösenden selbständigen Commandanten — für den Ernstfall in ein fatales Dilemma. Sie haben dann nur zwischen zwei Auswegen zu wählen: entweder müssen sie auch im scharfen Feuer zu Pferde bleiben, beziehungsweise an den Aussenhuten aventuriren, und da handeln sie wieder gegen den Geist berechtigter Vorschriften und gefährden unnöthigerweise ihre Person und hiemit das Interesse des Dienstes; oder sie handeln dann erst correct, indem sie absitzen oder beziehungsweise sich an ihr Gros halten, und da setzen sie sich einer ungünstigen Kritik aus, die — wenn auch nur in Gedanken geübt — das Ansehen und das Vertrauen von Seite der Untergebenen untergräbt. Übrigens erfordert auch dieses zeitgerechte Absitzen, dann das gedeckte Unterbringen des Pferdes

durch einen hiezu bestimmten Soldaten die schon im Frieden geübte Gewohnheit. Man hat im ernsten Kampfe nicht jedesmal die Zeit, dem Manne, welchem man sein Pferd übergibt, lange Instructionen zu ertheilen. Wenn aber der Mannschaft bei jeder Übung dieser Vorgang vor die Augen geführt wird, so wird man sich jedesmal mit dem Zuwerfen der Zügel an den Ersten Besten begnügen können und weiterer Sorge enthoben sein.

4. Discursive Dispositionen nehmen oft die Stelle positiver Befehle ein, statt dass, so lange als nur möglich, bei dem reglementmässigen Commando — dieser geläufigen Sprache der Befehlgebung — geblieben, und nur wo dieses nicht ausreicht, nach einer kurz und deutlich imperativen Ausdrucksform gegriffen würde. Die Form des Ersuchens, wie sie häufig beliebt wird, ist durchaus verwerflich.

Es lohnt sich das Nachdenken über die Ursachen, weshalb es — trotz der vielfachen und gründlichen Ventilirung dieses Themas und so stricter hierüber entscheidender Directiven — so schwer wird, dem kategorischen Ton der Befehlgebung in unserer Armee einen allgemeinen Eingang zu verschaffen. Es sprechen so viele vernünftige Gründe dafür, dass es Eulen nach Athen tragen hiesse, wollte man hierüber noch viel Worte verlieren. Der kategorische Imperativ ist kurz und klar, jede andere Form schleppend und verwirrend und überdies der militärischen Art unnatürlich. Schon diese Wahrheit allein sollte genügen, um den ersteren zur ausschliesslich geübten Regel zu machen. Woran liegt es also, dass dem nicht so ist?

Sollte der Grund in einer verwerflichen Compromiss-Sucht — in der eigenen Unsicherheit und dem mehr oder minder bewussten Appell an die Nachsicht Anderer — gesucht worden?

Oder soll man die mildere Auffassung einer weichlichen Gemüthlichkeit, oder des Einflusses eines chevaleresken Geistes gelten lasson, welch' letzterem die Form des Ersuchens und Bittens geläufiger ist als der Befehlston?

Wie immer es sei, — es empfiehlt sich, als Triebfeder zur schliesslichen Angewöhnung der mit Recht geforderten entschiedenen Befehlssprache, die Annahme: dass der Dawiderhandelnde in der Gefahr schwebt, nach dem ersterwähnten, strengen Maassstab beurtheilt zu werden. Wer diese Möglichkeit immer vor Augen hat, wird sich wohl hüten, in den Fehler des laxen Befehlens zu verfallen.

5. Die Exercir-Behelfe und Vorschriften, als da sind: Marsch-directions-Punkt, Ziel-Object, Distanz-Angabe, das Sammeln in allen Richtungen etc. entfallen bei den Übungen im Terrain und im grösseren Maassstabe grossentheils.

Ein Directionspunkt ist unter allen Umständen für die taktischen Bewegungen eines jeden Truppenganzen von unzweifelhafter Wichtigkeit, möge er für kürzere und vollends gangbare Strecken zur scharfen

Einhaltung, oder für weite und coupirte Räume im allgemeinen Sinne gegeben sein. Wenn die Ermittlung und Angabe desselben öfter, als mit der Einsicht der Nothwendigkeit verträglich ist, versäumt wird, so erklärt sich dies nur aus dem Mangel an Übung, und dieser aus der falschen Ansicht, dass es überflüssig wäre, für kürzere Bewegungen am Exercirplatze das Commando zu cumuliren; ferner aus der Bequemlichkeit, welche die Mühe scheut, ein entsprechend liegendes Object rasch zu finden und, was das Wichtigste an der Sache ist, unzweideutig zu benennen. Ist aber eine solche Unterlassung in die Gewohnheit übergangen, dann überträgt sie sich leicht über die Grenzen des Entschuldbaren und auf die Evolutionen im Übungsterrain und im Felde.

Ein grosser Antheil an den möglichen Schiesserfolgen, auf denen doch in letzter Linie das ganze Resultat des modernen Gefechtes beruht, liegt nunmehr in den Händen der Führung. Die wesentlichsten Behelfe aber, die im Augenblicke des Kampfes den Commandanten zu Gebote stehen, um ihren Einfluss auf das Schiessen geltend zu machen, sind eben die Angaben der Ziele und der Distanzen. Demzufolge ist es ein unverantwortlicher Leichtsinn zu nennen, wenn diesfalls berufene Commandanten sich die geringste Ausseracht lassung oder Legeretät in ihren Anordnungen erlauben. Gleichviel ob bei der formellen Drillung, oder bei grösseren Gefechtsübungen, oder endlich im ernsten Kampfe, — überall ist es Gewissenssache, das Ziel richtig zu wählen und mit Ausschluss jeder Mehrdeutigkeit auf das Präciseste zu benennen, die Distanz auf das Genaueste zu schätzen oder nach einer der rationellen Methoden zu ermitteln und das Commando zum Schiessen als verstümmelt und unzureichend zu betrachten, wenn ihm die fraglichen zwei Bedingungen fehlen.

Für die Verschiebung der Truppen-Abtheilungen in der Feuerzone mittelst des Sammelns ergibt sich sehr häufig die Gelegenheit, ohne dass sie genützt würde. Das ist ein Fehler, der zum Theile jener schon einmal besprochenen, durch nichts gerechtfertigten Eilfertigkeit, wo nicht Überstürzung, zur Last fällt. Weiters hindern manchmal die Culturen diese Art des Vorgehens. — Im ersteren Falle, sowie wenn die Unterlassung aus Unbedachtsamkeit entspringt, ist sie sträflich; — im zweiten Falle sollte das Sammeln, wo immer thunlich, wenigstens angedeutet werden.

Bei der Artillerie.

1. Der Vorwurf, dass die Action der Artillerie zu oft überstürzt wird, geht zunächst auf das Conto der Disponirenden.

Der Ruf „geschwind einen Schuss“ ist unartilleristisch, weil der Kenner dieser Waffe wissen muss, dass der Mechanismus Zeit braucht,

um einen Schuss mit Treffer abzugeben. Will man daher des rechtzeitigen Beginnes der Feuerthätigkeit sicher sein, so denke man auch rechtzeitig an das Disponiren.

Es ist natürlich, dass die zur Disponirung mit der Artillerie berufenen Officiere der anderen Waffen mit dem Wesen derselben nicht so innig befreundet sein können wie der Fachmann. Deshalb können sie auch die Schwächen und Stärken derselben nicht so fein herausfühlen. Hieraus ergibt sich also die Aufforderung an die ausserhalb der Waffe Stehenden, dieselbe nicht nur eingehend zu studiren, sondern sich mit ihren Eigenthümlichkeiten, insbesondere was die Manövrirfähigkeit anlangt, förmlich zu identificiren. Da aber auch dieses Streben nie zur vollendeten Erkenntniss führen kann, weil ihm die praktische Routine abgeht, so ist es angezeigt, in den Weisungen an die Artillerie vorsichtig zu Werke zu gehen und die Forderungen lieber bescheidener zu halten, als sich den Vorwurf einer irrationellen Gebarung mit einem kostspieligen und schwer ersetzbaren Kampfmittel zuzuziehen.

Ohne der Autorität zu schaden, wird ein dem Befehle vorangehender Meinungsaustausch mit dem Artillerie-Commandanten das Rechte herauszufinden helfen.

Geflügelte Worte haben der Welt im Durchschnitt mehr Schaden als Nutzen gebracht. Ein solches Wort, auf welches hier nochmals zurückgegriffen wird, hat Jahre lang einen beirrenden Einfluss auf die Verwendung der Artillerie geübt. „Der erste Schuss“ war die unfruchtbare Ambition, nicht nur der Artillerie-Officiere, sondern viel mehr noch der Partei-Commandanten bei den grösseren Übungen, — „der erste Schuss“ hiess das Palladium des Sieges. Man vergass hierbei, dass der erste Schuss — oft auf ein, so zu sagen, vom Zaune gebrochenes Zielobject abgegeben — ein verderblicher Verräther werden kann; dass sich aus der Kenntniss der gegnerischen Batteriestellung oft erst das günstigste Emplacement für die eigene deduciren lässt; dass das überraschende Auftreten der eigenen Artillerie durch die etwas spätere Entwicklung in einer sorgfältig gewählten Aufstellung durchaus nicht versäumt zu werden braucht; dass endlich das imponirende Resultat dieser mächtigen Waffe nicht in der Akustik, sondern in der Energie des Effectes am Zielobjecte liegt.

Das Schwergewicht bei der Erwägung der zeit- und sachgerechten Disposition muss sich also auf die Möglichkeit einer ausgiebigen Zerstörung an dem feindlichen Kriegsmateriale richten, und wenn dies auch nur mit einigem Zeitverluste erreichbar wäre.

2. Das Vorprellen der Artillerie ohne alle Bedeckung kommt vor, trotzdem es evident ist, dass ein solcher Vorgang im Ernstfall die verhängnissvollsten Katastrophen nach sich ziehen kann.

Das Geheimniss einer nach Wunsch disponiblen, jederzeit zur Stelle zu schaffenden und wirksamen Geschütz-Bedeckung ist noch

nicht entdeckt. Mit der Lösung dieses Problems würde ja der Nutzeffect der Artillerie zu einem so hohen Grade potenzirt, dass gegen sie gar nicht aufzukommen wäre. Die Regel, — unter den Verhältnissen, wie sie bestehen, — die Artillerie so bald als nur immer möglich, nie aber vor der Sicherung des Emplacements durch Infanterie oder Cavallerie zur Geltung zu bringen, ist — bei der Langsamkeit der Fusstruppen und der beschränkten Zahl an Cavallerie — oft ein lästiges Hemmniss während der Einleitung des Gefechtes. Dennoch muss sie eingehalten werden, da ihre Vernachlässigung ein zu grosses Risico bedeutet.

Aber auch wenn die Vortruppen bereits einen gesicherten Raum vor der beabsichtigten Geschützstellung geschaffen haben, ist es zweckdienlich, vor der Batterie einige Unterofficiere zur Recognoscirung vorauszusenden. Wenn auch der Batterie-Commandant einige hundert Schritte vorausreiten muss, so ist nicht einzusehen, warum dieser — dessen Ersatz im entscheidenden Momente schwierig, und da der Wechsel im Commando zur Zeit äusserst misslich ist — im schlimmsten Falle immer das erste Opfer sein soll.

3. Es muss häufiger als wünschenswerth gerügt werden, dass die Artillerie im feindlichen Feuer auf Obertheilen von Höhen direct auffährt, statt im Sinne der diesfälligen reglementarischen Anweisung gedeckt abzuprotzen und die Geschütze in die Feuerlinie einzuschieben. Es ist dies freilich anstrengender, aber es werden — wenn im Frieden nicht geübt — dergleichen Dinge im Ernstfall leicht vergessen.

Solche Vortheile sind übrigens nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Disponirenden einer anderen Waffengattung der Beachtung werth, weil schon bei der Wahl der Geschützstellung manchesmal die Möglichkeit derselben entscheidend sein kann.

Bei der Cavallerie.

1. Auch die Cavallerie wird verhetzt, und ist ihre Kraft oft schon vor einer nöthig werdenden Attaque consumirt. Dabei muss man bedenken, dass dies jene Summe an Kraft ist, welche ein gewöhnliches Bauernpferd bei knapper Ernährung, 113 Kilogramm Belastung und einer Dienstzeit von 8 Jahren repräsentirt.

Die grosse Beweglichkeit dieser Waffengattung ist zu verführerisch, um nicht zum Anlass einer mehr und mehr wiederholten, nützlich scheinenden Verwendung zu werden. Allein die Schwierigkeit des Ersatzes verbietet im Kriege — die Schonung des Staatsschatzes im Frieden, die Überanstrengung des Pferdemateriales. Überdies ergibt sich aus der unüberlegten, verschwenderischen Verfügung mit den physischen Kräften der Reiterwaffe für die Truppenführer der principielle Nachtheil, dass sie sich ein falsches Urtheil angewöhnen, welches

auch den taktischen Erfolgen in hohem Masse abträglich werden muss.

Dieser Elementarfehler gegen die Ökonomie mit der nie im Überfluss vorhandenen Reiterei herrscht hauptsächlich desshalb vor, weil den Cavallerie-Commandanten gewöhnlich nicht klar gemacht wird, welche Anmarschlinie voraussichtlich die wichtigste sein dürfte, — von welchen Punkten Nachrichten am erwünschtesten sind. Die Folge davon ist, dass die Cavallerie — um dem Ehrgeiz ihrer Bestimmung, trotz der mangelhaften Orientirung, gerecht zu werden — nach allen Richtungen hetzt, solange der Athem der Pferde reicht. Endlich folgt gezwungener Weise ein mässigeres Tempo. In seinem Gefolge aber verspäten sich dennoch die Nachrichten.

Erfährt hingegen der Cavallerie-Commandant, von wo die Nachrichten am dringendsten gefordert werden, so reitet er selbst in diese Richtung und nimmt die besten Pferde mit. Sind die Distanzen zu gross, so wird es gut sein, Relais aufzustellen.

2. Im Allgemeinen wäre der Cavallerie zu empfehlen, mehr Werth auf die Qualität als auf die Quantität ihrer Meldungen zu legen.

3. Im Detachements-Kriege gemischter Waffen steht gewöhnlich nicht so viel Cavallerie zu Gebote, dass sie nebst dem Aufklärungs- und dem bis in die weiteren Perioden des Gefechtes fortgesetzten Nachrichtendienste noch viel von ihrem offensiven Elemente daransetzen könnte. Die Forderungen an ihre Kampfthätigkeit sollten auf das vernünftige Minimum beschränkt bleiben: Abweisung der feindlichen Reiterei aus dem unserer Action gefährlichen Beobachtungsrayon, nur unter den günstigsten Verhältnissen zu bethätigende Bedrohung feindlicher Artillerie und, als äusserste Ausnahme, eine erfolgversprechende Demonstration gegen deroute Infanterie, — das ist das Höchste, was hier berechtigter Weise verlangt werden kann.

4. Einzelne Recognoscirungs-Patrullen reiten an die gegnerische Colonne in einer unrichtigen Art an. Nicht auf die Tête, sondern in die Flanke, von wo die ganze Colonne abgezählt werden kann, sollen die Patrullen gravitiren.

Es ist nicht geschickt, sich zum Zwecke der Recognoscirung mit der ganzen Patrulle auf einer Anhöhe u. dgl. zu zeigen, wie es mitunter geschieht. Der Commandant allein, wenn thunlich abgesessen, darf sich, wenn es eben nicht anders geht, zeigen. Den Grundsatz, dass in einer Patrulle der Führer das zweckthätige, die Mannschaft das den ersteren beschützende Medium zu sein hat, festgehalten, wird sich unter 10 Fällen neunmal das oben Gesagte durchführen lassen. Die Mannschaft wird vorhandene Terrain-Masken ausnützen und auf einen Wink oder Pfiff ihren Führer aus gefährlichen Situationen heraushauen können.

5. Während des Gefechtes hören gewöhnlich alle Recognoscirungen in der Flanke und die Meldungen über Vorgänge im Rücken des Feindes auf.

Wo sie vorkömmt, ist diese Versäumniss unverantwortlich. In der Austastung des Flanken- und Rücken-Terrains des Gegners bietet sich ja der Cavallerie eines der verdienstvollsten Felder ihrer vielseitigen Thätigkeit. Die Gewinnung von Auskünften über die Vorgänge in der Tiefe der feindlichen Formation, die das unausgesetzt drohende Geheimniss birgt, dann die rechtzeitige Vermittlung derselben an die eigene Gefechtsleitung, das sind Künste, die ausschliesslich nur in den Händen der Reiterwaffe gedeihen.

6. Das Feuergefecht der abgesessenen Cavallerie ist meist nichts als eine regellose General-Decharge.

Wiewohl die einstige Antipathie der cavalleristischen Kreise neuerer Zeit einer versöhnlicheren Stimmung gegen das Feuergefecht zu Fuss gewichen zu sein scheint, so wird es immer noch der alle Wunden heilenden Zeit bedürfen, bis sich diese Kampfart einer vollen Anerkennung und Popularität erfreuen kann.

Der schwierigste Punkt dieser Frage ist die rasche und richtige Erkenntniss jener Ausnahmsfälle, — denn als solche muss man sie unbedingt betrachten, — in welchen die Anwendung des Feuergefechtes der Cavallerie geboten ist. Wenn dies sich aus den Verhältnissen ergibt, dann muss auch die Sache mit allem Ernste angepackt und durchgeführt werden. Eine derartige Action ist in der Dauer meist auf eine Zeit beschränkt, die kaum nach Viertelstunden bemessen werden kann. Nichtsdestoweniger, oder vielleicht umsomehr soll das kurze Intermezzo nach allen Regeln, die das Reglement hierüber an die Hand gibt, durchgeführt und zur Anschauung gebracht werden.

Moralische Fehler.

Wer Truppenübungen unbemerkt zugesehen hat und dann einmal als Inspicirender kömmt, kennt den Unterschied in den Ausführungen: — das ist Befangenheit, die selbst in Fällen Einfluss nimmt, in welchen auf einen Befehl wie „Präsentirt“ oder „Schiessen“ eben gar nichts anderes commandirt und ebensowenig anderes ausgeführt werden kann als das, was im Reglement unabänderlich vorgeschrieben ist. Wer aber oft an der Seite Höherer und noch öfter allein zur Truppe reitet, dem muss es auffallen, wie zuweilen eine ganz unbefangene Frage oder Bemerkung zu einer Änderung der Disposition führt, die durchaus keine Verbesserung nach sich ziehen kann, und dass derselbe Commandant — wenn er unbeirrt für sich arbeitete — ein besseres Resultat erzielt hätte: — das nun ist nicht mehr Befangenheit, — das ist Unentschiedenheit, ist Mangel an einer dem Commandanten zur

Verfügung stehenden Begründung seiner Maassnahmen. Ist eine vernunftgemässe Motivirung vorhanden, dann kann man seine Ansichten gegen Jedermann vertreten, — natürlich nicht ohne die im Reglement begründete, schuldige Ehrerbietung und mit Ausschluss starrsinniger Behauptungen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung im Soldatenleben, dass Menschen, die dem Tode ruhig in's Auge geblickt, oder doch ihrem Berufe entsprechend in jedem Augenblicke bereit sind, diese Grenzlinie zwischen Sein und Nichtsein kaltblütig zu überschreiten, so oft einer momentanen Verblüffung zum Opfer fallen, wenn ein Höherer in der berufensten Weise ihre Zirkel stört. Aber so interessant dieses psychologische Räthsel auch ist, — es eignet sich nicht gut zu einer eingehenden Zergliederung. Die Natur unseres Standes verbietet es, in der Erörterung gewisser Fragen den Weg der nackten realistischen Methoden zu betreten. Es soll deshalb hier nur auf die Denkweise eingegangen werden, die dem berührten Fehler vorzubeugen geeignet ist.

Vor Allem entschlage man sich der irrthümlichen Anschauung, wonach hinter jeder Frage oder Bemerkung eines Vorgesetzten ein Damokles-Schwert drohen müsse. Im Gegentheil fasse man dieselben als das auf, was sie sind: als die naturgemäss gebotenen Mittel, welche jedem Vorgesetzten dazu dienen, um seine Untergebenen kennen zu lernen, und anderseits den pflichtgemässen Einfluss zu üben.

Eine zweite Regel wäre das Festhalten an der specifisch militärischen Gewohnheit, Erwiderungen auf das Genaueste in dem Umfange der Frage zu halten und Erklärungen nur in jenen Fällen dem Vorgesetzten vorzutragen, wo solche unzweideutig gefordert werden, oder wo erfolgte Ausstellungen offenbar in gewissen, dem Vorgesetzten unbekannten Umständen ihren Grund haben.

Die Antworten, welche in dem hier gedachten Verhältnisse gegeben werden, sollen kurz und knapp den Anforderungen der Frage genügen, ohne auf nebensächliche Gebiete abzuschweifen. Ferne bleibe ihnen der Versuch, wirklich vorhandene oder vermuthete Klippen dialektisch zu umschiffen. Er führt selten zum erwünschten Ziele.

Sehr schädlich ist das starre Festhalten an der Idee, dass die acceptirte eigene Anschauung über die Lösung eines concreten taktischen Problems die allein richtige sein könne.

Da schliesslich Irren menschlich ist, so ist die Scheu, einen vorgekommenen Fehler ganz ruhig einzugestehen, durch gar nichts gerechtfertigt. Ein Vorrath an zurückgelegter nützlicher Arbeit, an redlich erstrebtem Verdienst ergibt das Bewusstsein des eigenen Werthes, und dieses den Muth, welcher in einem solchen freimüthigen Geständniss nichts Beunruhigendes wahrzunehmen vermag.

Lineare Fehler.

Äusserungen der Vernunft — und das sollen ja alle taktischen Maassnahmen sein — durch Linien anschaulich zu machen, erscheint auf den ersten Blick befremdend. Da aber alle diese Vernunftäusserungen durch Truppen ausgeführt werden, und diese im Terrain, in jeder Form, entweder Bewegungs- oder Linien des Widerstandes darstellen, so ist die Versinnlichung derselben durch geometrische Constructionen nicht nur erlaubt, sondern sie ergibt die der Auffassung zugänglichste Methode einer rationellen Schlussfolgerung.

Die Anlage jeder taktischen Unternehmung enthält in sich den gesunden oder krankhaften Keim für ihr schliessliches Gelingen oder Misslingen. Dieser Ausspruch gilt für alle Thätigkeiten des Krieges, welche — in sich ein abgeschlossenes Ganze bildend — Truppen-Complexen, von der Patrulle angefangen bis zu den Einheiten höchster Ordnung, zufallen können.

Abgesehen von jedem Detail heben sich vom Plane der taktischen Führerthätigkeit drei wesentliche Fragen ab. Diese sind:

Die allgemeine Bewegungsrichtung, um den Actionsraum zu gewinnen.

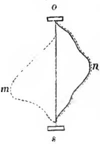
Die Annahme des Gefechtsverhältnisses durch die Truppen nach der sich ergebenden Situation in diesem Raume.

Die Hauptrichtung der im Kampfe zu verwerthenden Kraft.

Es bedarf wohl keiner eingehenden Erörterung, um nachzuweisen, dass die rasche und correcte Beantwortungs-Fähigkeit der erwähnten drei Fragen über den Erfolg der Führung entscheidet. Ja man könnte behaupten, dass diese Fähigkeit allein genüge, um den Werth des Individuums als eines selbständigen Befehlshabers zu schätzen.

Um im Folgenden möglichst klar zu werden, erscheint es zweckfördernd, für gewisse Begriffe und für den Umfang der vorliegenden Abhandlung die bezeichnenden Ausdrücke zu wählen.

Fig. 3.



So wird hier unter „Innere Linie“ die kürzeste Verbindung *so* Fig. 3, zwischen dem Ausgangspunkte einer taktischen Unternehmung *s* (dem taktischen Subject) und dem erwählten oder befohlenen Endpunkte derselben *o* (dem taktischen Object) deshalb verstanden, weil jede andere mögliche Verbindung *sno*, *smo* ausserhalb derselben liegt. Diese innere Linie ist, geometrisch aufgefasst, eine Gerade und muss im taktischen Sinne insoweit modificirt gedacht werden, als es die Gang

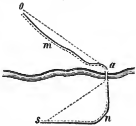


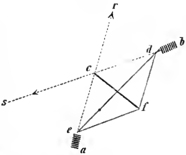
Fig. 4

barkeit des Terrains gebietet. So heisst es noch immer „auf der inneren Linie marschiren", wenn der Weg *sao*, Fig. 4, eingeschlagen wird, so lange man es vermeidet, beispielsweise nach *n* oder *m* abzuweichen.

Hiebei ist aber die innere Linie durchaus nicht in einem derart beschränkten Sinne aufzufassen, als ob ihr nur die Breite eines Colonnenweges zukäme. Im Gegentheil verträgt es sich mit diesem Begriffe vollkommen, wenn sie als ein der Stärke des agirenden Truppen-Complexes entsprechend breiter Bewegungsraum aufgefasst wird, in welchem auch mehrere Colonnen auf gleicher Höhe vorrücken können. Sie ist sozusagen die auf das taktische Maass verjüngte Operationslinie.

So ist auch die Entlehnung des Ausdruckes „Resultirende" in einem analogen Sinn erlaubt. Damit wird jenes Entwicklungsverhältniss gemeint, welches sich naturgemäss aus den Anmarschrichtungen *ar* und *bs*, Fig. 5, zweier Gegner im Rencontre ergibt. Diese Anmarschrichtungen sind nämlich als sichtbare Willensäusserungen der Gegner zu betrachten. Da aber bei beiden neben der positiven Absicht, die angestrebten Räume zu erreichen, noch die Sicherung des eigenen und die Gefährdung des feindlichen Rückzuges in die Combination einbezogen wird, so ergibt sich, dass sowohl der von *a* nach *r*, als der von *b* nach *s* Marschirende — caeteris paribus — unmöglich à cheval der Marschlinie aufmarschiren, sondern nur eine aus der gegenseitigen Situation resultirende Front annehmen kann

Fig. 5.

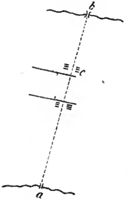


Abstract genommen und unter der Voraussetzung, dass beide Gegner logisch vorgehen, lässt sich folgern, dass die natürlichen Gefechtslinien beider Theile parallel zu der Diagonale *cf* und symmetrisch zu jener *de* des Parallelogrammes *cfde* liegen sollten, — eines Parallelogrammes, welches zu den beiderseitigen Anmarschlinien, aus den Punkten *d* und *e*, auf welchen der Entschluss zur Entwicklung für die Offensive einerseits, die Defensive anderseits gefasst wird, construirt gedacht werden muss.

Nach diesem Ideengange zeigt sich, dass die Entwicklung à cheval der Bewegungslinie nur in dem Einen Falle richtig ist, wenn die Anmarschrichtungen beider Theile in gegenseitiger Verlängerung laufen, weil dann die Resultirende senkrecht und symmetrisch zu den letzteren ausfallen muss.

Endlich wird hier jene — entweder durch das Terrain bestimmte oder ideale — Gerade, welche den nächsten gefährlichen Punkt auf der sich aus der Situation ergebenden Rückzugsrichtung des defensiven Theiles *b*, Fig. 6, mit dem empfindlichsten, ähnlich aufgefassten Punkt auf der eigenen Rückzugslinie *a* verbindet, „Schwerpunktslinie“ genannt.

Fig. 6.



Unter allen Umständen gebietet die Vernunft, die Hauptkraft *c* in dieser Richtung zum entscheidenden Stosse zu führen, wenn der doppelte Zweck:

energischer Angriff gegen die Rückzugslinie des Gegners, und verlässliche Behauptung der eigenen Rückzugslinie,

erreicht werden soll.

Selbstverständlich werden, hier wie überall, Motive wie: Kräfteverhältniss, Ungunst des Terrains u. dgl. Abweichungen von der theoretischen Forderung rechtfertigen.

Die Linear-Fehler im Sinne der vorangegangenen Erläuterungen sind folgende:

1. Die Ausserachtlassung der inneren Linie. Das Vorrücken auf der inneren Linie ist die Verkörperung des entschlossenen Losgehens auf den Gegner. Dass sie so selten eingehalten wird — daran ist die liebe eigene Bequemlichkeit, unter dem durchsichtigen und fadenscheinigen Schleier der Truppenschonung schuld.

Nur wer sich auf der inneren Linie *ab*, Fig. 7, 8, 9, bewegt, ist gut basirt, d. h. er hat seine Rückzugslinie gerade, Fig. 7, oder

Fig. 7.



Fig. 8.

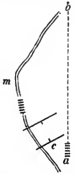
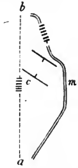


Fig. 9.



mindestens — im Vergleich mit einem Gegner, welcher auf einer äusseren Linie vorgeht — weniger excentrisch, Fig. 8, 9, hinter sich, gegen einen Punkt, wo für den Schwarm der Zug, für den Zug die Compagnie, für grössere Heeresabtheilungen der Schutz gewährende Terrain-Abschnitt vorhanden ist.

Erste Gefechtsregel aber ist: die Basirung vor dem Eintritt in den Kampf. Und diese erzielt man am einfachsten, wenn man, mindestens mit einem ausgiebigen Theil der disponiblen Kraft, auf der inneren Linie *c*, Fig. 7, oder nächst derselben *c*, Fig. 8, 9, steht.

Und dies gilt für die Partei, welche sich an die innere Linie hält, ob nun der Znsammenstoss mit dem diese Regel nicht befolgenden Gegner früher *c*, Fig. 8, oder später *c*, Fig. 9, stattfinde, in wenig verändertem Maasse.

Hierin wird nun am allermeisten bei Manövern gefehlt, indem der bequemste Strassenzug — wenn er gleich in ungünstiger Richtung läuft, d. h. eine äussere Linie bildet — zur Anrückung benützt wird, um sich noch dazu für das Gefecht à cheval aufzustellen.

Das taktische Gewissen bezüglich der inneren Linie wird dann höchstens durch die Entsendung einer Flankendeckung beruhigt, statt dass dort die Hauptkraft ihre Verwendung fände.

Angenommen: Fig. 8 nnd 9, bei *a* und *b*, stünden zwei Gegner, welche auf einander loszugehen haben. Die directe Verbindung *ab* sei ein schlechter steiniger Weg ohne Aussicht, die Pferde stolpern, die Colonne muss Marsch-Directions-Objecte wechseln, sie muss geführt werden. Die weitere indirecte Verbindung *amb* sei eine Strasse, die Pferde oder wenigstens die Reiter können im Gange schlafen, alles marschirt der Nase nach, Niemand braucht Dispositionen u. s. f. Nun können sich die zwei Gegner je nach der Abmarschzeit oder sonstigen Umständen auf verschiedenen Punkten ihrer Marschlinien treffen und nach den eingelangten Meldungen der Aussentruppen gegen einander zum Gefecht aufmarschiren. Ein jeder von ihnen will basirt sein. Untersucht man durch Anwendung der Zeichnung, Fig. 8, 9, verschiedene mögliche Situationen, so zeigt sich einerseits: dass der auf der inneren Linie Marschirende sich jedesmal leicht und zwanglos basiren und seinen, auf einer äusseren Linie vorrückenden Gegner mit der Abdrängung bedrohen kann, selbst dann, wenn das Rencontre nahe am Basispunkte des Letzteren, Fig. 9 *c*, eintritt, — anderseits: dass der nicht auf der inneren Linie Marschirende sich niemals gut zu basiren vermag und — wenn er es dennoch wollte — seine Flanke preisgeben muss.

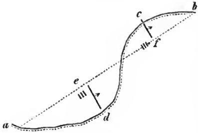
Ausser dem oben berührten Fall (Fig. 4), wo die Brechung der inneren Linie durch die Ungangbarkeit des Terrains bedingt erscheint, können auch andere Umstände ein temporäres Abweichen von derselben unvermeidlich machen, z. B. aufgeweichter Boden, in nicht zu starken Krümmungen liegende vortheilhafte Deckungen oder bei Friedensübungen zu schonende Culturen.

In solchen Fällen muss wohl von der Einhaltung der stricten inneren Linie Umgang genommen werden. Unter allen Umständen aber soll es angestrebt werden, mit dem Eintritte in das Gefecht die

Hauptkraft auf die eigene Rückzugslinie und möglichst nahe der inneren Linie zu disponiren.

Ist z. B. der von *a*, Fig. 10, über *d*, *c* auf *b* Vorrückende zur Entwickelung in *d* gezwungen, so wird es sich empfehlen, mit dem stärkeren linken Flügel gegen *e* vorzutreiben; in *c* wird der rechte Flügel stark und gegen *f* vorgeschoben werden müssen.

Fig. 10.



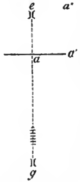
2. Verkennung der Resultirenden. Der zweite lineare Fehler wird oft beim Aufmarsch zum Gefecht begangen, entsteht aber noch öfter schon durch die Ausserachtlassung der inneren Linie beim Anmarsche. Diese Vernachlässigung will dann später — gewöhnlich zu spät — durch ein überstürztes Verschieben, durch Frontverlängerungen und dabei unvermeidliches Schreien, durch Laufschritt verbessert werden.

Dies Alles kann vermieden werden, wenn die lineare Resultirende als rohe Basis der durch Rücksichtnahme auf alle sonstigen taktischen Verhältnisse zu corrigirenden und vernunftgemäss endgiltig festzustellenden Gefechtsfront angenommen wird.

Vor der Vertheilung der Kräfte, also gegen den Schluss der Einleitungs-Periode, muss bereits jene Hauptfront der Vertheidigung so gut wie des Angriffes angenommen sein, welche ein ruhiges, zielbewusstes Weiterdisponiren verbürgt.

3. Vernachlässigung der Schwerpunktslinie der Kraft während des Gefechtes. Die Regel: wo nur immer möglich, in der Offensive oder im Rückschlag aus der Defensive den entscheidenden Stoss in der Richtung auf den empfindlichen Punkt der feindlichen Rückzugslinie zu führen, ohne hiebei den eigenen Rückzug preiszugeben, — eine Cumulirung von Bedingnissen, der durch die bereits definirte Schwerpunktslinie am einfachsten Rechnung getragen wird, — findet nicht immer die ihr gebührende Beachtung.

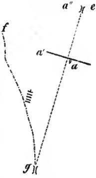
Fig. 11.



Diese Schwerpunktslinie wechselt je nach der Configuration des Terrains, namentlich der den Anmarsch ermöglichenden Communicationen oder gangbaren Streifen.

Sind in Fig. 11 *g* und *e* die den Rückzug beider feindlichen Parteien beeinflussenden Defiléen, so ist *ge* die Schwerpunktslinie für beide Theile und *a* der theoretische Angriffspunkt für die Süd-Partei. Analog ist dies in Fig. 12 der Fall,

Fig. 12.



mit dem Unterschiede, dass in Fig. 11 die beiden Anmarschlinien ineinander fallen und zugleich mit der Schwerpunktslinie identisch sind, während in Fig. 12 angenommen wird, dass die Süd-Partei eine andere Richtung, nach *f*, bis zum Rencontre verfolgte. Auch in diesem Falle ist der Punkt *a*, wo die gegnerische Gefechtsfront von der Schwerpunktslinie *g e*, Fig. 12, geschnitten wird, der günstigste Angriffspunkt für die Hauptkraft. Hat aber der Gegner eine Aufstellung genommen, die diesen Punkt nicht deckt, so ist dies ein Vortheil, der ausgenützt werden muss.

Freilich wird es oft eintreten, dass der so gedachte Normal-Angriffspunkt *a*, Fig. 11, 12, von zu grosser localer Stärke ist, um ihn mit der disponiblen Kraft zu bezwingen, dass also der energische Angriff gegen einen taktisch günstiger gelegenen Punkt, einen Flügel, z. B. *a′* gerichtet werden muss, Dann aber darf nachdem gelungenen Angriffe die weitere Vorrückung nicht — wie es öfter geschieht — in der einmal erlangten Richtung, z. B. nach *a″*, dirigirt werden. Sache der Disposition wird es dann sein, mit Aufbietung aller Mittel wieder auf oder doch möglichst nahe an die Schwerpunktslinie loszugehen.

Eine Ausserachtlassung dieser Regel würde einen manövrirfähigen Gegner — selbst ohne nachgerückte Reserven oder Verstärkungen — nur zu leicht einladen, sich nunmehr auf die von dem sorglos weiter Marschirenden preisgegebene Rückzugslinie zu werfen.

In ähnliche, nur weitaus grössere Nachtheile begäbe sich endlich derjenige, der da versuchen wollte, diese Schwerpunktslinie durch blosses Manövriren, ohne Gefecht und ohne Beschäftigung der ganzen gegnerischen Front zu erreichen.

Wenn hier die geometrische Methode zur principiellen Lösung taktischer Probleme, wie sie sich bei jeder Friedensübung und ebenso im wirklichen Kriegsfalle ergeben, zurechtgelegt und empfohlen wird. so erscheint es geboten, die eindringlichste Warnung vor einem starren Formalismus, zu welchem diese Art der Schlussfolgerung verführen könnte, unmittelbar anzufügen. Diese Gefahr liegt aber nicht so nahe für denjenigen, der vor allen Dingen nur das für jeden concreten Fall Passende seinen Zwecken dienstbar macht. Das geometrisch ermittelte Resultat ist eben nur im abstracten Sinne richtig und erhält seine Lebensfähigkeit erst durch die Modificirung nnd Richtigstellung nach den sonstigen, in unendlich mannigfachem Wechsel auftretenden Einflüssen.

Wer nun, im obigen Sinne, auf der inneren Linie marschirt, in der Resultirenden entwickelt und längs der Schwerpunktslinie schlägt

solange der Gegner keine Blösse bietet, sobald aber dieser glückliche Fall eintritt, mit der ganzen Elasticität eines selbständigen Geistes einen neuen, der neuen Situation angepassten Plan erfasst und energisch durchführt, der hat das glückliche Gemisch von Theorie und Praxis gefunden. Leider ist dieses Gemisch kein solches, das für alle Eventualitäten im Voraus präparirt werden könnte. Das Recept muss für jeden concreten Fall frischweg erfunden werden.

Taktische und zu solchen führende Fehler.

1. Napoleon's „pondre sur la carte“ ist gut im Zimmer, um sich die gegenseitigen Verhältnisse der Objecte, Hindernisse und die Linien des Strassennetzes einzuprägen und im Terrain die stete Orientirung zu erhalten. Nach der Karte allein disponiren zu wollen, führt hauptsächlich zu zwei taktischen Fehlern: entweder wird in Folge der naheliegenden Täuschung in den Grössenverhältnissen die Gefechtsausdehnung zu gross, und es erfolgt im letzten Augenblicke, oftmals noch bei Beginn des Gefechtes, eine Verschiebung oder eine vorzeitige Verwendung von Reserven, um die Lücken zu stopfen, oder es wird ein Angriff, z. B. auf den Flügel des Gegners, gegen einen Punkt disponirt, wo der supponirte Feind gar nicht mehr steht.

Überhaupt gewöhnt man sich sehr leicht daran, von den Karten und Plänen mehr zu verlangen, als sie leisten können. Gute Karten sind ein unschätzbarer Ersatz für den Einblick in das Terrain, wo dieser unmöglich ist. Das ist aber auch die Grenze für ihre Benützung; was darüber geht, ist vom Übel. Wenn man einmal das Gelände vor Augen hat mit seinen natürlichen Raumverhältnissen, mit der lebendigen Plastik, dann wird das papierene Surrogat am besten versorgt und erst dann wieder hervorgeholt, wenn es sich um verdeckte Partien handelt. Schon die Erfahrung, nach welcher Kriege oft in Ländern geführt werden, von welchen keine oder nur ungenaue Aufnahmen existiren, und die Erwägung, dass technische Schwierigkeiten die Dotirung mit Karten einschränken können, soll davon abhalten, sich durch die Gewohnheit zum Sklaven dieses Orientirungsmittels zu machen.

2. Häufig hören die Dispositionen nach den ersten allgemeinen Angaben, die das Generalrecept für die ganze Übung vorstellen sollen, gänzlich auf. Solange dann der allgemeine Zug nach vorwärts — wenn auch nicht immer in zweckentsprechenden Richtungen — nicht aufgehalten wird, geht eben alles vor. Tritt aber die Nothwendigkeit einer partiellen Directionsveränderung oder gar des Rückzuges ein, und die Dispositionen bleiben aus, so ist nur allgemeine Unordnung die Übung des Tages gewesen.

Wenn die Commandanten mit vollem Rechte die Ausführung ihrer Dispositionen erwarten können, so haben die Unter-Commandanten

ein anderes Recht: „die Forderung von Dispositionen". Um diesem Verlangen gerecht zu werden, muss in dem Verhältnisse, als der Organismus grösser wird, der Blick des Oberbefehlshabers immer ausschliesslicher für die bedeutenden Factoren gewahrt bleiben.

Die Theorie stellt bekanntlich — für die grossen Verhältnisse des Krieges — die Zahl sieben als lenkbares Maximum an Einheiten auf, und dieselbe Zahl scheint auch für kleinere und kleinste Verhältnisse richtig zu sein. Besser aber ist es jedenfalls, wenn nnter diese Maximalzahl herab gegangen werden kann. Daraus folgt die Regel, den für eine isolirte Unternehmung zur Verfügung stehenden Truppen-Complex in eine je geringere Zahl selbständiger Gruppen zu zerlegen und diese Gliederung, wo nur immer möglich, während der ganzen Dauer der Action beizubehalten. Ist aber eine Ändernng in ihrem Bestande unvermeidlich, so geschehe dies durch stricte Befehle im Wege der Gruppen-Commandanten und nicht durch directen Eingriff über deren Köpfe hinweg.

Setzen wir z. B. bei einer Übung mit gemischten Waffen, anstatt 5 Bataillone, 1 Cavallerie-Abtheilung und 1 Batterie, — eine in der Front hinhaltende und eine flankirende Infanteriegruppe, die Cavallerie, die Batterie und die Reserve, so sind schon die Einheiten von 7 auf 5, — und wenn man erwägt, dass die Reserve eigentlich dem Commandanten en chef direct untersteht, — auf 4 herabgesetzt. So hat man nicht mehr irgend einem Bataillon nachzuspüren, sondern nur auf die verminderte Zahl von Gruppen zu denken und diese zu disponiren.

3. Leider wird es noch viel zu oft beobachtet, wie einzelne Commandanten sich absolut nicht enthalten können, in die Verrichtungen ihrer untergeordneten Truppenführer einzugreifen, selbst da, wo es durchaus nicht durch den Zwang der Verhältnisse geboten erscheint. Es ist dies nichts Anderes als ein undefinirbarer Thätigkeitsdrang, der sich mit der oft weit über die innehabende Dienstsphäre reichen den Gewalt nicht begnügen mag, oder sie zu beherrschen ausser Stande ist und die Ableitung nervöser Erregtheit auf meist kleinliche Nebendinge zu erzielen sucht.

4. In den Dispositionen zur Einleitung der Übungen, das heisst für die Inmarschsetzung, hört man viel zn oft das Wort „wenn". Das beweist immer, dass sich der Disponirende nicht genügend in den von der Aufgabe supponirten Kriegsfall hineingedacht hat. Gedanken sind zollfrei, und daher bleibt es ja unbenommen, die Phantasie spielen zu lassen und im Geiste ein Kaleidoskop der verschiedensten Möglichkeiten zu rotiren. Nur soll man sich enthalten, durch Zugaben auf die in unseren Reglements so richtig umschriebenen Dispositions-Inhalte die Auffassung des Angeordneten schwankend zu machen

Am schädlichsten aber ist das auf diesem Wege nur zn leicht erwachsende Reminisciren auf — in den beschränkten Übungsrayons

der Garnisonen nahe liegende — in entfernter oder jüngster Vergangenheit unter ähnlichen Cautelen vorgekommene Übungsaufgaben. Es führt nur zu vorgefassten Meinungen, die meist vom Wege der Vernunft abirren lassen.

5. In der Wahl des Angriffspunktes kommt in vielen Fällen der Missgriff vor, wonach — wegen des Kampfes um die Verbindungen — der taktisch schwerere Flügel hierzu ausersehen wird; als ob man — nach Bewältigung des taktisch leichteren Flügels oder eines sonstigen Punktes der gegnerischen Aufstellung, wenn auch mit Zeitverlust, — nicht auch noch gegen die Rückzugslinie wirken könnte. Dieser Missbrauch der Begriffe des leichten und starken Flügels, im einseitigen Hinblick auf den strategischen, gelangt hier zur wiederholten Besprechung, weil ein solch starres Festhalten an, wenn auch noch so berechtigten Axiomen, die nachtheiligsten Folgen nach sich zu ziehen geeignet ist.

6. Wo nicht eine klare Vorstellung darüber existirt, in welcher Richtung der Hauptangriff zu führen ist, wird die ganze zur Disposition stehende Truppe oder doch ein unverhältnissmässiger Theil derselben an der Front des Gegners engagirt, ob sich dieser nun zersplittert hat oder nicht. Dann bleibt für die Entscheidung zu wenig übrig.

Um in der Durchführungs- und Entscheidungs-Phase mit genügenden Kräften verfügen zu können, ist es zu vermeiden, im Einleitungskampfe mehr als unbedingt nöthig zu engagiren. Will man den Grundsatz: „Die Vorbereitungen zum Angriffe müssen so getroffen werden, dass die gesammte verfügbare Kraft verwerthet werden könne“, mit Erfolg hoch halten, so heisst es: so lange als möglich ökonomisiren, — aber wenn es gilt: bis zum letzten Manne einsetzen. Am günstigsten wird es immer bleiben, wenn es sich vorsehen lässt, dass den zur Einleitung des Gefechtes verwendeten Truppen das fernere Festhalten der Front anheimgegeben werden kann.

7. Die zu grosse Ausdehnung der Gefechtsfronten hängt zumeist mit einer gleichmässigen Vertheilung der Streitkräfte in denselben zusammen.

In der Defensive erübrigt dann gewöhnlich keine genügend starke Reserve zu kräftigen Rückschlägen oder zur Schaffung von widerstandsfähigen Stützpunkten, weil nicht nur alles, sondern alles auch gleich stark besetzt wurde. Eine solche gleichmässige Besetzung irgend einer Aufstellung bricht in Vorhinein über sich selbst den Stab.

8. Noch verhängnissvoller müsste derselbe Fehler der gleichmässigen Kräftevertheilung im Angriffe werden. Unter allen Verhältnissen bringt er den Truppenführer in den Verdacht der Unentschiedenheit über jene Stelle der feindlichen Aufstellung, welche sich als Schwäche darbietet. Es kann nun vorkommen, dass nur ein solcher wunder Punkt, oder dass mehrere evident sind. Im ersten Falle gibt

es keinen Zweifel; im zweiten schwanke man nicht lange, entschliesse sich und wende gegen den gewählten imponirende Gewalt an.

9. „Wer umgeht, der ist umgangen" (Erzherzog Carl). Gefahrlose Umgehung setzt also eine gewisse Überlegenheit in der Stärke voraus. Da aber bei Friedensübungen keine Abtheilung den Unterricht im Gefechte versäumen soll, somit ein bedeutender Überschuss zur Erreichung eines, die Umgehung rechtfertigenden Kräfteverhältnisses zwischen den beiden Parteien selten verfügbar ist, so hätte dieses Manöver lieber zu unterbleiben. Es wäre hier am besten, sich auf die verwandten Bewegungen der Umfassung mit gleichzeitigem energischen Druck auf den Flügel in der Fronte, oder höchstens auf den Flankenangriff im Gewehrschussbereiche zu beschränken.

Es will scheinen, dass an der unrichtigen Anwendung und Durchführung der flankenbedrohenden Angriffs-Evolutionen zum Theile eine Unklarheit in der Definition der gebräuchlichen Abstufungen derselben Schuld trägt. Diese Abstufungen — die Umfassung, der Flankenangriff und die Umgehung — sollen im Folgenden einer begrifflichen Abgrenzung unterzogen werden.

Die Umfassung charakterisirt sich dadurch, dass bei ihr der offensive Flügel — über den feindlichen nicht zu weit hinausragend — in stumpfem Winkel zur festhaltenden Front vorgeht, ohne den innigen Contact mit letzterer aufzugeben. Er bezweckt, durch einen Theilerfolg an einer empfindlichen Stelle der feindlichen Aufstellung, deren Gesammtkraft zu erschüttern und einen indirecten Einfluss auf die Verbindungen des Gegners zu inauguriren. Mit der Umfassung sollte man sich vernunftgemäss überall begnügen, wo die eigene Überlegenheit an Kraft nur so gross ist, dass man überhaupt aus ihr den Entschluss zum angriffsweisen Vorgehen rechtfertigen kann.

Der Flankenangriff geht einen Schritt weiter, indem er ausgiebiger als die Umfassung ausgreift und mit der demonstrativen Front einen sich dem rechten nähernden Winkel bildet. Er zeigt schon deutlich die Tendenz des Aufrollens und der eventuellen Einwirkung auf die feindliche Rückzugslinie. Immerhin hält er mit der Action des Ganzen einen wenn auch gelockerten räumlichen Contact Für den Flankenangriff ist das Gefühl einer entschiedenen Übermacht erforderlich, und kann ein solcher in den seltensten Fällen ohne besondere Gunst der Terrainverhältnisse vortheilhaft in Scene gesetzt werden. Sein Effect ist vornehmlich ein moralischer und auf dem dem Gegner octroyirten Zwange, seine Reserven zurückhalten zu müssen, beruhender.

Die Umgehung endlich kennzeichnet sich typisch als ein Manöver ausser dem Gefechts- oder Schussbereiche, bis es gelingt, durch mehr oder minder geheimgehaltenen Marsch unter vortheilhaften Terrain- und taktischen Bedingungen in den Kampf einzugreifen. Logistik, d. h. Zeit- und Raumberechnung, ist ihre Basis. Sie kann

sogar ganz getrennt, daher dem fortgesetzten Einfluss des Leiters der Unternehmung entzogen durchgeführt werden.

Die Umgehung setzt sich als ideales Ziel nicht nur das Aufrollen, sondern die gleichzeitige Unterbindung des feindlichen Rückzuges.

Nur ganz sicheres Bewusstsein des absoluten Übergewichtes, berechtigtes Pochen auf moralische Überlegenheit, correcter Calcul mit dem Moment niederschmetternder Überraschung, oder endlich die Opportunität — wenn z. B. die Umgehung durch eine aus einer grösseren Entfernung auf kürzerem Wege requirirte Truppe ausgeführt werden kann oder muss — rechtfertigt den Entschluss zu dieser Angriffsweise. Die Gefahr der Gegenwirkung im Sinne isolirten Schlagens gebietet grösste Vorsicht.

Überlegenheit, wie schon gesagt, widerstreitet dem Verlangen der Truppen nach Gelegenheit zur Übung im Gefecht; das moralische Übergewicht ist hier Carte blanche; von einer wirklichen Überraschung kann in dem meist genau bekannten Terrain und bei den nie ganz zu verheimlichenden Anordnungen für die übrigen Truppen der Garnison keine Rede sein, oder doch nur sehr ausnahmsweise. Folglich hat die Umgehung, insbesondere bei den der Stärke der betheiligten Truppen nach mittleren Übungen, kein Feld.

10. Es wird aus der normalen Marschordnung zu spät in die Form des Angriffsmarsches übergegangen.

Es ist erklärlich, dass man ausserhalb der Gefechts-Sphäre die bequemsten Communicationen sucht, beim ausgesprochenen Angriffsmarsch aber die vernünftigste, d. i. jene Vertheilung auf mehreren gerade zu Gebote stehenden Wegverbindungen, oder — wo die Bodenverhältnisse es rathsam machen — querfeldein auf Colonnenwegen, aus welcher man stets in der Lage ist, nach jeder Seite Front zu bieten, d. i. im Allgemeinen mit mehreren Colonnen auf gleicher Höhe. Dass man nicht gleich von Haus aus in einer solchen Formation abmarschirt, ist richtig; dass man im Ernstfalle nicht gleich bei jedem hörbar gewordenen Schuss in das Marsch-Echiquier übergeht, ist auch einzusehen; was aber nicht gebilligt werden kann, das ist die Gleichgiltigkeit, mit der bei Friedensübungen oft ohne Übergang in die breite Marschform weitergezogen wird, wo der erste Schuss beinahe immer anzeigt, dass die beiden Parteien bereits hart aneinander gerathen sind.

Die Rücksicht auf die Erhaltung des Mannes erlaubt eben nicht, die Parteien so weit von einander aufzustellen, als es der Übungszweck allerdings erfordern würde. Umsomehr — und da in den meisten Suppositionen ein Raumgewinn schon vor dem Beginn der Übung angenommen wird — sind die Motive gegeben, um die Einleitungen derart zu treffen, dass der erste Schuss — das Zeichen des Zusammenstosses — in eine Zeit fallen muss, in welcher die Marschformation

ein der raschen Entwickelung günstiges Echiquier-Verhältniss aufweisen, oder der Übergang in ein solches leicht und ungezwungen eingeleitet werden kann.

11. Eine tadelnswerthe Ausserachtlassung ist es, wenn die Vereinigung aus verschiedenen Gegenden zu einem gemeinsamen Gefechtszwecke anrückender Colonnen vor dem Gefechte nicht rechtzeitig angestrebt wird. Mindestens müssen die einzelnen Commandanten so schnell als möglich mit einander in Verkehr treten.

Unser Reglement bezeichnet diesen Fall als „Angriff in getrennten Gruppen" und gibt Directiven für die nothwendige Erhaltung der Verbindung unter denselben. Als hervorragendes Mittel ist da der Einklang mit der „Directionsgruppe" hingestellt, bei welcher sich auch der Commandant des Ganzen in der Regel aufhalten soll. Dies gilt aber für das Vorgehen bei bereits in Verbindung stehenden Gruppen.

Es kommt nun auch die Frage in Betracht zu ziehen, wann zu gemeinschaftlichem taktischen Beginnen aus verschiedenen Richtungen disponirte Truppen als vereinigt aufzufassen sind.

Diese Frage lässt sich im Allgemeinen dahin beantworten, dass der Moment der Vereinigung dann eingetreten ist, wenn die Gruppen-Commandanten derart in regelmässigen Verkehr getreten sind, dass sich der Rangsjüngere zur Disposition des Rangsälteren gestellt hat; weiters, dass der noch vorhandene räumliche Abstand und seine Gangbarkeit die Befehlgebung wie den Meldedienst und hiemit die correspondirende Kraftäusserung auf die Streitmittel des Gegners zulässig macht. Es ist eben das, was sich in militärischen Abhandlungen häufig mit dem Ausdruck des Handreichens umschrieben findet.

Als materiell greifbares Maass könnte wohl auch für die vollendete Vereinigung zum Kampfe der Schussbereich der Infanteriewaffe gelten.

12. Ein Fall, der bei der modernen Kriegführung sehr oft unvermeidlich wird, kommt selten zur Übung. Die Vermischung der Abtheilungen, die durch die successive Nährung der Feuerlinie aus den Reserven herbeigeführt werden muss, ist ein nothwendiges Übel, welches nur dadurch paralysirt werden kann, dass man im Frieden vorsorgt und die hieraus resultirende Unordnung — aber auch die Herstellung der zielbewussten Ordnung unter den reglementsmässig berufenen Commandanten — im Vor- und Zurückgehen vor die Augen der Soldaten und Officiere führt. Wird eine solche Übung regelmässig cultivirt, so wird die Erscheinung auch vor dem Feinde nichts Überraschendes und Bewältigendes mehr haben. Die Entwirrung des Knäuels und das mit aller Thatkraft geschickt durchgeführte Zusammenlesen der debandirten Abtheilungen im neuerdings schlagfertigen Zustande bildet eine der wichtigsten Anforderungen an die Umsicht und Routine der Führerschaft, an die Aufmerksamkeit und Disciplin der Mannschaft.

Es ist keine grosse Kunst, eine stramm geschlossene Abtheilung in der Hand zu behalten, aber alle diese Hunderte von Willenskräften in einem gegebenen Moment sich selbst zu überlassen, oder doch unter unbekannter Führung zu zersplittern und in einem anderen beliebigen Moment wieder unter den eigenen Willen zu zwängen, — das ist keine kleine Aufgabe, welche die moderne Taktik fordert.

13. Es kommt vor, dass der mindesten Bedrohung einer Flanke oder auch nur eines Flügels ohne weiteres die ganze Stellung geopfert wird, oder aber es wird versucht, dem Vorhaben des Gegners durch eine bis ins Unendliche fortgesetzte fadendünne Verlängerung der Front zu begegnen. Beides ist schlecht. Im ersten Falle hat man entweder von der Ausführung der Aufgabe abgestanden, oder muss dieselbe durch successive Stellungnahme in anderen Abschnitten fortzusetzen suchen, was nur unter den zwingendsten Verhältnissen als letztes Auskunftsmittel gerechtfertigt ist. Im zweiten Falle hat man in der kraftlosen Frontverlängerung das illusorische Mittel gewählt, welches nur von Gegners Gnaden zum Zwecke führen kann. Die rationellen und einfachen, in diesem Falle gebotenen Auskünfte bestehen in dem

Fig. 13.

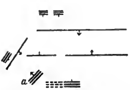


Fig. 14.

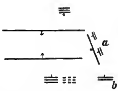
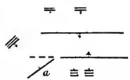


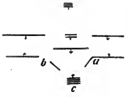
Fig. 15.



Vorführen der Reserve *a*, Fig. 13, auf den bedrohten Punkt; oder es ergibt sich die Möglichkeit, den feindlichen Flankenangriff *a*, Fig. 14, durch einen debordirenden Theil der eigenen Reserve *b* seinerseits in die Flanke zu nehmen; oder endlich es muss der bedrohte Theil des Flügels versagt werden, *a* Fig. 15, wobei immer rechtzeitig auf die Verstärkung desselben gedacht werden muss.

14. Wenn auch nur als Ausnahmsfall, sollte die taktische Angriffsform des Durchbruches nicht derart vernachlässigt werden, wie es geschieht. Sobald das Terrain dieselbe begünstigt, und die Kräfteverhältnisse die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges ergeben, ist er am Platze.

Fig. 16.



Die durchbrochene Defensive hingegen soll nicht gleich Chamade schlagen, da es doch für jedes Gift ein Gegengift gibt. Alle Autoritäten stimmen in der Ansicht überein, dass der kräftige Vorstoss einer intacten Reserve c, Fig. 16, zwischen den versagten inneren Flügeln *a b* an der Durchbruchsstelle

geeignet ist, das Gefecht herzustellen, ja den eingezwängten Keil zu zertrümmern.

Ähnliches gilt von der doppelten Umfassung. Auch sie sollte wie der Durchbruch wenigstens Einmal während einer Übungsperiode in der Aufgabe an die Hand gegeben und wo möglich zur Darstellung gebracht werden.

In allen letzterörterten Fällen gelangt bei beiden Theilen als Schluss der Kampfthätigkeit ein Zustand der Unordnung — ganz aus dem Leben gegriffen — zur Anschauung, dessen Entwirrung äusserst lehrreich gestaltet werden kann.

15. In den Momenten des mit allen Kräften genährten Aufeinanderprallens der Feuer- und Stosskräfte hängt der Grad, in welchem die Übung Nutzen gewähren kann, zum grossen Theile von der Thätigkeit der Schiedsrichter ab.

Im wirklichen Kampfe umfasst die Entscheidung höchst selten alle Theile gleichzeitig. Sie neigt wechselnd — bald hier bald dort — zu localer Gunst oder Ungunst und nimmt alle geistige Spannkraft der Führerthätigkeit in Anspruch.

Auch diese Zwischenfälle sollten bei den Übungen wenn nicht herbeigeführt, so doch bei ihrem spontanen Auftreten zur belehrenden Behandlung ausgenützt werden. Das erscheint aber nur dann möglich, wenn die Schiedsrichter nach bester Überzeugung, doch ohne Bangen — selbst wenn ihnen ein- oder das andere Mal in der Eile ein Lapsus gegen die strenge Logik der Thatsachen passiren sollte — mit aller Entschiedenheit ihres Amtes walten.

Wer das rechte Interesse und Verständniss des grossen Dienstes hat und ein warmes Gefühl für die Fortschritte des Ganzen, der wird über eine vielleicht nicht ganz begründete Niederlage seiner Partei keine unzeitige Empfindlichkeit zeigen, — ja sogar über die Gelegenheit erfreut sein, geschickte Gegen-Dispositionen treffen zu können, wenn nur er selbst und die Anderen dabei lernen können. Und schliesslich ist doch das verspätete oder schwankende Eingreifen der Schiedsrichter, wo es vorkommt, meist auf das Zartgefühl zurückzuführen, welches sich scheut, einem Kameraden etwas Unangenehmes anzuthun.

„Wer trumpft, wer verspielt!“ das sind nichtige Fragen, die den Ernst des militärischen Strebens im Friedensgeschäfte arg tangiren, Substituirt man dagegen die Fragen nach Geist, Geschick und classischer Kaltblütigkeit, so hat man die Beruhigung, auf dem Wege des klaren, objectiven Urtheiles zu gehen.

Dem schiedsrichterlichen Spruche soll in allen Fällen ungesäumt und willig Folge gegeben werden. Das ist eine weitere Übung und ein Prüfstein für den Appell in der Truppe, für das überzeugungstreue Pflichtbewusstsein der Officiere und Unterofficiere.

16. Eine übertriebene Ökonomie mit den Reserven, durch welche es möglich wird, dass ein dargestelltes Gefecht mit den Vortruppen allein, oder doch nur mit wenigen aus der Tiefe der Formation geschöpften Verstärkungen durchgeführt wird, verdient gerechten Tadel. Ein solcher Vorgang verstösst gegen den Geist des Reglements, welches — wie schon früher angeführt — mehrfach betont, dass der Gefechtszweck mit Einsetzung, selbst des letzten Restes an verfügbarer Kraft, auf das Entschiedenste angestrebt werden muss.

Es soll also jedem Leiter einer taktischen Unternehmung der Gedanke klar vor Augen stehen, dass die ihm zugewiesene Summe von Kampfmitteln wie eine gefüllte Börse sei, — sein Budget, das er schonen soll, aber auch zu erschöpfen vollkommen berechtigt ist. Kann er nach durchgeführter Aufgabe mit der Frucht der geleisteten Arbeit noch den Dispositionsfond oder doch einen beträchtlichen Rest desselben der günstigen Gefechts-Relation allegiren, — umso besser und ruhmreicher. Aber auch dann kann der Commandant beruhigt auf sein Werk blicken, wenn der Zweck erreicht, oder doch mit allen Mitteln angestrebt worden, und dies nicht ohne Opfer geschehen konnte.

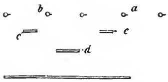
Die Opfer gestalten sich aber nach dem Wahrscheinlichkeits-Calcul desto geringer, mit je entschiedenerer Kraft zu den den Schlusserfolg combinirenden Kampfthätigkeiten angesetzt wird. Die Ökonomie mit den Reserven ist nur zeitlich ein Gebot der Klugheit: — es fragt sich nicht ob, sondern wann sie verbraucht werden sollen.

17. Die Wahrnehmung, wie oft auf den ersten Schuss der äussersten Spitzen der Aussenhut ein Stocken in den Echelons fühlbar wird, beweist ein Verkennen des vernünftig Gebotenen. Wenn einerseits keine Nothwendigkeit vorliegt, sich durch einen solchen ersten Schuss alarmiren zu lassen, so darf anderseits nicht unbeachtet bleiben, dass jeder Schritt Raumgewinn — wenn nicht allenfalls von Haus aus an einem eben erreichten Abschnitt die Defensive beabsichtigt war — nie schädlich, in den meisten Fällen aber von bedeutendem Vortheil ist. Die aus dem Vorhergehenden zu abstrahirende Regel ist einfach die, dass der eingetretene Contact der Aussenhut für alle Glieder des Marschsystems nur die Aufforderung zu erhöhter Aufmerksamkeit, aber kein Motiv enthält, um irgend etwas in dem innehabenden Verhältniss zu ändern. Eher schon ist, wenn es sich um die Erreichung eines nahe gelegenen wichtigen Punktes handelt, ein rasches Nachrücken angezeigt.

18. Die Flankendeckungen marschiren meist zu nahe der zu deckenden Truppe und sind überdies fehlerhaft aufgelöst. Hauptsächlich gilt diese Bemerkung bezüglich ausgesprochener Flankenmärsche. Wie die Gliederung der Vorhut und Nachhut ein beobachtendes und in grösseren Abtheilungen ein Widerstand leistendes Element enthalten muss, so soll auch die Seitenhut längs der zu deckenden Flanke der

Haupttruppe eine Patrullenkette *a b*, Fig. 17, stärkere Abtheilungen zur Aufnahme und Unterstützung derselben *c*, *c'*. und bei grossen Colonnen ein Hauptrepli *d* aufweisen. Selbstverständlich wird sich die Aufgabe des Schutzes während der Annäherung an die gefährlichste Zone des Marsches zum grossen Theile auf die Vorhut, — bei der Entfernung von dieser Zone auf die Nachhut abwälzen; abgesehen von jenen Fällen, wo der Flankenschutz noch besser durch successiv zu besetzende Aufstellungen an den vom Terrain dictirten Zugängen zur Flanke erreicht werden kann.

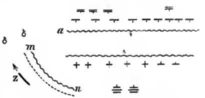
Fig. 17.



19. Die Einleitung des umfassenden Angriffes (nach 775 E. R.) durch Seitenmarsch im Verhältnisse der Gefechtsbereitschaft wird selten oder nie geübt. Es ist dies eine schwierige, aber in der Praxis — wenn sicher und correct ausgeführt — vortheilhafte Evolution, die man namentlich dann nicht gut entbehren kann, wenn es die Verhältnisse nicht erlaubt hätten, den Flankenangriff oder die Umfassung aus der Tiefe anzusetzen (P. 858 E. R.), so dass derselbe sich thatsächlich zu einem Frontalangriff auf den Flügel oder in die Flanke gestaltet.

In diesem Falle handelt es sich darum, die Umfassung mit der Feuerlinie *m n* Fig. 18, und der Reserve *z* in dem Gefechtsverhältnisse so weit um den feindlichen Flügel *a* zu treiben, als dies überhaupt möglich ist — aber auch in jedem Augenblick gegen einen Vorstoss des Feindes, oder wenn die erwähnte Möglichkeit des Vortreibens aufhört, mit dem einfachen „Rechts Front!" des ganzen Systems, in den normalen Frontalangriff in die Flanke des Gegners übergehen zu können.

Fig. 18.



20. Der Bajonnetangriff — das höchste Aufgebot der moralischen und physischen Kraft des Soldaten — wird noch zu oft als Productionsstück oder als Auskunftsmittel, wenn man sich nicht anders zu helfen weiss, ausgeführt.

Ein nicht vorbereiteter Bajonnetangriff ist heutzutage nur mehr angezeigt, wenn er auf complete Überraschung basirt ist.

Durch Voraussicht werden sich die Fälle immer mehr auf ein Minimum reduciren lassen, in welchen die Truppe wahrscheinlicher Weise durch das feindliche Feuer ebensoviel Verluste erleidet, als ihr beim Bajonnetangriff nicht erspart bleiben können.

Der Bajonnetangriff soll bei Übungen stets mit dem ganzen Ernste, der diesem wichtigen Entscheidungsact gebührt, behandelt werden.

Ganz einleuchtend unterscheidet unser Reglement zwei Arten des Bajonnet-Anlaufes, — immer aber als ein sich nothwendig aus der durch die Feuerwirkung geschaffenen Situation entwickelndes Resultat, — u. zw. den aus dem Impuls einer in vorderster Linie engagirten Abtheilung spontan angebahnten und den mehr oder weniger allgemein planmässigen.

Der spontane Anlauf wird, in grösseren Verbänden insbesondere, im Felde wohl meistens der allein mögliche sein. Er wird das Eine Mal durch das günstige Verhältniss einer der an die feindliche Vertheidigungslinie angedrungenen Unterabtheilungen dem Commandanten derselben unabweislich an die Hand gegeben, ein anderes Mal durch die unleidliche Situation im nächsten feindlichen Feuerbereich aufgedrungen, ein drittes Mal aus dem Mangel an Befehlen des Höchst-Commandirenden — deren zeitgemässe Ertheilung durch die Ausdehnung der Gefechtslinie, die Configuration des Terrains und das Getöse des Kampfes einfach unmöglich gemacht wird — der niederen Führung anheimgegeben werden müssen. — Hat einmal Eine oder haben mehrere Abtheilungen den Impuls gegeben, so dürfen die benachbarten und dann die weiteren Glieder der nunmehr so zu sagen gesättigten Feuerlinie — wenn sie nicht durch fortgesetztes Feuer günstiger wirken können — die in die Bresche gedrungenen nicht im Stiche lassen, und so wird sich diese Gattung des Anlaufes als eine Reihe von rasch aufeinanderfolgenden Partialstürmen darstellen.

Auch der geplante Angriff mit dem Bajonnet wird in der rauhen Wirklichkeit keineswegs so leicht als directer Ausfluss des von der höchsten Leitung articulirten Willens zu Stande kommen. Die Zeit zwischen dem Beginn der Schnellfeuerphase und dem Stoss ist zu kurz bemessen, die räumliche Ausdehnung zu gross, die Erregung und das Gewirre des in Wolken gehüllten Kampfbildes zu bewältigend, die Vermittelung der Befehle durch die Verwundung oder Tödtung der hiezu berufenen Organe in Frage gestellt, das Horn verhallt in mächtigeren Schallwellen; — man darf sich nicht täuschen: das Eingreifen höherer Befehlshaber reducirt sich in solchen Momenten auf ein minimales Maass. Daraus ergibt sich, dass der planmässige Bajonnetangriff seine obere Durchführbarkeitsgrenze beim Bataillon, vielleicht beim Regimente suchen muss. Diese Planmässigkeit wird sich demgemäss zumeist nur innerhalb kleinerer Gefechtsgruppen — der Bataillone in der Regel — kundgeben; es wird also der Anlauf des Ganzen wieder in eine Reihe von Partialanläufen, nur mit stärkeren Partikeln zerfallen.

Der Ober-Commandant wird hienach nur dann seinen Einfluss üben können, wenn die Gruppe, der er zunächst steht, gerade zufällig diejenige ist, welche zuerst den Culminationspunkt des Feuergefechtes, von dem allein die Initiative zum Anlauf Berechtigung erlangt, erreicht hat.

So stellen sich die Dinge nach der Berechnung des Ernstfalles. — Bei der Friedensübung hingegen entfällt ein Theil jener Kriterien vollständig, nach denen ein gesundes Urtheil über die Reife der Massenfeuerwirkung geschöpft und hiemit der Moment zum Anlauf grundhältig bestimmt werden könnte. — Die Verluste, die moralischen Factoren, fehlen. Danach wäre das Resultat der Übung doch nur den willkürlichen Anschauungen vieler Köpfe anheimgegeben, die auf fingirten Prämissen unberechenbare Schlüsse aufbauen könnten.

Es tritt da einer der Fälle auf, wo die getreue Copirung des Kriegsbildes ganz unmöglich wird. Es ergibt sich die Nothwendigkeit, von der Wirklichkeit ganz entschieden und bewusst dahin abzuweichen, dass hier der Commandant der ganzen Unternehmung oder ein von ihm bestimmter Truppen-Commandant der Einzige bleibt, dessen Schlussfolgerung bei der seinem Aufenthalte nächsten oder einer sonst gewählten Abtheilung die Reife zum Anlauf supponirt und — entweder im spontanen Sinne oder durch das Signal im planmässigen — den Entscheidungskampf ins Rollen bringt.

Immer aber muss das Ergreifen der ultima ratio den Stempel der Zielbewusstheit, nie jenen des Auskunftsmittels für eine Verlegenheit tragen.

21. Die Artillerie sucht noch viel zu viel von der übrigen Truppe abgelegene Stellungen. Solche exponirte Emplacements absorbiren viel Bedeckung und sind doch weniger geschützt — insbesondere wenn nur Infanterie zur Disposition steht und nicht rechtzeitig in genügender Stärke nachkommen kann — als in oder nahe der allgemeinen Gefechtsaufstellung, beziehungsweise der offensiv vorgehenden Gefechtsgliederung. Die Wechselbeziehung zwischen der Gefechtsleitung und dem Artillerie-Commandanten wird erschwert und für plötzlich eintretende Vorfälle, die rasche Modificationen des taktischen Vorganges nothwendig machen, vollständig in Frage gestellt. Ferner kann hiedurch die Artillerie die Feuerwirkung der Infanterie nicht so schnell, intensiv und übereinstimmend vorbereiten, unterstützen und ihr nachwirken. Schliesslich ist der günstige moralische Eindruck zu berücksichtigen, welchen die Infanterie aus der directen Anlehnung an die wuchtige Bundesgenossin schöpft. — Aus solchen Gründen soll der Artillerie-Commandant, im Einklange mit dem Commandanten der Unternehmung, die Scheu vor dem — freilich misslichen — Positionswechsel nicht zu weit treiben.

Das Artilleriefeuer über die Köpfe der agirenden Truppen ist wohl in vielen Fällen unvermeidlich, in manchen angezeigt, muss aber, oft in den entscheidendsten Momenten eingestellt werden. Auch in dieser Hinsicht sollte bei der Wahl der Aufstellungen vorgesorgt werden. Eine Täuschung liegt aber gerade bei weit abgelegenen Emplacements näher als bei solchen, die den innigen Verband mit der Infanterie wahren.

22. Ein recht folgenschwerer Fehlgriff ist das Vortreiben der Cavallerie über schwierige Defiléen und in das derselben verderbliche stark bedeckte und coupirte Terrain. Gerade da ergibt sich übrigens die Gelegenheit, auch der Infanterie einige Übung im Nachrichtendienste zu gestatten. Nur empfiehlt es sich, selbst kleineren Patrullen wenigstens einen Reiter als Ordonnanz zuzutheilen. Einerseits eignet sich der Fussgänger nur sehr schlecht zum Meldedienst; anderntheils könnte dies dazu beitragen, die beiden Waffengattungen einander näher zu bringen und auch in der Mannschaft das Gefühl der allein erfolgverheissenden Wechselwirkung der Waffengattungen in jeder Richtung zu pflegen.

Endlich wird es, auch in den durch die Verhältnisse dictirten Fällen, versäumt, einer über Defiléen disponirten Reiterei den Rückzug durch Infanterie-Replis zu sichern.

23. In vielen gebotenen Gelegenheiten würden einzelne Reiterpatrullen, oder auch solche aus Infanterie bestehende, von Adjutanten geführt, sehr gute Dienste leisten, und dennoch wird hievon kein Gebrauch gemacht.

24. Vielfache Erscheinungen, welche bei den Übungen mit gemischten Waffen beobachtet werden können, deuten darauf hin, dass von Seite der commandirenden Officiere den taktischen Reglements der Waffengattungen, denen sie nicht angehören, viel zu geringe Beachtung geschenkt wird. Daraus resultirt ein sichtlicher Mangel an der so nöthigen Entschiedenheit in der Disposition und schliesslich eine Art des Verhandelns zwischen dem Ober-Commandanten und den Führern der ihm fremden Truppengattungen, die dem militärischen Wesen widerspricht.

Mangelhafte und der Natur einer Waffe widersprechende Befehle ziehen dann ein a priori bedingtes Abgehen von denselben nach sich und erzeugen Missverständnisse der schlimmsten Art.

Am hässlichsten klingt es aber, wenn ein Commandant sich auf den Führer einer anderen Waffe ausreden will, nachdem er durch einen unklaren Befehl einen Spielraum gelassen, den der Letztere dann in seinem Sinne ausgenützt hat.

25. Wer belehren will, der muss bei Stellung der Aufgabe das taktische Motiv im Terrain, oder zu einem bestimmten Abschnitt im Terrain die passende Aufgabe suchen und finden. Diese Regel muss von den hiezu Berufenen vor Augen gehalten werden, wenn die Übungen ihren Zweck nicht verfehlen sollen. Wenn z. B. die Übung auf ein Flankengefecht abzielt, und die Flanke durch das Terrain geschützt ist, so dass dem angreifenden Theil ein unlogischer Entschluss zugemuthet wird, dann kann ein solcher Vorgang nur zur Verwirrung der Begriffe beitragen.

Fehler werden überall vorkommen, im Kriege und bei den Übungen für den Krieg. Sie sind etwas so Selbstverständliches, dass es mit der Vernunft ganz unvereinbar wäre, dieselben ausrotten zu wollen. Einmal vorhanden, thue man damit das Beste, was sieh mit ihnen anfangen lässt: man lerne aus ihnen und lehre an ihnen im Frieden. Nur so kann es gelingen, einen guten Theil davon, der für den Krieg prädestinirt war, zu vermeiden.

Wilhelm Piers,
Hauptmann im k. k. 15. Infanterie-Regimente

Die Spionage[1]).

Die äussere Politik ist die Lehre von dem richtigen Verhalten eines einzelnen Staates gegen die andern. Die Leiter der Politik müssen auf die inneren Zustände, Vorkehrungen und Absichten der anderen Staaten Bedacht nehmen, um das Verhalten des eigenen Staates im völkerrechtlichen Verkehre der Klugheit gemäss einzurichten und um nützliche Einrichtungen fremder Staaten im eigenen Staatshaushalte zu verwerthen. Eine Politik, welche, von dem Verhalten anderer Nationen absehend und von theoretischen Grundsätzen ausgehend, Ideale verwirklichen wollte, würde, ohne das Ziel zu erreichen, die Interessen des eigenen Staates schädigen. Das Gesagte gilt für alle Zweige des Staatswesens, insbesondere aber für die Heeresverwaltung. Ein Staat allein kann nicht den Freihandel einführen, wenn die Nachbarstaaten dem Schutzzollsystem huldigen; ein Staat allein kann nicht abrüsten, wenn dies nicht gleichzeitig die übrigen Staaten thun.

Das Mittel, die inneren Zustände anderer Staaten in Bezug auf Politik und Heerwesen kennen zu lernen, ist das Nachrichtenwesen. Die Nachrichten aus fremden Staaten langen auf verschiedenen Wegen ein, als z. B. durch die Mittheilung der fremden Staatsbehörden, durch die öffentlichen Blätter oder durch Berichte einzelner Personen. Insbesondere sind es die Gesandtschaften und die Militär-Bevollmächtigten, welche das Material zur Kenntniss der inneren Zustände und Einrichtungen fremder Staaten liefern.

Oft werden von der Heeresverwaltung auch andere, besonders taugliche Officiere in fremde Länder geschickt, um die dortigen Heereseinrichtungen, Reglements und die verschiedenen Instructionen zu studiren und dann Bericht zu erstatten.

Viele Vorkehrungen der äusseren Politik und der Heeresverwaltung werden geheim gehalten, um dadurch Gegenvorkehrungen anderer Staaten vorzubeugen und dieselben im geeignet erscheinenden Zeitpunkte zu überraschen. Zur Erforschung solcher geheim gehaltenen Vorkehrungen anderer Staaten dient das Kundschaftswesen. Ein Zweig des den Kriegszwecken dienstbaren Kundschaftswesens ist die

[1]) §§. 321—326 des österreichischen Militär-Strafgesetzes, §§. 89 und 90 des deutschen Reichs-Strafgesetzes, §§. 57 und 58 des deutschen Militär-Strafgesetzes und endlich Art. 78 und 79 des italienischen Militär-Strafgesetzes. Hauptschrift: v. Kamptz, Über Spione nach völkerrechtlichen Grundsätzen, in den Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht (Berlin 1815).

strafbare Ausspähung, Spionerie, Spionage (éspionnage, spionaggio), welche wir in der vorliegenden Abhandlung besprechen wollen. Derjenige, welcher im Interesse eines Staates die geheim gehaltenen Absichten und Vorbereitungen anderer Staaten oder einer Kriegspartei auskundschaftet, wird Kundschafter, Agent, und bei dem Vorhandensein gewisser Voraussetzungen Spion (éspion, spia) genannt. Man theilt die Kundschafter in militärische und politische Kundschafter [1]) ein, je nachdem sie den Kriegsunternehmungen oder sonstigen Staatszwecken dienen, als z. B. um die Richtung der äusseren oder inneren Politik eines Cabinetes zu erforschen.

Das Kundschaftswesen gehört also zum Nachrichtenwesen, ist aber mit demselben nicht gleichbedeutend, sondern ein engerer Begriff, indem das Nachrichtenwesen sich auf alle Verhältnisse der fremden Staaten bezieht, das Kundschaftswesen aber nur zur Erforschung solcher Vorkehrungen dient, welche geheim gehalten werden. Das Kundschaftswesen ist für die Heeresverwaltung, namentlich aber im Kriege, von noch grösserer Bedeutung als das übrige Nachrichtenwesen. Das Nachrichtenwesen dient im Frieden dazu, die Stärke, Bewaffnung und die sonstigen Einrichtungen fremder Armeen und die Beschaffenheit eines möglichen künftigen Kriegsschauplatzes kennen zu lernen, da der Friede kein ewiger ist und somit, ganz abgesehen von den Verhältnissen der Politik, vom militärischen Standpunkte die Stärke des etwaigen künftigen Gegners zu wissen nöthig ist. Zu spät wäre es, alles bis auf den Zeitpunkt zu verschieben, in welchem der Ausbruch eines Krieges droht, da in kurzer Zeit eine genaue Kenntniss der feindlichen Kriegsmacht zu erlangen und dieselbe in ihren möglichen Fortschritten einzuholen unmöglich wäre. Die Hauptaufgabe des Kundschaftswesens, welches übrigens ebenfalls bereits im Frieden organisirt und thätig sein muss [2]), beginnt in Kriegszeiten, weil von dem Feinde alle Vorkehrungen geheim gehalten werden, dieselben aber der eigenen Heeresleitung bekannt sein müssen. Im Kriege ist es für den Feldherrn, ja für den Befehlshaber grösserer Heereskörper überhaupt von unumgänglicher Nothwendigkeit, die Stärke des Gegners an den einzelnen Punkten, die Aufstellung und Bewegungen desselben, die Vertheidigungs- und Angriffspläne und endlich dessen Verpflegung zu kennen, um darnach die eigenen Dispositionen zu treffen, um zu wissen, wo und wann sie den Gegner mit Aussicht auf Erfolg angreifen können, oder wie sie zur passenden Vertheidigung ihre Truppen aufstellen müssen. Nicht

[1]) Heffser, Das europäische Völkerrecht §. 249.

[2]) v. Kamptz a. a. O. S. 69 beschränkt den Begriff der Spionage nur auf die Kriegszeit, was jedoch nicht richtig ist, da auch im Frieden Spione vorkommen und als solche auch behandelt werden. Derselben Ansicht wie Kamptz ist übrigens Bluntschli, Modernes Völkerrecht S. 342.

allein die blinde Tapferkeit und die Menge, sondern auch, und zwar vorzüglich, die Kriegskunst und die List pflegen den Sieg zu verleihen. Die Mittel der Kriegslist sind mannigfaltig. Die Anwendung derselben ist keiner Regel oder Vorausbestimmung unterworfen, sondern ergibt sich aus den Umständen der Zeit nnd des Ortes[1]). Das Kundschaftswesen ist jedoch nicht gleichbedeutend mit der Kriegslist, es ist ihr dienstbar und ein wesentliches Werkzeug derselben.

Die Wichtigkeit des Kundschaftswesens ist auch niemals von der Kriegswissenschaft verkannt worden. Schon in den Kriegen der alten Juden kommen Spione vor: Moses hielt viel auf ihren Gebrauch, und Josua war Meister in der Kunst des Kundschaftswesens. Die homerischen Gesänge und die Geschichtswerke der Griechen und Römer beweisen zur Genüge, dass auch diese Völker in ihren Kriegen das Kundschaftswesen nicht unterschätzten. Im Mittelalter beschäftigte sich die Gesetzgebung des deutschen Reiches häufig mit diesem Zweige der Kriegspolitik, wie die verschiedenen Reichsabschiede[2]) beweisen.

Die Geschichte der neueren Kriege beweist, dass die Macht, welche kein genügend ausgebildetes Kundschaftswesen besass, gegenüber dem Feinde, der ein solches hatte, im Nachtheil war. So hat z. B. Österreich in den Kriegen gegen Napoleon viel zu wenig auf das Kundschaftswesen verwendet; dasselbe war in Frankreich in dem Kriege 1870—71 der Fall. Zu spät suchte man während des Krieges das früher Versäumte nachzuholen.

Die praktische Organisation und intelligente Leitung des Kundschaftswesens wird daher die Aufgabe einer jeden Heeresleitung sein. Die Hauptsache ist hiebei, die tauglichen Männer für die einzelnen Missionen zu finden. Bei der Wahl wird vorzüglich darauf zu achten sein, ob der Betreffende die nöthige Sachkenntniss der zu erforschenden Verhältnisse besitzt, ob er nach seiner socialen Stellung und dem Grade seiner Bildung in den Kreisen, in welchen er zu verkehren hat, auch verkehren kann, und endlich ob er die je nach der Sachlage nöthige Energie oder Schlauheit, um in die Geheimnisse unbemerkt einzudringen, besitzt, und ob nach seinem Charakter die genügende Bürgschaft vorhanden ist, um sich auf die Nachrichten desselben zu verlassen. Das Mittel, solche für den Kundschaftsdienst geeignete Männer an sich zu ziehen, ist die Belohnung, welche nach der Eigenschaft der Person in Geld oder in Auszeichnungen bestehen wird. Ist die passende Person gefunden, so hat man sich mit ihr noch über die geeigneten Wege, auf welchen die Nachrichten un-

[1]) Gondon, Droit public et des gens (Paris 1807), T, 2. p. 186.

[2]) z. B. die Reichsabschiede von 1500, 1542 und 1543. In der Instruction für die Reichskriegs-Direction von 1664 heisst es: „sodann sollen sie sich befleissigen, allezeit gute und richtige Kundschaft von des Feindes Fürhaben nnd Zustande zu haben.“ Vergl. Kamptz S. 78.

auffällig mitgetheilt werden können, zu einigen [1]). Das Gesagte gilt sowohl von dem politiscben, als von dem militärischen Kundscbaftswesen.

Das Kundscbaftswesen verstösst weder gegen die Grundsätze des Völkerrechtes noch gegen die der Moral, da der Krieg sowohl durch List als durch Gewalt geführt wird [2]). Die Kriegssitte bat jedoch sowol der Gewalt als der Kriegslist bestimmte Grenzen gesetzt. Unerlaubt ist es, wenn zum Behufe der Spionage Aufträge ertbeilt werden deren Ausführung ein gemeincs Delict begründet oder gegen ein Vertragsverhältniss mit dem fremden Staate oder gegen die Grundsätze der Moral verstösst. Dagegen kann es nicht als dem Völkerrechte zuwiderlaufend angesehen werden, wenn sich eine Macbt der Unterthanen des Gegners, welche sicb selbst als Auskundschafter anbieten, zu diesem, für sie allerdings nicht ehrenhaften Dienst bedient [3]).

Der Dienst des Auskundschafters ist an sich nicht unehrenbaft, denn derjenige, welcber im Auftrage seines Staates handelt, kann sich immer darauf berufen, dass er in bona fide war. Die Geschichte enthält zahlreiche Beispiele, dass Männer durcb List ihrem Vaterlande grösseren Nutzen und Vortheil bracbten, als andere durch das Schwert. Unebrenbaft wird die Spionage nur dann, wenn sie als Handwerk betrieben wird, wenn eigene Untertbanen oder selbst Staatsdiener die geheimen Vorkehrungen des Staates auskundschaften, um selbe einer fremden Regierung oder Kriegspartei mitzutheilen, oder wenn zum Zwecke der Auskundschaftung unerlaubte Mittel, z. B. Bestechung der Staatsdiener, angewendet werden. Nur auf diese Fälle, welche allerdings die bäufigeren sind, bezieht sich das Verächtliche, welcbes mit dem Ausdruck „Spion", „Spionage" verbunden zu werden pflegt [4]). Wenn aber jemand aus Patriotismus, um seinem Vaterlande zu nützen, nicht aber des Gewinnes halber, eine Auskundscbaftung vornimmt, so wird niemand die Handlung als unehrenbaft bezeichnen. Es kann daher keinem Anstande unterliegen, selbst Officiere, namentlicb im Frieden, zum geheimen Kundscbaftsdienste zu verwenden. Im Kriege

[1]) Nur diese Eine Frage behandelt allerdings geistreich und sehr genau der in dieser Zeitschrift (1866) erschienene Aufsatz: „Über die zweckmässige Einleitung und Führung des Kundschaftswesens bei einer Armee im Frieden und im Kriege." Eben deshalb habe ich unternommen, den ganzen Gegenstand in dieser selben Zeitschrift zu besprechen.

[2]) Vergleiche schon H. Groot III, 4, 19. Selbst der Kirchenvater Augustin sagt: Quum justum bellum suscipitur, vi aperta pugnet quis an insidiis, nihil ad justitiam interest.

[3]) Kamptz a. a. O. S. 81 wirft diese Frage auf, lässt sie aber unentschieden.

[4]) Selbst der grosse französische Denker Montesquieu, Esprit des lois, L. 12, c. 23, sagt: „L'espionnage serait peut-être tolérable, s'il pouvait être exercé par d'honnêtes gens, mais l'infamie nécessaire de la personne peut faire juger de l'infamie de la chose." Allerdings spricht er in dieser Stelle nur von den politischen Spionen, allein die Worte sind allgemein gehalten.

allerdings pflegt man nach neuerem Kriegsgebrauche Officieren derartige Aufträge nicht zu ertheilen. Wird der Spion gefangen, so trifft ihn immer die strengste Strafe, und es nützt ihm dann nicht, dass er im Auftrage seiner Regierung handelte; auch das Berufen auf die Pflicht des militärischen Gehorsams nützt nichts. Ein stronges, wenngleich in den Grenzen des Völkerrechtes gehaltenes Verfahren fand im Jahre 1780 gegen den englischen Major André statt, welchen ein nordamerikanisches Kriegsrecht zum Tode durch den Strang verurtheilte. Vergebens verwendeten sich für ihn die englischen Generale, und vergebens bat er, als Kriegsmann erschossen zu werden [1]). Allein entehrend ist die Handlung des Kundschafters, der aus Patriotismus handelte, trotz der darauf verhängten Strafen nicht, da die Eintheilung der Delicte in entehrende und nicht entehrende ganz unabhängig von der Eintheilung derselben in schwere und leichte ist. Nicht die Strafe entehrt den Bestraften, sondern die Art und Weise der strafbaren Handlung und die derselben zu Grunde liegenden Motive bringen die Schande mit sich, wie dies schon Vittorio Alfieri mit den geistreichen Worten ausdrückte: „Non nella pena, nel delitto è la infamia [2]).“

Jeder Staat ist bestrebt, jene Vorkehrungen, an deren Geheimhaltung er Interesse hat, gegen Auskundschaftung zu schützen. Dies geschieht durch strenge Strafbestimmungen gegen Staatsdiener, welche ein Dienstgeheimniss verrathen, und rücksichtlich der von der Heeresverwaltung geheim gehaltenen Anstalten überdies einerseits durch militär-polizeiliche Maassregeln, indem der Eintritt in Festungswerke strenger Controle unterliegt, indem Civilpersonen auf dem Kriegsschauplatze nur mit von der dazu berechtigten Militärbehörde ausgestellten oder vidirten Pässen sich aufhalten dürfen [3]) u. s. w., und andererseits dadurch, dass strenge Strafen gegen die militärische Ausspähung (Spionage) verhängt sind. Politische Kundschafter verfallen nach den gegenwärtig bestehenden Strafgesetzbüchern nur dann einer Strafe, wenn sie zum Zwecke der Auskundschaftung ein gemeines Delict begehen, z. B. wenn sie, um zur Kenntniss eines Amtsgeheimnisses zu gelangen, Staatsdiener bestechen, oder wenn eine hochverrätherische Absicht der Ausspähung zu Grunde liegt. Dagegen bestehen nach den älteren und neueren Kriegsgesetzen strenge Strafbestimmungen gegen die militärische Spionage, ohne Rücksicht darauf, ob dieselbe mit gemeinen Delicten zusammentrifft, und ob sie aus diesem oder jenem Motive unternommen wurde. Unsere weitere Aufgabe wird nun darin bestehen, den genauen Begriff der militärischen Spionage zu bestimmen und die gegen dieselbe bestehenden Straf-

[1]) v. Martens, Erzählungen I, 303.
[2]) Antigone atto I. sc. I.
[3]) Dienst-Reglement II. Theil, p. 249. Instructionsbuch für die Feldgendarmen. S. 107.

normen kennen zu lernen. Die Entscheidungsquelle in dieser Materie sind die Grundsätze des Völkerrechtes und die Normen der bestehenden Militärstrafgesetze [1]), welche auch unter dem Einflusse des Völkerrechtes entstanden sind. Aus diesen Quellen schöpfend, wollen wir die einzelnen Fragen mit besonderer Berücksichtigung des österreichischen Rechtes beantworten.

Unser Militärstrafgesetz erklärt die militärische Spionage als ein Verbrechen wider die Kriegsmacht des Staates.

Verbrechen wider die Kriegsmacht des Staates sind jene Verbrechen, deren unmittelbares Object die Kriegsmacht ist. Das Gesetz zählt als solche Verbrechen auf: 1. Die unbefugte Werbung; 2. die Verleitung oder Hilfeleistung zur Verletzung eidlicher Militärdienst-Verpflichtung; 3. die Ausspähung und andere gegen die Kriegsmacht des Staates gerichtete Handlungen.

Alle diese Delicte verletzen die Rechte des Staates, da die Kriegsmacht eben ein Theil des Staates ist, und sind daher wie der Hochverrath öffentliche Verbrechen, bei welchen das unmittelbare Object der Rechtsverletzung der Staat ist. Von dem Verbrechen des Hochverrathes unterscheiden sich aber diese Verbrechen dadurch, dass der Hochverrath gegen die Existenz des Staates gerichtet ist, sei es gegen den Staat als eine für sich bestehende oder als eine im völkerrechtlichen Verkehre mit anderen Staaten stehende Individualität gedacht, während bei diesen Verbrechen die Kriegsmacht des Staates, also ein Organ desselben, verletzt wird, ohne dass die Absicht des Thäters gegen die äussere Stellung oder die innere Sicherheit des Staates gerichtet ist. Bei den Verbrechen wider die Kriegsmacht des Staates k a n n allerdings die Absicht vorhanden sein, den Staat in seiner Existenz anzugreifen. Es kann z. B. bei dem Verbrechen der unbefugten Werbung die Absicht des Anwerbers darauf abzielen, mit den Angeworbenen ein Freicorps zu bilden und dann eine Provinz vom gemeinsamen Staatsverbande loszutrennen. Ist eine solche Absicht vorhanden, so concurrirt das Verbrechen des Hochverrathes mit dem Verbrechen wider die Kriegsmacht des Staates, das heisst dem Thäter fallen beide strafbare Handlungen zur Last.

Competent zur Bestrafung der Verbrechen wider die Kriegsmacht des Staates und daher auch der Spionage waren bis zum Gesetze vom 20. Mai 1869 ausschliesslich die Militär-Gerichte.

Durch das erwähnte Gesetz ist jedoch die Militär-Gerichtsbarkeit über Civilpersonen, welche sich im Frieden dieser Verbrechen schuldig machen, aufgehoben worden. Im Falle einer Kriegserklärung oder eines

[1]) Kamptz betrachtet nur das Völkerrecht als Entscheidungsquelle, wodurch dieser Gelehrte zu manchen meines Erachtens unrichtigen Folgerungen kommt, z. B. dass Spionage kein Verbrechen ist, dass der Spion nicht bestraft wird, wenn seine Mission beendet ist u. s. w.

wirklich ausgebrochenen Krieges unterstehen jedoch Civilpersonen wegen dieser Verbrechen auch künftighin den Militär-Gerichten. Den Tag, an welchem diese Erweiterung der Competenz der Militär-Jurisdiction eintritt, bestimmt der Minister der Justiz und macht dies amtlich bekannt.

Fragen wir nun, welche Voraussetzungen vorhanden sein müssen, damit eine strafbare militärische Spionage vorliegt, und welcher Unterschied zwischen derselben und der militärischen Auskundschaftung (Recognoscirung) besteht?

Unter Spionage versteht man die Auskundschaftung von Verhältnissen der Kriegführung einer Macht, welche von derselben geheim gehalten werden[1]), insoforne diese Handlung auf dem Gebiete dieser Macht, ausserhalb eines dienstlichen Berufes, mit verheimlichter Absicht und im Interesse einer anderen Macht vorgenommen wird (§§. 321, 324 M. St. G.).

Zum Thatbestande der Spionage sind also gewisse Voraussetzungen in objectiver und subjectiver Hinsicht erforderlich; auch der Ort, wo die Handlung vorgenommen wird, ist von Bedeutung. Es obliegt uns daher, diese Momente einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

a) Gegenstand der Spionage.

Die militärische Ausspähung hat zum Gegenstande die auf den Krieg sich beziehenden Vorkehrungen, wobei es gleichgiltig ist, ob dieselben operativer oder administrativer Beschaffenheit sind. Der Zustand der Kriegsmacht zu Lande und zu Wasser, ihre Veranstaltungen oder Pläne, ihre Stellungen oder Bewegungen, der Zustand einer Festung oder Feldverschanzung, die Vorräthe oder Magazine, oder überhaupt solche Verhältnisse oder Gegenstände, welche auf die militärische Vertheidigung des Staates oder auf die Unternehmungen (Operationen) der Armee (Marine) Beziehung haben, bilden das Object des in Rede stehenden Verbrechens. Hierbei ist jedoch wesentlich, dass diese Vorkehrungen von der Heeresleitung geheim gehalten werden. Ist dies nicht der Fall, so fehlt jede Verletzung eines Interesses oder Rechtes, womit auch die Strafbarkeit der Handlung entfällt.

b) Subjecte der militärischen Ausspähung, deren Thätigkeit und Absicht.

Subjecte der militärischen Ausspähung sind sowohl Inländer als Ausländer, sowohl Soldaten als Nichtsoldaten. Oft werden auch Frauen

[1]) Kamptz, S. 69, nimmt dieses Moment nicht in seine Definition auf, allein mir scheint dies wesentlich.

zu geheimen, namentlich politischen Missionen verwendet, weil dieselben nicht leicht den Verdacht einer Spionerie erregen. Doppelspione sind solche Spione, die im Solde beider Mächte stehen und dann im Falle ihrer Entdeckung dem Strafgesetze jeder Macht unterliegen. Man pflegt übrigens die eigenen Kundschafter nur mit diesem Namen oder mit dem Namen „Agent“ zu bezeichnen, während gleiche Kundschafter des Feindes „Spione“ genannt werden.

Die Thätigkeit des Spions ist eine verschiedene, wie die Gegenstände, welche ausgekundschaftet werden sollen, verschieden sind. Immer ist es jedoch zum Begriffe der Spionage nothwendig, dass die That heimlich, unter dem Scheine der Gleichgiltigkeit geschieht. Oft wird der Spion auch unter einer fremden Maske auftreten. Spione erscheinen bald als Photographen, Maler, Touristen, Hirten, Begleiter von Berichterstattern der Journale und suchen so die militärischen Vorkehrungen des Feindes auszukundschaften. Der Soldat jedoch, welcher in seiner Uniform und mit seinen Waffen, wenn auch mit List und heimlich, die feindlichen Verhältnisse auskundschaftet, kann niemals als Spion angesehen werden. Gegen dieselben sind zwar alle Mittel, welche die Kriegsmanier gegen die feindlichen Streiter erlaubt, anwendbar, werden dieselben aber gefangen genommen, so sind sie als Kriegsgefangene zu behandeln, unterliegen aber nicht dem Strafgesetze. Es sind daher die verschiedenen taktischen Recognoscirungen von der Spionage wohl zu unterscheiden.

Zu den Recognoscirungen gehört der ganze, von Soldaten in Uniform ausgeübte Aufklärungsdienst. Auch der Sicherheitsdienst wird oft mit dem Aufklärungsdienste verbunden, indem Streif- und Schleichpatrullen die Aufgabe erhalten, Nachricht von dem Feinde einzuziehen. Gelingt dies nicht, so werden Officiere mit Recognoscirungs-Patrullen entsendet. Führen alle diese Mittel nicht zum Ziele, so werden Recognoscirungs-Gefechte unternommen, deren Zweck darin besteht, den Feind zur Entfaltung seiner Streitkräfte zu nöthigen und so seine Stellung und die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu zeigen. Alle diese Maassregeln gehören in das Kundschaftswesen, sind aber von der Spionage wohl zu unterscheiden.

Zur Spionage ist immer ein N a c h f o r s c h e n mit geheim gehaltener Absicht nöthig. Es wird daher derjenige, welcher geheim gehaltene, ihm durch sein Amt bekannt gewordene Vorkehrungen einer fremden Macht mittheilt, sich nicht des Verbrechens der Ausspähung, da eben die hierzu nothwendige Thätigkeit des Nachforschens fehlt, wohl aber eines anderen, allerdings schweren Verbrechens schuldig machen. Unterstützt jedoch eine in öffentlichen Diensten stehende Person absichtlich die Thätigkeit eines Spions dadurch, dass sie demselben ein Amtsgeheimniss mittheilt, so macht sie sich des Verbrechens der Ausspähung mitschuldig. Geschieht dies nicht in böser Absicht, z. B. theilt

ein Officier in einem harmlos geführten Privatgespräche einem Spion ein Dienstgeheimniss mit, ohne jedoch zu wissen, dass er es mit einem Spion zu thun hat, so liegt nicht Mitschuld an der Spionage, da die hiezu nöthige böse Absicht fehlt, sondern ein Delict gegen die Dienstvorschriften vor. (§. 272 lit. *a* M. St. G.)

Die Absicht des Spions ist darauf gerichtet, das Ausgekundschaftete einer anderen Macht mitzutheilen. Wer daher Gegenstände der Kriegführung zu anderen Zwecken, z. B. aus Wissbegierde zur Verfassung einer Kriegsgeschichte, erforscht, macht sich nicht des Verbrechens der Spionage schuldig, obwohl der Betreffende seine Wissbegierde oft durch Internirung in einer Festung bis zur Beendigung des Krieges büssen wird [1]). Auch derjenige, welcher nicht die Verhältnisse einer fremden Macht, sondern andere Verhältnisse, etwa die Stimmung der eigenen Truppen, erforscht, wird nicht Spion genannt werden können.

c) Aufenthalt im Bereiche der Macht, deren Verhältnisse ausgekundschaftet werden.

Eine Ausspähung im Sinne des Strafgesetzes ist nur dann vorhanden, wenn die Auskundschaftung in dem Lande der Macht, gegen welche von den Nachrichten Gebrauch gemacht werden soll, oder in dem von den Truppen derselben besetzten Territorium vorgenommen wird.

Dieser durch das Völkerrecht anerkannte Grundsatz ist auch in unser Militär-Strafgesetz aufgenommen. Ausländer nämlich, welche sich eines der Verbrechen wider die Kriegsmacht des Staates schuldig machen, sind nach dem Strafgesetze nur dann zu behandeln, wenn sie im Inlande oder zur Zeit des Krieges im Auslande betreten werden. (§. 104 M. St. M.) Es ist also der Spionage derjenige nicht schuldig, welcher, ohne Österreich oder im Auslande das von österreichischen Truppen besetzte Gebiet zu betreten, etwa von einer Anhöhe seines Landgutes die Stärke der herannahenden Truppen erforscht, oder aus statistischen Daten die Stärke der Kriegsmacht berechnet und dies dem Feinde mittheilt. Inländer hingegen, welche, im Auslande befindlich, die Kriegsvorkehrungen auskundschaften und dann einer fremden Macht Nachricht geben, werden den Strafbestimmungen des Gesetzes unterliegen, da der Staat das Recht hat, ihnen das Verhalten auch im Auslande vorzuschreiben, und dieselben niemals, mögen sie sich wo immer befinden, einen Act der Feindseligkeit gegen den eigenen Staat vornehmen dürfen.

Treffen alle die angeführten Bedingungen in objectiver und subjectiver Hinsicht zusammen, so ist die strafbare militärische Aus-

[1]) Hfkr. Vdg. vom 12. October 1813, H. 719.

spähung oder Spionage vorhanden. Das Verbrechen ist vollbracht. sobald der Spion zur Kenntniss dessen gelangt ist, was er auskundschaften wollte, nur versucht hingegen, wenn dies nicht der Fall ist. Zum Begriffe des vollbrachten Verbrechens gehört also nach unserem Gesetze nicht, dass die Benachrichtigung der fremden Macht bereits geschehen ist. Wenn also ein Spion eine Festung auskundschaften will und dies bereits gethan hat, beim Verlassen der Festung aber mit den Zeichnungen und Notizen ergriffen wird, so ist er des vollbrachten Verbrechens der Spionage schuldig. Wird der Spion hingegen beim Eintritte in die Festung ergriffen, bevor er noch etwas erfahren hat, so fällt ihm der Versuch des Verbrechens der Spionage zur Last.

Nicht wesentlich zum Begriffe der Spionage ist, dass das Ausgekundschaftete von besonderer Wichtigkeit ist, dass dadurch dem Feinde grosser Vortheil, oder der eigenen Kriegsmacht grosser Nachtheil verursacht wurde oder werden konnte, oder dass dieselbe um Lohn geschieht. Zur Imputation der Handlung als Spionage ist auch nicht erforderlich, dass der Betreffende hiezu einen Auftrag hatte. Auch derjenige ist Spion, welcher aus eigenem Antriebe geheim gehaltene Kriegsvorbereitungen auskundschaftet, um selbe dann einer fremden Macht mitzutheilen. Die gegen eine verbündete Kriegsmacht vorgenommene Spionage ist gerade so wie die gegen die eigene Kriegsmacht begangene zu betrachten.

Strafe.

Die Strafen gegen die militärische Spionage sind sehr strenge.

Die Spionage ist von allen Gesetzgebungen wegen der Grösse der Gefahr, welche durch dieselbe für die Kriegführung entstehen kann, als Verbrechen erklärt und mit den für Verbrechen überhaupt normirten Strafen bedroht. Ein blosses Vergehen der Spionage gibt es nicht.

Die Spione werden nicht nach Kriegsmanier als feindliche Personen behandelt, sondern stehen ausserhalb des Kriegsrechtes. Der Spion wird daher nicht, selbst wenn er zu den feindlichen Combattanten gehört, im Falle seiner Ergreifung als Kriegsgefangener betrachtet. Die Spionage ist also vom Standpunkte des Völkerrechtes und des Strafrechtes als Verbrechen [1]) anzusehen, nur ist dieselbe an sich kein gemeines Delict. Die weitere Entwicklung des Völkerrechtes wird allerdings eine andere Behandlung der Spione, oder doch einer bestimmten Classe derselben herbeiführen [2]). Bei den Strafen wider

[1]) Anderer Ansicht ist Kamptz a. a. O. S. 86.

[2]) Ich kann der Ansicht Kamptz', dass die Behandlung der Spione ein Überbleibsel der nach altem Kriegsrechte in Bezug auf alle Kriegsgefangenen stattgehabten Behandlung ist, nicht beitreten, da der Spion nicht Combattant ist und daher nicht als Kriegsgefangener angesehen werden kann.

die Spionage handelt es sich nicht darum, wie dies bei den gemeinen Delicten der Fall ist, die sittliche Verdorbenheit des Thäters zu ahnden; der Zweck der Strafe ist bei diesen Verbrechen hauptsächlich der, Andere von gleichen Thaten abzuhalten und so die kriegerischen Vorkehrungen geheim zu halten. Es wird daher auch der Maassstab, welcher bei Bemessung der Strafe bei den gemeinen Delicten angewendet wird, ein anderer sein als der bei dem Verbrechen der Spionage, weil bei diesem Verbrechen die Abschreckungstheorie die vorherrschende ist, nicht aber bei jenen.

Das römische Recht bestrafte die Spione mit dem Tode [1]). Die ältere römische Geschichte weist auch andere noch abschreckendere Bestrafungen auf. Im zweiten punischen Kriege liessen die römischen Feldherren, welchen das jus gladii in der römischen Armee zustand, den Spionen beide Hände abschneiden und schickten sie zum warnenden Beispiel nach Karthago [2]). Der ältere und auch noch der neuere Kriegsgebrauch bestimmt für den Spion, weil er nicht offen als Soldat, sondern heimlich und meist verkleidet vorgeht, nicht den Soldatentod durch Erschiessen, sondern den Tod durch den Strang. Diese Strafart wird übrigens wegen der Undurchführbarkeit im Kriege oft in die Todesstrafe durch Pulver und Blei umgewandelt. Das deutsche Strafgesetz bestraft denjenigen, welcher dem Feinde als Spion dient oder feindliche Spione aufnimmt, verbirgt oder ihnen Beistand leistet, als Landesverräther mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe. Wird eine solche Handlung im Felde von einer mobil gemachten Militärperson begangen, so liegt Kriegsverrath vor, welcher mit dem Tode bestraft wird. Auch nach französischem und italienischem Militär-Strafgesetze wird der Spion im Kriege immer mit dem Tode bestraft. Die Strafbestimmungen, welche unser Gesetz gegen dieses Verbrechen enthält, sind in Kürze folgende:

Wenn das Verbrechen der Spionage zur Kriegszeit oder zu einer Zeit, wo es offenkundig ist, dass militärische Maassregeln oder Rüstungen wider einen zu besorgenden äusseren Feind oder Aufrührer getroffen werden, begangen wird, so ist der Schuldige mit dem Tode durch den Strang zu bestrafen. Gleiche Strafe trifft die Mitschuldigen, welche dem Spion bei der Ausspähung oder bei der Benachrichtigung des Feindes wissentlich behilflich sind.

War aber dem Haupt- oder Mitschuldigen nicht bekannt, dass solche Maassregeln oder Rüstungen getroffen werden, so soll er mit schwerem Kerker von 1 bis 5 Jahren, und wenn die Mittheilung an den fremden Staat bereits geschehen ist, mit schwerem Kerker von 5 bis 10 Jahren bestraft werden. Wer eine solche Spionage leicht und

[1]) Exploratores, qui secreta nuntiaverunt hostibus, proditores sunt et capitis poenam luunt l. 6, §. 4 (49, 16), l. 38, §. 1 (48, 19).

[2]) Livius, Hist. l. 22, §. 33, l. 26, §. 12.

ohne Gefahr für sich, seine Angehörigen[1]) oder die unter seinem gesetzlichen Schutze stehenden Personen hindern oder anzeigen konnte und dies nicht that, wird mit schwerem Kerker von 5 bis 10 Jahren, bei Erschwerungsumständen von 10 bis 20 Jahren bestraft. Immer ist jedoch auch bei dieser Art von Mitschuld zur Imputation der Handlung nöthig, dass der Betreffende wusste, dass es sich um eine Spionage handelte. War ihm dies nicht bekannt, so fällt ihm durch Nichtanzeige oder Nichthinderung in der Regel keine strafbare Handlung zur Last. Die Wache jedoch, welche aus Mangel an Umsicht einen Spion in das Lager einlässt und so zwar nicht wissentlich, aber doch aus Sorglosigkeit die Spionage nicht hindert, wird sich nicht des Verbrechens der Spionage mitschuldig, wohl aber des Verbrechens der Pflichtverletzung im Wachdienst schuldig machen.

Was die Bestrafung dieses Verbrechens in Friedenszeiten betrifft so ist durch das Gesetz vom 20. Mai 1869 ein Unterschied zwischen den der Militär- und den der Civilgerichtsbarkeit unterstehenden Personen eingeführt. Wir sprechen zunächst von der Bestrafung der Ersteren.

Der Spion und seine Mitschuldigen werden in Friedenszeiten mit schwerem Kerker von 1 bis 5 Jahren, und wenn die Nachricht der fremden Macht mitgetheilt wurde, mit schwerem Kerker von 5 bis 10 Jahren bestraft.

Die Nichthinderung oder Nichtanzeige dieses Verbrechens wird, wenn die obigen Voraussetzungen eintreffen, nämlich wenn der Betreffende wusste, dass es sich um eine Spionage handele, und durch die Hinderung oder Anzeige weder er selbst noch seine Angehörigen einer Gefahr ausgesetzt gewesen wären, mit schwerem Kerker von 1 bis 3 Jahren, und falls in Folge dieses Verhaltens die Nachricht an die fremde Macht gelangt ist, mit schwerem Kerker von 3 bis 5 Jahren bestraft.

Erfolgt die Bestrafung durch Civilgerichte, so ist die Bestrafung der Haupt- und Mitschuldigen immer schwerer Kerker von 1 bis 5 Jahren.

Aus Gründen der Strafrechtspolitik ist jedem, der sich in dieses Verbrechen eingelassen hat, dasselbe aber, durch Reue bewogen, selbst hindert oder der Behörde zu einer Zeit anzeigt, wo sie davon noch keine Kenntniss hatte, und der Schade abgewendet werden kann, Straflosigkeit zugesichert.

Dies bezieht sich sowohl auf den Haupt- als auf den Mitschuldigen. Eine solche Anzeige wird auch geheim gehalten.

---

[1]) Angehörige im Sinne des Gesetzes sind Verwandte oder Verschwägerte in auf- und absteigender Linie, Geschwister, Geschwisterkinder, noch näher anverwandte Personen, der Ehegenosse, die Geschwister des Ehegenossen und die Ehegenossen der Geschwister (§. 522 M.-St.-G.).

Durch die Verordnung des k. k. Kriegsministeriums vom 25. Juli 1866 ist demjenigen eine Belohnung von 200 fl. zugesichert, welcher eine Spionage der Obrigkeit anzeigt, oder durch Ergreifung und Festhaltung des Verbrechers, oder auch sonstwie die That hindert, sobald die Wahrheit der Anzeige oder Hinderung durch die Militär-Behörde constatirt ist. Jedoch hat der Anstifter selbst auf diese Belohnung keinen Anspruch.

Das Verfahren wider Spione im Kriege wird ein summarisches sein, wobei zur Verurtheilung die Thatsache, dass geheim gehaltene Vorkehrungen, die sich auf den Krieg beziehen, ausgekundschaftet wurden, genügt. Unser österreichisches Gesetz schreibt ausdrücklich vor, dass gegen Spione, welche im Kriege ergriffen werden, standrechtlich zu verfahren ist. Wenn aber die Umstände eine genaue Untersuchung erlauben, oder die Verhältnisse die Absicht, in welcher ausgekundschaftet wurde, zweifelhaft erscheinen lassen, so wäre es allen Grundsätzen des Völker- und Strafrechtes zuwider, würde man nicht auf die die That begleitenden Erschwerungs- und Milderungsumstände und auf die Absicht des Thäters Rücksicht nehmen.

Überblicken wir das Gesagte, so fällt auf, dass jeder Staat zur Erforschung der feindlichen Kriegsunternehmungen Kundschafter hält, die zu gleichen Zwecken ausgeschickten Kundschafter der feindlichen Macht aber als Spione im Falle ihrer Ergreifung streng, meistens mit dem Tode bestraft. Es kann nicht geleugnet werden, dass hierin eine Disharmonie liegt, welche auszugleichen noch die Aufgabe des in steter Entwicklung begriffenen Völkerrechtes ist. Ein Staat allein kann durch seine Gesetzgebung die bestehenden Normen nicht aufheben oder ändern, da dies der Politik zuwider wäre. Eine den humanen Grundsätzen, welche sonst in der Kriegführung der europäischen Staaten herrschen, entsprechende Behandlung wird erst dann platzgreifen, wenn sich die Staatsverträge mit der Spionage eingehender, als dies bis jetzt geschehen ist, beschäftigen werden.

Dr. Emil Dangelmaier.
K. k. Hauptmann-Auditor.

K. k. Feldzeugmeister Josef Freiherr von Maroičić di Madonna del Monte.

Am 17. October 1882 starb zu Döbling bei Wien Josef Freiherr von Maroičić di Madonna del Monte, k. k. wirklicher geheimer Rath, Grosskreuz des österreichischen Leopold-Ordens mit der Kriegsdecoration des Ritterkreuzes, Ritter des Ordens der Eisernen Krone I. Classe, Commandeur des Militär-Marien-Theresia-Ordens, Besitzer der k. k. Kriegsmedaille und des 50jährigen Officiers-Dienstzeichens, Grosskreuz des königlich preussischen rothen Adler-Ordens, des königlich italienischen St. Mauritius- und Lazarus-Ordens, des königl. Hannoverschen Ernst-August-Ordens, Ritter des kaiserlich russischen weissen Adler-Ordens I. Classe und des Persischen Sonnen- und Löwen-Ordens 1. Classe, Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 7.

Der Verblichene ward am 6. April 1812 zu Switnik in Ungarn geboren. Sein Vater, Georg Maroičić, befand sich zu dieser Zeit als k. k. Hauptmann des Infanterie-Regimentes FZM. Graf Gyulai Nr. 60 zu Lemberg in Galizien in Garnison; im Jahre 1830 wurde er für geleistete 30jährige vorzügliche Dienstzeit in den österreichischen Adelstand mit dem Prädicate „von“ erhoben.

Im Alter von kaum 14 Jahren liess Georg seinen Sohn Josef Maroičić am 21. October 1825 als Cadet für das Infanterie-Regiment Nr. 60 assentiren und behufs militärischer Erziehung und Ausbildung in die Grazer Cadeten-Compagnie eintreten, welche Anstalt er nach drei Jahren, Ende 1828, mit den besten Zeugnissen versehen, als Cadet-Corporal wieder verliess und zu seinem mittlerweile nach Wien verlegten Regiment zur Dienstleistung einrückte. Im darauf folgenden Jahre avancirte Josef Maroičić zum Cadet-Feldwebel im Regimente, am 1. November 1830, bei der Mobilmachung eines Theiles des Heeres in Folge der in Mittelitalien ausgebrochenen Unruhen, im 1. Banal-Grenz-Regimente Nr. 10 zum Fähnrich und am 21. April 1831 zum Lieutenant unter gleichzeitiger Ernennung zum Bataillons-Adjutanten im Regiment, welches inzwischen bei der im lombardisch-venezianischen Königreiche unter Commando des G. d. C. Baron Frimont zusammengezogenen mobilen Armee eingetheilt war.

Auf diese Weise betrat Maroičić den classischen Boden Italiens, auf dem er in der Folge manche Lorbeeren ernten und vielen Ruhm erwerben sollte. In der Stellung eines Lieutenants-Bataillons-Adjutanten

verblieb er bis zum Jahre 1834. Bei seiner raschen Auffassung, seinen bedeutenden Sprachkenntnissen, seinem unbezähmbaren Ehrgeiz, sich weiter auszubilden und zu vervollkommnen, seiner Findigkeit in allen Lagen und Verhältnissen öffnete sich ihm alsbald ein weites Feld der Thätigkeit. Er wurde nämlich im Februar 1834 nach abgelegter Prüfung dem General-Quartiermeisterstabe der Armee in Italien zugetheilt und erhielt seine Eintheilung bei dem Armee-Corps in Mailand.

Während der grossen Waffenübungen der Armee in den Jahren 1834 bis 1837 unter Feldmarschall Graf Radetzky im Mincio-Terrain bei Valeggio, Volta, Verona, Somma, Gallarate etc. verschiedenen Brigaden als Generalstabs-Officier zugewiesen, leistete er bei jeder Gelegenheit die erspriesslichsten Dienste.

Am 1. December 1834 war er zum Oberlieutenant in seinem Regimente ernannt worden. Diese Charge bekleidete er bis zum Jahre 1840, wo er sodann in den General-Quartiermeisterstab ohne Rangserhöhung übersetzt und dem General-Commando für Mähren und Schlesien zu Brünn beigegeben wurde; 1842 und 1843 stand Maroičić bei der Reambulirung im Kirchenstaate und in Toscana in Verwendung; am 29. September 1843 zum Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe befördert und dem General-Commando in Wien zugewiesen, verblieb er daselbst bis Anfangs 1848. Er wurde sodann zur Landesbeschreibung in das Venezianische commandirt und befand sich gerade in Verona, als im März 1848 die Revolution in Italien zum Ausbruche kam.

FML. Baron d'Aspre, Commandant des 2. Corps bei der k. k. Armee in Italien, entsandte nun am 28. März den Hauptmann Maroičić als Courier an den Militär-Commandanten von Triest, FML. Grafen Gyulai, mit der Aufforderung, die aus dem Venezianischen dahin zurückgezogenen Truppen und nach Möglichkeit noch andere Abtheilungen hinter dem Isonzo zu sammeln und mit diesen Kräften entweder gerade auf Verona vorzugehen oder, falls dies nicht mehr ausführbar erschiene, sich über Trient mit ihm zu vereinigen. Es lag sehr viel daran, dass eine so wichtige und folgenschwere Mission in der kürzesten Zeit an ihre Bestimmung gelange. Um nicht in die Gewalt des über ganz Oberitalien sich ausbreitenden Aufstandes zu fallen, nahm der mit den geografischen und topografischen Verhältnissen des Insurrectionsgebietes vollkommen vertraute Maroičić den weiten Umweg über Tirol, Kärnten und Krain nach Triest, entledigte sich hier seines Auftrages und gab über die Verhältnisse bei der Armee in Verona und in dem insurgirten Lande die besten und verlässlichsten Aufschlüsse.

Die Bildung einer österreichischen Reservearmee am Isonzo war schon vor Ausbruch der Revolution beschlossen worden, aber sie hatte bis zum Eintreffen Mairoičić's in Triest nur geringe Fortschritte gemacht. Vor der Vereinigung derselben mit der Hauptarmee bei

Verona war ein erfolgreiches Ergreifen der Offensive nicht ausführbar. Der Aufstand griff immer weiter um sich, bedeutende Streitkräfte der Piemontesen rückten unter General Durando vom Po gegen das Venezianische, und ein Corps Neapolitaner bewegte sich zu ihrer Unterstützung in der nämlichen Richtung. Die Vereinigung dieser Massen zwischen dem Isonzo und der Etsch hätte die Operationen der Reservearmee gegen Verona zum Scheitern bringen können. Es galt nun, mit Energie aufzutreten, mit Entschiedenheit zu handeln und die Action zu beschleunigen, um dem Feinde zuvorzukommen.

Mitte April war das erste k. k. Reservecorps am Isonzo unter Commando des FZM. Grafen Nugent so weit ergänzt und ausgerüstet, dass es den Feldzug eröffnen konnte. Seine Stärke sollte 22.000 Mann, 1800 Pferde und 12 Batterien betragen; das Corps hatte aber kaum die Hälfte dieses Standes erreicht, als es am 16. April den Isonzo überschritt.

Hauptmann Maroičić erhielt während des Vormarsches seine Eintheilung bei der Vorbut-Brigade GM. Schulzig mit dem Stabe in Romans. In rascher Offensivbewegung setzte das Corps über den Tagliamento, die Piave und Brenta und gelangte an die Etsch, nachdem es zuvor die Festung Palma nuova cernirt, Udine bezwungen, die Bergfeste Osoppo eingeschlossen, Stellung vor Treviso genommen und Vicenza beschossen hatte. Auf diesem sechswöchentlichen Zuge vom 16. April bis 25. Juni, der mit grossen Strapazen und Gefahren verbunden war, leistete Maroičić, welcher später zu der Vorbut-Brigade GM. Culoz übersetzt worden war, dem Corps die besten Dienste und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch Umsicht und Tapferkeit derart aus, dass er in den Armeebefehlen wiederholt genannt und belobt wurde. Er nahm thätigen Antheil an den Gefechten bei Visco und Rivanno am 17., bei Porta Pascole vor Udine am 21. April, auf der Strada d'Allemagna, bei Cima di Fadalto und Lago S^a Croce am 4., bei Onigo und Corenda am 8. und 9., und bei Treviso an der Strada Postumia am 12. Mai 1848.

Während des Marsches von Treviso gegen Vicenza hatte das in Folge Erkrankung des FZM. Grafen Nugent von FML. Graf Thurn befehligte Reservecorps am 18. April den Ort Galliera erreicht. In der Nacht zum 19. war ein heftiges Gewitter ausgebrochen, der Regen fiel in Strömen nieder und kalter Sturmwind durchtobte die finstere Nacht; anschwellende Bäche zerrissen stellenweise die Strasse, auf der die weitere Vorrückung stattfinden sollte. Es handelte sich nun darum, die westlich Fontaniva gelegene, zum Niederbrennen hergerichtete und von einer stärkeren Abtheilung des Feindes besetzte Brenta-Brücke durch rasche Besitzergreifung vor der Zerstörung zu retten. Zur Durchführung dieses Unternehmens bot sich Hauptmann Maroičić an. Mit einer Division Uhlanen und zwei Cavallerie-Geschützen

trabte er von Galliera über Cittadella und Fontaniva bis an den Fluss, brachte durch einige Kanonenschüsse und das kühne Hinüberjagen der Reiterei auf das andere Brenta-Ufer den Feind ausser Fassung und bemächtigte sich so fast ohne Verlust des wichtigen Überganges. Hiedurch wurde für die Vereinigung des Reservecorps mit der Armee bei Verona eine kostbare Zeit gewonnen. Nicht mindere Anerkennung erwarb sich Hauptmann Maroičić vor Vicenza. Nach dem am 20. Mai auf diese, in ein place du moment umgewandelte und mit starker Besatzung versehene Stadt vom Reserve-Corps unternommenen fruchtlosen Angriffe machte er den Vorschlag, selbe in nördlicher Richtung auf Nebenwegen zu umgehen, welches Manöver auch vollständig gelang.

Auch an der zweiten Bestürmung und Einnahme von Vicenza nahm Hauptmann Maroičić einen hervorragenden, ja entscheidenden Antheil. Bis zu der Ende Mai bewirkten Vereinigung des Reserve-Corps mit der k. k. Armee unter FM. Graf Radetzky war letztere, mit ihrer in der Stellung bei Verona vereinten Hauptkraft durch die Übermacht des Feindes festgehalten, zur Einhaltung der Defensive gezwungen worden. In siegreicher Vorwärtsbewegung gieng sie nun zur Offensive über, zwang durch die Treffen und Gefechte bei Curtatone, Montanara und Goito das Piemontesische Heer zum Abziehen von Verona, erweiterte sich hiedurch das Requisitionsgebiet und erhielt freie Hand gegen die auf der Verbindung der Armee stehenden Insurgenten-Corps.

Am 30. Mai wohnte Hauptmann Maroičić der Recognoscirung und dem Treffen bei Goito bei und wurde sodann für die Unternehmung auf Vicenza, auf ausdrücklichen Befehl des Feldmarschall-Oberbefehlshabers der Armee, als Generalstabs-Officier der Division GM. Culoz beigegeben.

Nach dem Zurückwerfen des Feindes über den Mincio war nämlich die Armee in forcirten Märschen gegen Vicenza gerückt und stand schon am 9. Juni in Stärke von 32 Bataillonen, 28 Escadronen, 121 Geschützen, gegen 30.000 Mann streitbar, vor dieser befestigten Stadt. Zum Angriffe auf dieselbe hatte die am äussersten linken Flügel lagernde Division GM. Culoz den Befehl erhalten, am 10. auf dem Höhenzuge gegen die stark verschanzte Stellung des vor der Madonna del Monte gelegenen Monte Berico vorzugehen. Das 1. Armeecorps (FML. Graf Wratislaw) bei Longara, Debba und Secula lagernd, sollte dem Fusse der Monti Berici entlang den Stoss führen, das 2. Armeecorps (FML. Baron d'Aspre) aber hatte vom Torre di Quartesolo die Vorstädte Porta Padua, dann S. Vito und Porta Santa Lucia anzugreifen. Am 10. Juni 10 Uhr Vormittags sollte erst der Angriff beginnen.

Die Monti Berici bilden den Schlüsselpunkt der Stellung bei Vicenza. Waren diese Höhen genommen, so war die Vertheidigung der Stadt nicht länger möglich. Hauptmann Maroičić, der diese Verhältnisse sofort erkannt hatte, ertheilte seinem Divisionär den Rath, schon in der Nacht zum 10. Juni den Höhenzug von Santa Margherita zu nehmen und sodann das vom Feinde stark besetzte Castell Rombaldo zu beschiessen. Der Plan wurde angenommen und hiernach die Dispositionen entworfen. An der Spitze der Angriffs-Colonne bemächtigte sich Maroičić im raschen Anlaufe der Vorhöhen und erstürmte sodann das auf der Höhe la bella Vista gelegene Blockhaus, in welches sich die Besatzung der dasselbe umgebenden Redoute geflüchtet hatte. Das Blockhaus loderte in hellen Flammen auf, dem Gros der Armee den glücklichen Erfolg des Unternehmens verkündend. FM. Graf Radetzky liess nun die Division GM. Culoz mit 2 Bataillonen und 2½ Batterien verstärken und übertrug ihr die Hauptaufgabe.

Um 10 Uhr entbrannte der allgemeine Kampf. Der Feind leistete in seinen Verschanzungen auf den Monti Berici den Truppen der Division GM. Culoz den hartnäckigsten Widerstand bis drei Uhr Nachmittags. Um diese Stunde nahm die Brigade GM. Graf Clam die Villa Rotunda, die Brigade GM. Wohlgemuth die Eisenbahn und Porta Lupia. So von allen Seiten bedrängt, ergriff der Gegner die Offensive gegen die Division GM. Culoz, indem er sich im Sturmschritt auf 50 Schritte ihrem ersten Treffen näherte. Nach einigen Salven wurde er aber mittelst eines Bajonnetangriffs zurückgeworfen. Im raschen Nachdrängen stürmte nun der stets an der Spitze der Truppen kämpfende Hauptmann Maroičić mit den Regimentern Latour Nr. 28 und Reisinger Nr. 18 auf der Strasse gegen die feindliche Schussscharten-Batterie, während das 10. Jäger-Bataillon den linken Flügel des Gegners anfiel. Der Feind wich auf allen Seiten zurück, seine Geschütze im Stich lassend. Es galt noch eine letzte Anstrengung, um sich der Vicenza beherrschenden Position bei der Kirche Madonna del Monte und des oberhalb der Villa Salvi gelegenen, die Kirche beherrschenden Hügels zu bemächtigen. Maroičić führte an der Spitze der Truppen auch diese Waffenthat aus. Nach kurzer Beschiessung capitulirte Vicenza, und die Besatzung, 17,000 bis 18,000 Mann stark, zog sich hinter den Po zurück.

Der unmittelbare Erfolg des ausgezeichneten Wirkens Maroičić's bei Vicenza war dessen Ernennung zum Major im 1. Banal-Grenz-Regimente Nr. 10 und dann wurde ihm mittelst Diploms vom 20. Juli 1849 das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens zuerkannt.

Nach der Einnahme von Vicenza war die Armee nach Verona marschirt, wo sie eine neue Eintheilung erhielt. FML. Graf Thurn

wurde zum Commandanten des bei Roveredo sich formirenden 3. Armee-Corps, Major Maroičić zu dessen Generalstabs-Chef ernannt. Das Corps hatte die Bestimmung, den Feind vom Montebaldo zu vertreiben, das Plateau von Rivoli zu nehmen und hiedurch die kürzeste Verbindung im Etschthal mit Tirol und Verona zu eröffnen. Zur Durchführung dieser Aufgabe und zur Vorrückung im Thal, einerseits von Rivalta bis Groara, anderseits über Dolce an den Montebaldo, wie zum Angriff auf die Stellung von Spiazzi (Madonna della Corona) etc. hatte Maroičić nicht allein die Dispositionen entworfen, sondern auch den thätigsten persönlichen Antheil genommen. Beim Angriffe auf Rivoli am 22. Juli rückte um 8½ Uhr Abends Major Maroičić, ohngeachtet der grössten Erschöpfung der eigenen Truppen und der feindlichen Überzahl, mit drei Compagnien sich freiwillig Meldender von S. Martino auf der Chaussée über die waldigen Höhen und unternahm, an die Spitze der Truppe sich stellend und selbe durch Wort und Beispiel begeisternd, einen gelungenen Offensivstoss.

Demzufolge räumte in der Nacht zum 23. der Feind die Position von Rivoli und zog sich nach Peschiera, das 3. Armee-Corps aber marschirte am 24. Juli nach Castelnuovo und am 25. nach Cavalcaselle behufs Ablösung der Brigade GM. Fürst Schwarzenberg vor Peschiera, welche Festung sofort eingeschlossen ward.

Am 29. Juli wurde FML. Graf Thurn mit seinem Generalstabs-Chef Major Maroičić, zu dem nach der Schlacht von Custoza gegen Cremona operirenden 4. Armee-Corps übersetzt. Während des Vormarsches dieses Heerestheils von Cremona über die Adda, so wie bei der Besetzung von Pavia und der Einnahme von Mailand stand der Generalstabs-Chef seinem Corps-Commandanten mit Rath und That derart zur Seite, dass er am 30. November 1848 hiefür mit dem Ritterkreuze des Leopold-Ordens ausgezeichnet wurde.

Anfangs Februar 1849 wurde Maroičić auf Verlangen des Oberbefehlshabers der k. k. Armee in Ungarn, FM. Fürst Windischgrätz, zum Generalstabs-Chef des Serbisch-Banater Armee-Corps unter Commando des GM. Theodorovich mit dem Hauptquartier Arad ernannt. Kaum dort angelangt, erhielt er den Befehl, in gleicher Eigenschaft zu dem k. k. Armee-Corps in Siebenbürgen unter FML. von Puchner, Hauptquartier Hermannstadt, sich zu verfügen.

Das siebenbürgische Armee-Corps befand sich Ende Februar 1849, als Maroičić bei demselben eintraf, in misslichen operativen Verhältnissen. Der nördliche und östliche Theil Siebenbürgens war um diese Zeit grossentheils in die Gewalt der Insurgenten gefallen; ein Rebellen-Corps unter Bem lagerte bei Mediasch und bedrohte von hier aus nicht allein Hermannstadt, sondern unterbrach auch die im Maros-Thale laufende Verbindungslinie mit Temesvar und dem übrigen Banat. Ausserdem war die Ausrüstung des Corps höchst mangelhaft. Die vielen

vorhergegangenen Gefechte hatten dessen Bestand und Stärke bedeutend geschwächt. In dieses Chaos musste bald Ordnung gebracht, und der vor den Thoren Hermannstadt's bivakirende Feind mittelst eines kräftigen Offensivstosses aus der Nähe der Hauptstadt verdrängt werden, wenn Siebenbürgen erhalten bleiben sollte.

Am 3. März führte FML. von Puchner, auf nachdrückliches Verlangen seines neuen Generalstabs-Chefs, das Corps zum Angriffe gegen die in der Stellung zwischen Kapos und Mediasch stehenden Insurgenten. Nach kurzen Gefechten bei Kiss-Kapos und Mediasch am 3. und 4. März zog sich der Feind gegen Schässburg zurück, die Strasse abgrabend und die Wege verhauend. Major Maroičić ertheilte nun dem Höchstcommandirenden den Rath, die starke Stellung des Feindes bei Schässburg in der linken Flanke, von Mediasch über Henndorf, auf Nebenwegen zu umgehen. Kaum hatte das Corps einen Marsch in dieser Richtung gemacht, als der Gegner auf der jetzt freigewordenen Hauptstrasse im Gewaltmarsche über Mediasch gegen Hermannstadt rückte, das hier in Besatzung zurückgelassene kaiserlich russische Detachement von 2000 Mann unter General-Adjutanten Skariatyn überfiel und zerstreute und von der Hauptstadt Besitz nahm.

Das Corps rückte nun von Schässburg über Leschkirch in Eilmärschen zur Befreiung von Hermannstadt, vermochte aber gegen den vorbereiteten und in gutem Vertheidigungsstand befindlichen Feind nichts zu unternehmen. Vom Banate und den übrigen Theilen der Monarchie gänzlich abgeschnitten, blieb FML. von Puchner nichts übrig, als sich auf das von befreundeten russischen Truppen occupirte Fürstenthum Walachei zu basiren und demzufolge eine Stellung bei Vesténj an der Aluta im Süden von Hermannstadt zu beziehen. Da aber der Feind von allen Seiten vorwärts drängte, so trat das Corps den Rückzug auf der Hauptstrasse über Fogaras gegen Kronstadt an und trat nach den Gefechten bei Zeyden und im Tömösser Pass auf das walachische Gebiet über, um über Plojosti, Pitesti, Krajova und Turn-Severin die österreichisch-ungarische Grenze bei Orsova zu überschreiten und im Mehadia-Thal Stellung zu nehmen.

Ende Juli 1849 zum Oberstlieutenant im General-Quartiermeisterstabe befördert, wurde Maroičić bei Eröffnung des Sommerfeldzuges gegen die ungarischen Rebellen beim I. Armee-Corps, G. d. C. Graf Schlick, der Donau-Armee als Generalstabs-Chef verwendet, hernach aber in das russische Hauptquartier des G. d. I., Lüders, als Colonnenführer commandirt und nahm als solcher an der Pacification Siebenbürgens Theil. Nach Beendigung des Kampfes avancirte er am 8. November zum Obersten und Commandanten des Oguliner Grenz-Infanterie-Regiments Nr. 3. Am 17. Mai 1854 erfolgte dessen Ernennung zum Generalmajor und Brigadier in Dalmatien und kurz darauf seine Übersetzung zum Serbisch-Banater Armee-Corps, FML. Graf Coronini, mit

dem Hauptquartier Semlin. Im Spätherbste 1854 besetzten von diesem Heerestheil die Brigaden GM. Maroičić und GM. Blumencron die Donaufürstenthümer und zogen Anfangs October in Jassy ein.

Nach Beendigung des orientalischen Krieges und Räumung der Moldau und Walachei erhielt Maroičić ein Brigade-Commando in Kaschau beim X. Armee-Corps, wo er bis zum Ausmarsche des Corps 1859 nach Italien blieb.

Bei Ausbruch des Krieges zwischen Österreich, Frankreich und Sardinien war dieser für den Kriegsschauplatz in Deutschland bestimmte Heerestheil Anfangs Mai nach Wien gezogen worden, erhielt aber dann den Befehl, zu der Küstenarmee abzugehen, bei der er Ende Mai eintraf und mit der Division FML. Marziani, bestehend aus den Brigaden GM. Maroičić und GM. Anthoine, Anfangs Juni behufs Beobachtung des Po bei Sanguinetto und Monselice Stellung nahm.

Maroičić, dessen Brigadestab später nach Adria verlegt wurde, bereiste wiederholt die Küste und berichtete auf Grund eigener Anschauungen über die Vertheidigungs-Fähigkeit der Po-Mündungen, dass in diesem von Lagunen, Sümpfen, Canälen, Gräben und Flüssen durchschnittenen Gelände mit schmalen Dammwegen und Barkenüberfuhren eine Landung stärkerer feindlicher Streitkräfte nicht zu gewärtigen sei. Von allen Flussmündungen sei der Porto di Levante der wichtigste; der Brückenkopf von Boara an der Etsch bei Rovigo aber eigne sich vorzüglich zur Abwehr einer vom unteren Po über Monselice gegen Padua gerichteten Invasion. Obgleich er während des ganzen Feldzuges in keinen Contact mit dem Feinde gerieth, so leistete er doch durch seine Umsicht und Thätigkeit auch in dem entlegenen Theil des ihm beschiedenen Kriegsschauplatzes vorzügliche Dienste.

Vom September 1859 bis Februar 1860 befehligte GM. Maroičić eine Brigade des VI. Armee-Corps in Tirol, später eine Brigade in Comorn, wurde im September 1860 zum Truppen-Divisionär beim III. Armee-Corps, FML. Erzherzog Ernst, zu Laibach ernannt und sodann zum Truppen-Commandanten in Fiume behufs Vertheidigung der Quarnero-Küste gegen Landungen von italienischen Freischaaren betraut. Am 30. December 1860 fand dessen Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant, am 6. März 1861 seine Zutheilung zu dem III. Armee-Corps-Commando in Laibach und am 20. November 1862 die Ernennung zum Oberst-Inhaber des k. k. Linien-Infantrie-Regiments Nr. 7 statt. Im Jahre 1863 commandirte er in dem Übungslager bei Okolo.

In dem Doppelkriege Österreichs 1866 gegen Preussen und Italien wurde FML. Maroičić am 26. April zum provisorischen und am 20. Mai zum wirklichen Commandanten des im Venezianischen, Hauptquartier Padua, stehenden VII. Armee-Corps ernannt.

Der Commandant der k. k. Südarmee, Feldmarschall Erzherzog Albrecht, hatte Mitte Juni deren Corps, und zwar das V. bei S. Boni-

facio, das IX. bei Cologna, das VII. bei Montagnana am linken Ufer der mittleren Etsch versammelt. Aus dieser Stellung sollte das Heer, um den Feind zu täuschen und zu überraschen, nach der Kriegserklärung mittelst einer rasch und geheim durchgeführten Bewegung auf das Hügelterrain am Mincio versetzt werden und den Gegner anfallen, wo es ihn finde. Die Aufgabe, mit untergeordneter Macht einem doppelt überlegenen Feind siegreich entgegenzutreten, war in hohem Grade schwierig und sie gelang dennoch.

Behufs Concentrirung am rechten Etsch-Ufer rückte das 20.000 Mann und 48 Geschütze starke VII. Corps am 22. Juni nach S. Bonifacio, am 23. nach S. Massimo. Die Feindseligkeiten wurden an diesem Tage eröffnet, indem der Feind bei Goito und Pozzolo über den Grenzfluss Mincio gieng und in das österreichische Gebiet einbrach. Die k. k. Armee wurde demzufolge sofort in Schlachtordnung gestellt, u. z. die Infanterie-Reserve-Division Generalmajor Rupprecht bei Pastrengo, das V. Corps Generalmajor Rodich bei Chievo, das VII. Corps FML. Maroičić bei S. Massimo, das IX. Corps FML. Hartung bei Sta. Lucia, die Reiter-Brigade Oberst Pulz bei Fort Gisela vor Verona.

Aus dieser Aufstellung bewirkten sodann die verschiedenen Heerestheile am 24. Morgens den Aufmarsch zu der an diesem Tage gelieferten Schlacht von Custoza, und rückten: Division Rupprecht von Pastrengo und Sandra gegen Castelnuovo und Oliosi, V. Corps Rodich von Sta. Giustina und Sona gegen S. Giorgio in Salice und S. Rocco di Palazzolo, IX. Corps Hartung von Sta. Lucia über Mancalacqua und Sommacampagna, VII. Corps Maroičić mit nur Einer Brigade von S. Massimo gegen Casazze und Zerbare.

Schon zeitlich Morgens am 24. Juni entbrante auf allen Punkten des weiten Schlachtfeldes vom Mincio bis an die Etsch der Kampf. Die Brigade Pulz hielt den Anprall der halben feindlichen Armee in heroischen Anstrengungen auf; die Division Rupprecht kämpfte mühsam gegen die Übermacht; die Corps Rodich und Hartung, welche anfänglich bedeutende Fortschritte gemacht, sahen sich momentan zum Stillstande gezwungen. Vom Corps Maroičić war die Brigade Generalmajor Scudier in raschem Vorgehen schon Vormittags 10 Uhr nach Custoza gelangt, indess die beiden anderen Brigaden, Oberste Graf Welsersheimb und Töply, bei Casaze als Armee-Reserve hielten. Durch Übermacht aus Custoza zurückgedrängt, gieng Scudier nach Zerbare, während Maroičić zu dessen Aufnahme die Brigade Welsersheimb eine Stellung zwischen Nadalini und Pelizzara beziehen und aus zwei Batterien das Feuer gegen Monte Torre eröffnen liess, von welcher Höhe fünf italienische Batterien das IX. Corps mit Projectilen überschütteten.

Die rückgängige Bewegung der Brigade Scudior gegen Zerbare hatte zwischen dem IX. und dem gegen Sta. Lucia vorgerückten V. Corps

eine Lücke entstehen lassen. Da es nun ersterem nicht gelang, die im Verlaufe der Action verlorene Stellung am Belvedere wieder zu nehmen und hiedurch die Gefechtslinie herzustellen, so fiel dem im Centrum der Schlachtordnung kämpfenden V. und VII. Corps die Aufgabe zu, den Entscheidungsstoss gegen den Feind zn führen.

Dem Gange des Gefechtes mit scharfem Blicke folgend, fasste FML. Maroičić um 3 Uhr Nachmittags den Entschluss, zum Angriffe auf Custoza, diesen Schlüsselpunkt der feindlichen Schlachtstellung, zu schreiten. Zu diesem Behufe liess er unter dem Schutze sämmtlicher Batterien des Corps die Brigaden Welsersheimb und Töply auf Belvedere (Cypressenhügel) vorgehen. Um 4 Uhr wurde diese tapfer vertheidigte Stellung sammt dem ganzen gegen Vale Busa fortlaufenden Rücken erstürmt und ein Geschütz genommen. Der zurückgeworfene Feind setzte sich zum zweiten Male bei Custoza fest. FML. Freiherr von Maroičić ertheilte jetzt, nachdem er die erschöpften Truppen einige Zeit hatte ruhen lassen, den Befehl zum Angriffe. Unter dem Feuer von 40 Geschützen, welche Custoza, die Höhen des Monte Torre und Monte Croce beschossen, stellte er sich neuerdings an die Spitze der beiden Brigaden, leuchtete ihnen im heissesten Kampfgetümmel durch das eigene Beispiel des Muthes und selbstloser Hingebung voran und drang, über Haufen von Leichen durch Cimitero und La Chiese schreitend, bis zum Palazzo Bevilacqua in Custoza ein, wo sich die Truppen der beiden Brigaden des VII. Corps mit der gleichzeitig über Vale vorstürmenden Brigade Möring des V. Corps vereinigten. Der letzte Widerstand des Feindes war niedergeschlagen, ein herrlicher, grosser Sieg der Minderzahl gegen die Mehrzahl erkämpft, die zweite glorreiche Schlacht von Custoza gewonnen.

Für den hervorragenden Theil an dem Siege vom 24. Juni 1866 bei Custozza wurde Maroičić am 31. August mit dem Commandeurkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet; sechs Wochen zuvor am 20. Juli war ihm die wirkliche geheime Rathswürde verliehen worden.

Nach dem Abmarsch der Südarmee von Verona behufs ihrer Vereinigung mit der Nordarmee im Donauthale zum Schutze Wiens erhielt Maroičić den Oberbefehl über sämmtliche in Kärnten, Krain, Istrien und dem Küstenlande dislocirten Truppen, um die italienische Armee im Vormarsche aufzuhalten. Der Friedensschluss von Nikolsburg und Prag wies ihm jedoch eine andere Wirkungssphäre an. Am 20. October 1866 wurde er dem General-Commando zu Ofen behufs Inspicirung der im Generalate stehenden Infanterie-Truppen zugetheilt, im Juli 1867 zum Commandanten des Übungslagers zu Bruck an der Leitha, am 25. März 1868 zum commandirenden General in Graz ernannt, und demselben am 22. April 1868 der Feldzeugmeisters-Charakter ad honores verliehen. Am 27. März 1869 erfolgte

die Versetzung Maroičić's von Graz nach Wien. In dieser Stellung eines Commandirenden verblieb er bis zum 9. April 1881, an welchem Tage er mittelst folgenden huldvollen Allerhöchsten Handschreibens in den Ruhestand versetzt wurde:

„Lieber Feldzeugmeister Freiherr von Maroičić!

Nach sechzigjähriger ununterbrochener Activität haben Sie sich wegen vorgerückten Alters veranlasst gefunden, Ihre thatenreiche, im Frieden und im Kriege durch ausgezeichnete Leistungen hervorragende Soldaten-Laufbahn abzuschliessen. Einem so triftigen Beweggrunde vermag Ich die verdiente Würdigung nicht zu versagen und ordne, Ihrer an Mich gerichten Bitte willfahrend, Ihre Versetzung in den Ruhestand an.

Indem Ich den lebhaftesten Wunsch hege, Ihnen beim Scheiden von der Armee für Ihre vielfachen Verdienste und ganz besonders für Ihre langjährige Thätigkeit als commandirender General in Wien Meine vollste Anerkennung durch ein sichtbares Merkmal zu zollen, verleihe Ich Ihnen taxfrei das Grosskreuz Meines Leopold-Ordens mit der Kriegs-Decoration des Ritterkreuzes.

Wien, am 9. April 1881.

Franz Josef."

Nach kurzer Krankheit verschied Feldzeugmeister Freiherr von Maroičić am 17. October 1882 zu Döbling bei Wien, seit dem Tode des Feldmarschalls Grafen Radetzky eine der beliebtesten und populärsten Persönlichkeiten des österreichischen Heeres und Volkes. Die letzten Tage seines Lebens verbrachte er so heiter und zufrieden, wie nur immer möglich, und selbst als die Ärzte ihn aufgegeben, blieb er bei gleicher Laune und guter Dinge.

Viel zu früh wurde er in ein besseres Jenseits abberufen. Das Vaterland verlor an Maroičić einen treuen und eifrigen Diener, die Armee einen ihrer tapfersten und glücklichsten Anführer. Wer dem Freiherrn von Maroičić jemals als Freund, Waffengefährte oder Untergebener nahe gestanden, wird stets mit Wehmuth um den Unvergesslichen trauern, der mit den seltensten Geisteskräften, den glänzendsten Talenten, der vielseitigsten Bildung auch den edelsten und liebenswürdigsten Charakter verband.

Sein eiserner Charakter, seine nicht zu erschütternde Willenskraft und seine rücksichtslose Aufopferung für die Pflicht werden selten erreicht, noch seltener übertroffen werden.

„Dreimal Sammeln."

(Reglements-Studie.)

Das Dienst-Reglement für das k. k. Heer fordert mit Pkt. 517, Absatz 2 im §. 72 seines 1. Theiles (Anwendung der Waffengewalt zur Bewältigung von Tumulten), dass dem Bajonnet-Angriffe wo möglich das Signal „Sturm", dem Schiessen das Signal „Fronträumen" voranzugehen habe.

Herr Hauptmann-Auditor Dr. Dangelmaier citirt in seinem Aufsatze: „Das Recht und die Pflicht der Anwendung der Waffe" (Augustheft 1882 der österr. militär. Zeitschrift) diese Reglementsstelle und hält die von ihr befohlene Form des Einschreitens der Truppe, — den letzten Warnungsruf des Gesetzes vor Anwendung seiner äussersten Mittel, — unzweifelhaft für wesentlich nothwendig, um der Executive unter Umständen vollste legale Rechtskraft imputiren zu können, weil er dieselbe nicht commentirt.

In der That bedarf diese humane Praxis keines Commentars.

Dessenungeachtet wäre es angezeigt gewesen, knapp hinter „Fronträumen" ein fettes Fragezeichen anzubringen.

Vorausgesetzt, dass man den Spielmann bei der Hand hat, ist es, streng genommen, sehr gleichgiltig, welches Signal Trommel oder Horn in so kritischem Momente geben, weil wir Tumulte auch in solchen Orten werden niederschlagen müssen, die vorher nicht hinreichende Gelegenheit gehabt, sich das nothwendige Verständniss für die Bedeutung dieser oder jener unserer Noten anzueignen, — abgesehen von dem Übelstande, dass selbst im eigenen Lande die Kenntniss unserer Signale nicht allgemein verbreitet ist.

So weit ist man jedoch so ziemlich überall, dass Hornstoss und Wirbel in dem besprochenen Falle sehr bestimmte Zwecke haben dürften.

Durchaus nicht gleichgiltig aber ist es für die Truppe selbst, dass die gegenwärtigen Signalisten den Forderungen des Gesetzes strict nicht entsprechen können, weil das Signal „Fronträumen" nicht mehr existirt.

Die beiden Reglements decken sich hier in einer ernsten Sache, in einer Sache, hinter welcher Kriegsrecht, Cassation, Ehre und Reputation, Leben und Tod von Officier und Mannschaft stehen, de facto nicht.

Major Baron Cirheimb.

Das
Literatur - Blatt
umfasst monatlich beiläufig einen Bogen, ist separat paginirt und kann auch als
SEPARAT-ABDRUCK
bezogen werden.

Literatur-Blatt

zu

Streffleur's österreichischer militärischer Zeitschrift.

Zu beziehen:
Für Österreich bei der Redaction. Preis ganzjährig 3 fl. öst. W. Im Wege der k. k. Commanden 1 fl. 50 kr. öst. W.
Für das Ausland in allen Buchhandlungen durch
R. v. WALDHEIM in WIEN
Preis: 6 Mark.

Redigirt von **Moriz** Ritter von **Brunner,** k. k. Major im Geniestabe.

Nr. 10 October-November **1882**

Recensionen.

Drygalski, A. v. Die russische Armee im Krieg und Frieden. Berlin 1882 bei R. Eisenschmidt. Preis 2 fl. 40 kr. ö. W.

Die reorganisatorischen und reglementarischen Veränderungen, welche seit länger als Jahresfrist auf dem Gebiete der russischen Armee vor sich gehen und dieselbe äusserlich wie innerlich einer vollständigen Umwandlung entgegenführen, sind zwar noch nicht zum Abschlusse gelangt, aber bei dem allgemeinen Interesse, welches die russische Armee in Anspruch nimmt, hat der Herr Verfasser den guten Entschluss gefasst, den gegenwärtigen Stand der Dinge zu fixiren. Zur seinerzeitigen Correctur des Buches empfiehlt Verfasser die Loebell'schen Jahresberichte.

„Es werden deren nicht wenige zu gewärtigen sein."

„Sind doch die Neuerungen in der Wehrverfassung des russischen Reichs und in allen damit zusammenhängenden Verhältnissen, namentlich in der letzten Hälfte des Jahres 1881 und im Laufe dieses Jahres in einer solchen fliegenden Hast auf einander gefolgt, dass selbst der darauf vorbereitete, auf solidester Basis stehende Beobachter dieser Pace nur unter Anwendung der grössten Aufmerksamkeit zu folgen vermochte, um so mehr, da es auch an Widerrufungen und Abänderungen bereits gegebener Befehle und Bestimmungen nicht fehlte. Es kommt hinzu, dass das als Hauptinformationsquelle über russische Armeeverhältnisse dienende, in mehrjährigen Perioden erneuerte Nachschlagebuch für russische Officiere, anstatt mit seinem letzten Erscheinen bis nach Beendigung der hauptsächlichsten Reformen zu warten, eigenthümlicher Weise mitten in der Reformperiode, d. h. im Sommer vorigen Jahres veröffentlicht wurde, mithin schon bei seiner Geburt ein von den Ereignissen überholter Greis war."

Wir finden im Inhaltsverzeichniss I. die allgemeinen Heeres-Verhältnisse, u. zw. Budget (stets überschrittenes Ordinarium von 179,200.000 Rubel), oberste Verwaltung, allgemeine Heeresorganisation, Territorial-Eintheilung, Oberleitung im Felde, Corps-Verband im Frieden, Ausbildungs-Instruction für die Truppen, die neue Uniformirung und Ausrüstung.

Der Tornister wird abgeschafft und statt dessen ein, mit seinen unteren Enden an der Hüfte zusammen zu bindender S a c k eingeführt, mit dem auch der en bandoulière zu tragende Mantel in Verbindung steht. Über

die Anbringung des Kochgeschirres ist man noch nicht klar, und jeder Mann erhält einen wasserdichten Zwiebackbeutel. Jeder Infanterist trägt 84 Patronen, von welchen 60 in einer Blechbüchse in den erwähnten Sack kommen sollen, von wo sie erst im Gefecht heraus genommen werden.

Für den Winter werden die Soldaten mit Ohrenklappen, kurzen Pelzen etc. versehen.

Wie in Österreich schon seit 12 Jahren, wird nun in der russischen Infanterie jeder zweite Mann einen kurzen Spaten tragen und per Compagnie 20 Mann kurze Beile. 20 Beile sind vielleicht zu viel, aber 10 sind gewiss nöthig.

Verfasser führt weiters die einzelnen Waffengattungen vor.

Die Infanterie. Im Frieden hat die Compagnie 3 Officiere und 100 Mann, im Kriege 4 Officiere und 246 Mann. Bei alle dem wird das russische Bataillon nicht über 800 Combattanten zu veranschlagen sein. Die Compagnie ist nach österreichischem Muster gegliedert, vier Compagnien bilden ein Bataillon, vier Bataillone ein Regiment unter einem Obersten (bei der Garde Generalmajor). Die Schützen-Compagnien und Schützen-Bataillone sind aufgelassen.

Zwei Regimenter bilden eine Brigade, zwei Brigaden mit Zugabe von 48 Geschützen eine Division, zwei oder mehrere Divisionen ein Armeecorps. Die nunmehr nach Art unserer Jäger organisirten Schützenbataillone bilden eigene Schützenbrigaden.

Es ist dann von den Ersatzverhältnissen die Rede, von dem immer fühlbareren Mangel an guten Unterofficieren.

Dann gibt Verfasser einen Auszug aus dem neuen Infanterie-Reglement. Wenig Neues. Wie in Deutschland, wurde auch in Russland das Carré ganz abgeschafft, als eine thatsächlich unnütze Exercirplatzspielerei.

Die Marschgeschwindigkeit wurde von 112 bis 116 auf 116 bis 120 Schritt erhöht, was kein guter Wurf ist.

Für das Infanteriegefecht gilt der Satz: „Möglichst unaufhaltsames Avanciren und gelegentliches Halten, um zu feuern."

Anstatt des Krnka-Gewehres haben die Russen jetzt das Berdan-Gewehr, welches auf 800 Schritt Kernschuss hat. Die russische Schiessinstruction ist der neuen österreichischen ziemlich ähnlich.

Folgen die Capitel Felddienst. Dann eine Abhandlung über die Cavallerie, Artillerie, Genie-Truppen und Kosaken, dann die Reichswehr, dann ein Nachtrag über Train-, Intendanz-, Sanitätswesen, Gerichtswesen und über das Officiers-Corps.

Aus dem letzten Capitel wollen wir noch Einiges vorführen.

Die Erlangung des Officiersgrades steht jedem Staatsbürger offen. Sie ist, wie bei uns, an — wenn auch bescheidenere — wissenschaftliche Bildung geknüpft.

„Das russische Officiers-Corps nimmt auf Grund seiner Zusammensetzung der Gesellschaft gegenüber nicht jene Stellung ein wie das deutsche, — bisher existirte ein „esprit de corps" kaum. Die reicheren Officiere lebten für sich und nahmen unter einander auf Rangunterschiede keine Rücksicht; die ärmeren speisten und verkehrten dort, wo es ihnen ihre Mittel erlaubten, und sahen ihre Kameraden nur im Dienst."

Jetzt soll es besser werden. Die Einführung von Officiers-Casinos, welche der Staat subventionirt, die Einführung von Ehrengerichten versprechen gute Wirkung.

Bezeichnend für die gesellschaftliche Stellung der russischen Officiere ist, dass sie nach erreichtem 28. Lebensjahr Ehen eingehen können, zu denen es keines Vermögensnachweises und blos der Bewilligung des Regiments-Commandanten bedarf.

Der Titel „Excellenz" gebührt schon dem Generalmajor.

Eine eigenthümliche, dem Officiers-Corps nicht immer zum Vortheil gereichende Verquickung findet bei der russischen Armee und überhaupt im Staatsleben zwischen den Officieren und den im Range gleichstehenden Beamtenclassen statt.

So ist das Eintritts-Examen für die Avantageure (Cadeten) und die 14. Beamtenclasse dasselbe, und wird ferner ein gut bestandener Abiturient der Kriegsschule, wenn er aus körperlichen oder anderen Ursachen nicht Soldat werden kann oder will, Beamter der XII. Classe. Als solcher avancirt er in gleichem Schritt wie die Officiere von Classe zu Classe, kann eventuell zur Armee und vice versa übertreten und hört es, wenn er zum Staatsrath avancirt, nicht ungern, wenn man ihn, seiner Diäten-Classe entsprechend, schlechtweg Oberst titulirt.

Man hört daher oft einen Unterschied zwischen Militär- und Staatsgeneral machen, worauf man zur Vermeidung von Irrthümern um so mehr zu achten hat, als die russischen Beamten sehr häufig in Uniform erscheinen, und nur ein Kenner die Unterschiede zwischen Militär- und Civil-Uniform wahrzunehmen vermag.

Sehr viele Officiere treten aus der Armee in die Verwaltung, Militär-Justiz oder andere Beamtenstellungen über und nehmen an Stelle ihrer militärischen Titel den eines Collegienrathes, Hofrathes etc. an.

Die Militär-Justizbeamten behalten ihre Militärcharge bei.

Bei den Kosaken verwischt sich der Unterschied zwischen Officieren und Beamten noch mehr.

Wir schliessen mit der wärmsten Anempfehlung des Werkes. Bei der durch die Sprachverschiedenheit vermehrten Schwierigkeit, sich ein richtiges Bild von der russischen Armee zu verschaffen, ist durch das genügend in die Details eingehende, alle Zweige umfassende Buch des hochgeschätzten Autors einem sehr wesentlichen Bedürfnisse auch für die österreichische Armee Rechnung getragen, welche die Gestaltung und Entwicklung der russischen Armee so nahe angeht.

Malachowski, D. A., Major. **Die Aufgaben des Bataillons im Gefechts-Exerciren.** Studie über die Anwendung der reglementarischen Gefechtsformen. Zweite Auflage. Hannover 1882. Helwig's Verlag. Preis 45 kr. ö. W.

Der Versuch zur Lösung des Problems, durch die Ausbildung auf dem Exercirplatze „die Freudigkeit der That" zu fördern, verdient Anerkennung. „Kinder! wenn ihr noch zwei Stunden gut exercirt, so zeige ich euch noch den schönen Griff „präsentirt"; diese Probe rührenden Exercireifers fällt uns dabei ein. Wie viele andere deutsche Militärschriftsteller bringt

Verfasser auf der ersten Seite dem bestehenden Reglement die übliche Huldigung dar, stellt sich „auf den Boden der bestehenden Bestimmungen“, um auf der nächsten Seite zu sagen, dass das Reglement zu viele Formen enthalte, „eine ganze Reihe von Formationen und Bewegungen, welche, den Zeiten einer anderen Taktik entstammend, jetzt theils nur in ganz ausnahmsweise möglichen Fällen, theils überhaupt nicht mehr dazu bestimmt sind, vor dem Feinde ausgeführt zu werden“, — deutsch in's Deutsche übersetzt: „welche nichts mehr taugen“. Und in vorsichtiger Rede heisst es dann weiter: „Es ist klar, dass nach dieser Richtung hin vornehmlich die künftigen Abänderungen des Infanterie-Reglements liegen, denn der Einwand, man müsse die Formen als Mittel beibehalten, wird für stichhältig wohl nur von Wenigen gehalten.“

Verfasser durchgeht den Aufmarsch, den Vormarsch und das Durchschreiten des feindlichen Artillerie-Feuers und die eigentliche Action.

Im Anmarsch perhorrescirt Verfasser aus guten Gründen „die vier Compagnie-Colonnen ohne Intervalle nebeneinander“ (also unsere Bataillonsmasse).

Dagegen widerspricht er der Anwendung der Colonnenlinie als Kampfform, — weil dem Bataillons-Commandanten nach der successiven Gefechtsformation der Compagnie keine Reserve bleibt und das ganze Bataillon nicht mehr in seiner Hand ist. Ein auf dem Gefechtsfelde mehr isolirt auftretendes Bataillon würde allerdings schlecht thun mit der Anwendung der Colonnenlinie, aber ein Bataillon, welches anderen Bataillonen vorangeht, muss deren Front decken und seinen engeren Verband preisgeben, damit die folgenden Bataillone um so sicherer in der Hand ihrer Führer bleiben.

Für die Gefechtsübungen empfiehlt Verfassor vorerst regelmässige Angriffe gegen durch Flaggen oder Truppen markirten Gegner, späterhin die Herbeiführung unvorhergesehener Momente, um die Bataillons- wie Compagnie-Commandanten darin zu üben, solchen rasch und geschickt Rechnung zu tragen, was allerdings höchst empfehlenswerth und auch überall längst beherzigt ist.

Feldzug des **Herzogs von Rohan im Veltlin** im Jahre 1635 mit einer vorausgehenden Abhandlung über den Gebirgskrieg. Von einem französischen General. Übersetzt von einem Stabsofficier. Mit einem Plan des Operations-Theaters. Luzern. Verlag von Doleschal's Buchhandlung 1882. Preis 2 Francs.

Ein seltenes Beispiel geschickter und thatkräftiger Vertheidigung im Gebirge wird hiemit der Vergessenheit entrissen. Dem Übersetzer fiel zufälliger Weise das nach den Memoiren und Briefen des Herzogs von Rohan verfasste alte Originalwerk in die Hände. Er fand den Inhalt so ausserordentlich interessant und lehrreich, dass er sich entschloss, dasselbe in's Deutsche zu übertragen und als Separatabdruck von einigen in der „Allgemeinen Schweizerischen Militär-Zeitung“ veröffentlichten Aufsätzen erscheinen zu lassen.

Im Monat März 1635 erhielt Rohan den Befehl, sich mit sechs Regimentern Fussvolk und sieben Fähnlein Reiterei von der Armee im Elsass

nach Graubünden zu begeben. Er sollte von dort aus in das Veltlin rücken, um den Truppen des Kaisers den Durchzug nach dem Mailändischen, welches die Truppen Ludwig's XIII. und seiner Alliirten anzugreifen beabsichtigten, zu verwehren. Am 24. April befand sich der Herzog im Veltlin. Er verfügte, inbegriffen einige französische Truppen, welche sich bereits dort befanden, und einige Graubündner Soldaten, über 8000 Mann Fussvolk und 400 Pferde, musste aber davon die Besatzungen zahlreicher Befestigungen sowohl gegen die Tiroler als gegen die Mailänder Grenze hin bestreiten. Vorstellungen, um Verstärkungen zu erlangen, blieben vergeblich. Rohan richtete sich, so gut es gieng, zur Vertheidigung ein und liess auf eigene Faust Graubündner und Schweizer Regimenter ausheben.

Unterdessen hatte der Kaiser den General Fernamond bestimmt, von Tirol aus an der Spitze von 8000 Mann zu Fuss und 1200 Reitern um jeden Preis in das Veltlin einzudringen, die Franzosen daraus zu vertreiben und dann in das Herzogthum Mailand zu ziehen. Auf der anderen Seite, nämlich auf dem Westausgang des Veltlin, am Como-See, befand sich der spanische General Serbelloni an der Spitze einer nicht viel schwächeren Armee als die kaiserliche, bestimmt, diese bei ihrem Einmarsch zu unterstützen. Rohan befand sich also zwischen zwei Armeen, in der Aussicht, von ihnen gleichzeitig auf der Ost- und Westseite des Veltlin angegriffen zu werden. So war die Situation Anfangs Juni.

Die Kaiserlichen eröffneten den Angriff und forcirten den Übergang von Bormio. Rohan musste sich nach Chiavenna zurückziehen. Die Kaiserlichen benützten aber den Erfolg nicht, die Spanier rührten sich nicht. Rohan entschloss sich, nun seinerseits die kaiserliche Armee anzugreifen. Er liess seine Truppen durch das Ober-Engadin in's Livigno-Thal marschiren und fiel dort am 27. Juni die Kaiserlichen an. Diese zogen sich jedoch noch rechtzeitig aus einer schlimmen Lage. Rohan verfolgte nicht, sondern beschloss, nach Tirano, wieder in's Veltlin, zu marschiren und dort eine Centralstellung einzunehmen. Auf diesen Ort richtete auch Fernamond seine Aufmerksamkeit; Rohan kam ihm aber dort zuvor. Es fanden mehrere Gefechte statt, in welchen Rohan durch sein energisches angriffsweises Verfahren Herr blieb.

Am letzten Juni erfuhr der Herzog, dass Serbelloni bereits in das Veltlin eingerückt sei und von Westen her gegen Tirano marschire. Ein rascher Entschluss war nothwendig. Man musste entweder das Veltlin neuerdings verlassen oder in Tirano bleiben und dort beide Armeen erwarten, oder den nächsten Feind — die Deutschen — bekämpfen, bevor der entferntere — die Spanier — eintreffen konnte. Rohan wählte das Letztere. Er schlug am 3. Juli die Kaiserlichen einige Meilen östlich von Tirano in entscheidender Weise. Hierauf kehrte er um und rückte den bis gegen Sondrio vorgegangenen Spaniern entgegen. Auch diese schlug er. Das Veltlin war wieder vom Feinde frei, nur Bormio hielten noch kaiserliche Truppen besetzt. Am 18. Juli war auch dieser Posten wieder erobert. Der Herzog kehrte nach Tirano zurück, um seine Armee zu retabliren. Er brauchte Verstärkungen an Truppen, Verpflegung, Geld. Seinem energischen Auftreten gelang es, Ende August wieder kampfbereit dazustehen, um dem Versuch der Kaiserlichen, mit einer neu gebildeten Armee in's Mailändische zu kommen, zu begegnen.

Die Nachrichten liessen darauf schliesson, dass diese Armce nunmehr den Weg über den Gotthard einschlagen werdc. Rohan liess sich aber in den Maassregeln, die er für seine Behauptung im Veltlin nothwendig bielt, nicht beirren und er that darin gut. Ende October zeigte sich die Absicht Fernamond's, erneuert von Tirol aus im Veltlin einzubrechen. Seine Armee rückte in das Freelthal ein und setzte sich dort fest. Sofort entschloss sich Rohan zum Angriff. Er schlug sie in diesem Thale am 31. October wieder in so entscheidender Weise, dass sie nach Tirol zurückgehen musste.

Aber die Gefahr, es noch einmal mit zwei Armeen zu thun zu bekommen, war nicht behoben. In Tirol organisirte Graf Schlick eine neue Armee, und Serhelloni, der eine Zeit lang im Mailändischen gebunden war, wurde dort gerade wieder frei, als Rohan den Sieg im Freelthal errang.

Rohan liess einen Theil seiner Kräfte gegen Tirol stehen und marschirte mit dem Reste über Sondrio hinaus Serhelloni entgegen. Er traf am 9. November die Spanier in einer so starken Aufstellung, dass es bedenklich schien, sie anzugreifen. Rohan fand aber „nach reiflicher Erwägung, dass die Gefahr grösser wäre, wenn man sich zurückziehen wollte, als wenn man den Angriff wage; die Feinde würden den Rückzug wie eine Niederlage betrachten, und dieser selbst würde Schlick Zeit geben, sich zu nähern und den Herzog zwischen zwei Feuer zu nehmen". — Rohan griff an. Die Spanier liessen 1500 Todte am Platze und mussten ihre Bagage und die Kriegscasse dem Feinde überlassen. Am nächsten Tage wollte Rohan verfolgen; da erhielt er die Meldung, dass die Kaiserlichen wieder gegen Bormio vorrückten. Aus diesem Grunde fand er es für angemessen, nach Tirano zurückzukehren, um sie zu empfangen. Die erlittenen Niederlagen hatten aber die Gegner so eingeschüchtert, dass sie nichts mehr zu unternehmen wagten. Die Franzosen bezogen Winterquartiere im Veltlin. —

Wir glauben, dass diese kurze Schilderung der Ereignisse hinreicht, Interesse für das Buch zu erwecken, in welchem man einfache, aber genaue Einzelnheiten über die ausgezeichneten Operationen Rohan's und eine reiche Quelle vorzüglicher Lehren über den Gebirgskrieg findet,

H. v. P.

Djevad Bey A., colonel d'état-major, **État militaire ottoman depuis la fondation de l'armée jusqu'à nos jours.** Traduit du Turc par Georges Macridès, redacteur du Journal „La Turquie".

Ein türkischer Officier osmanischer Race auf literarischem Gebiete ist eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Aus diesem Grunde muss man den ersten Band eines umfangreich angelegten Werkes im Vorhinein mit Befriedigung begrüssen. Der Autor hat sich ein weites Ziel gesetzt, vielleicht zu weit, um es zu erreichen. Er stellt sich nämlich die Aufgabe, in 22 Bänden die Geschichte des osmanischen Heerwesens von seinem Entstehen bis auf unsere Tage zu liefern. Nach der Anordnung des Stoffes wird jeder der folgenden 21 Bände kaum eine geringere Seitenzahl aufweisen können als der vorliegende, d. h. das Werk soll ungefähr 9000 Druckseiten Grossoctav stark werden.

Da kann man die Besorgniss denn doch nicht ganz unterdrücken, dass die Kraft eines Einzelnen vielleicht nicht ausreichen werde, die Aufgabezn bewältigene

Dieser erste Band ist der Organisation, den Costümen, Waffen, Gebräuchen und Gewohnheiten, den Ständen, dem Solde und den Naturalgebühren der Janitscharen gewidmet; er schildert deren Empörungen und Aufstände, ibre verhängnissvolle Beeinflussung der Regierungsgewalt und schliesst mit der Reproduction des Fermans, welcher ihre Auflösung decretirte.

Der Autor nimmt sich vor, jedem Bande einen Atlas mit Abbildungen der türkischen Uniformen und Waffen der verschiedenen Zeitepochen und mit den Karten und Schlachtenplänen der verschiedenen Kriegsschauplätze anzuschliessen. Das Gelingen des Unternehmens hat nebst umfassendem Wissen, eine ungewöhnliche Thatkraft und Energie des Geistes zur Voraussetzung.

Ein Urtheil über den Werth des Werkes selbst zu fällen, ist in dem Augenblicke, in welchem die Publication beginnt, nicht gut möglich. Vielleicht hätte der Autor besser gethan, die türkischen Kriegsarchive allein zu Rathe zu ziehen und nicht aus den Werken von nahezu 100, der Mehrzahl nach fremden Nationalitäten angehörigen Autoren zu schöpfen. Wenn er schon im ersten Bande seine guten Gründe hiefür hatte, werden wir nur Darstellungen und Urtheilen begegnen, welche aus abendländischen Federn geflossen sind. Ein Verdienst um die Armee, welcher er angehört, wird sich der Autor gewiss dadurch erwerben, dass er ihr ihre eigene Kriegsgeschichte erschliesst und die Ursachen des rapiden Verfalles der osmanischen Macht vor Augen führt.

H. von W. „Ein Wort zur Conservirung des Pferde-Materials“ Berlin 1882. Verlag von Friedrich Luckhardt. Preis — fl. 60 kr. ö. W

Diese Broschüre ist eine Fortsetzung der in den Nummern 26, 27 und 28 des Militär-Wochenblattes dieses Jahres in Berlin erschienenen Aufsätze „Unser Pferde-Material und seine Conservirung“ und eine Entgegnung auf „Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze: Unser Pferde-Material und seine Conservirung“ (In der Nr. 38 des militärischen Wochenblattes), welche aus der Feder eines Artilleristen stammt, sowie auf eine Abhandlung, welche in den Nrn. 39, 41 und 42 der deutschen Heeres-Zeitung unter dem Titel: „Wie ist es unter den bestehenden Verhältnissen möglich, dass die Cavallerie den Anforderungen der neuesten Taktik nachkommt, ohne ihr Pferde-Material zu Grunde zu richten?“

Der Verfasser beschäftigt sich hier weder mit der Dressur noch mit der sanitären Pflege der Pferde, weil dies schon so oft besprochen wurde, sondern hauptsächlich mit der Behandlung des Pferde-Materials während der Übung auf der Reitschule, beim taktischen Exerciren, dann bei den Feldübungen. Derselbe bespricht am Eingange die gegenwärtige Abrichtung von älteren Officieren, welche nur ausgesprochene Schulreiterei pflegen, dagegen die Officiere des letzten Decenniums von Seitengängen nichts wissen wollen, so wie der Sportsman nur dem Geradeaus- und Schneidigreiten huldigt, obgleich beide Arten das Pferde-Material mehr abnützen, als dies beim goldenen Mittelweg der Fall wäre. Ferner sagt der Verfasser, dass beim Escadrons-Exerciren heute noch Viele der Ansicht sind, dass die Attake bei jedesmaligem Exerciren mehrmals geübt werden muss, denn sonst könnte sie bei einer Visitirung nicht glücken. Dasselbe gilt auch für die Übungen

grösserer Cavallerie-Körper, wobei er ein Beispiel aus dem Jahre 1874 anführt, wo die 4. Cavallerie-Division bei Pitzpuhl im Laufe weniger Stunden achtmal attakirte.

Endlich den Felddienst besprechend, erwähnt der Verfasser die beim Marschsicherheits-, dann Patrullendienst vorkommenden förmlichen Hetzjagden einzelner Reiter, sowie ganzer Patrullen.

Das in dieser Broschüre Enthaltene ist der Berücksichtigung werth, denn solche Überanstrengungen der Pferde kosten viele Sehnen und Knochen; auch wäre dem gemeinen Mann die Schonung seines Pferdes, insbesondere wenn er sich selbst überlassen ist, einzuprägen.

Schebek Edmund, Dr., Kinsky und Feuquières. Nachtrag zur „Lösung der Wallenstein-Frage". Berlin 1882. Hofmann. Preis 7 fl. 20 kr. ö. W.

In der Geschichte Wallenstein's spielt Graf Wilhelm Kinsky von Wchynitz, ein naher Verwandter des Herzogs, bekanntlich eine bedeutende Rolle dadurch, dass er es ist, welcher die angeblichen Hochverraths-Verhandlungen mit dem französischen Botschafter zu Heilbronn, Feuquières, führt. Als der Autor sein verdienstvolles Werk: „Die Lösung der Wallenstein-Frage" (Siehe Literaturblatt dieser Zeitschrift, Februar-März-Heft 1882) abgeschlossen, war er noch nicht darauf verfallen, dass dieser mit Feuquières verhandelnde Kinsky eine mythische Person gewesen sein könnte. Bei der nachherigen Durchsicht französischer Originalquellen ward diese Annahme immer mehr bekräftigt und gewann endlich derart an Wesenheit, dass er sich entschliessen musste, den im Hauptwerke bearbeiteten Abschnitt „Kinsky und Feuquières" von Neuem darzustellen. Das vorliegende Buch ist nun das Resultat dieser neuen Forschungen Schebek's, durch welche wohl festgestellt wird, dass der entfernte Schwager Wallenstein's, Kinsky, nicht die ihm bisher zugemuthete Rolle gespielt habe, aber leider nicht dargethan werden kann, wer der Pseudo-Kinsky in Wirklichkeit gewesen sei. Nichtsdestoweniger bleibt die Errungenschaft, die hier aus der Aufdeckung der Beziehungen Kinsky's zu Feuquières sowohl als zu dem grossen Staatskanzler von Schweden, Oxenstierna, erwachsen, eine ganz besonders wichtige: es sind die Keime nachweisbar, aus welchen der sogenannte Verrath Wallenstein's sich entwickelte; — man hat gleichsam die Genesis der grossen Verschwörung mit der Entfaltung des Hauptactes vor Augen. Und das bleibt ein unbestritten neues Verdienst des Autors. v. Janko.

Kanitz F., Donau-Bulgarien und der Balkan. Reise-Studien aus den Jahren 1860—1879. Zweite neu bearbeitete Auflage. Leipzig 1882. Renger'sche Buchhandlung. Drei Bände mit 2 Karten, 90 Illustrationen im Texte und 30 Tafeln (Abbildungen). Preis 24 fl. ö. W.

Einer der ersten Pionniere geographischer Wissenschaft, ein ebenso bewährter Pfadfinder als Bahnbrecher auf seinem Gebiete, für seine Sache sowohl mit allen geistigen Kräften als dem ganzen physischen Ich eintretend, ist F. Kanitz. Seine Reisen in den Landstrichen zwischen der Donau, dem Pontus und Balkan sind epochemachend, seine Arbeiten über dieselben anerkannte Quellenwerke ersten Ranges. Vom Beginne dieses Jahrhunderts an

glich die Karte der europäischen Türkei einer einzigen grossen Fabel; den ersten wichtigen Schritt zur Verbessorung that Napoleon I., der russische Feldzug von 1828 bis 1829 hatte die Aufhellung der weiten Territorien am Schwarzen Meere zur Folge, österreichische und serbische militärische Arbeiten thaten später gleich Rühmliches für die Donau-Fürstenthümer und Serbien. Hieran schloss sich die Thätigkeit mehrerer hervorragender Reisenden. Zu den wenigst gekannten Gebieten gehörten bis in die neueste Zeit Donau-Bulgarien und der Balkan. Kanitz' Reisen zur Aufschliessung desselben begannen in kleineren Excursionen schon 1860, und bis 1871 hatte er den Balkan gerade ein Dutzendmal überschritten. — Die Wichtigkeit seiner Erhebungen, durch welche er soviel terra incognita erschloss, betraf jedoch nicht blos das geographische Gebiet allein, sie erstreckten sich auch auf Archäologisches und Ethnographisches, wie auf die Synonymik der Ortsnamen, und hat der berühmte Reisende zahlreiches neues Material, neue Thatsachen in diesen Richtungen zu Tage gefördert.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien in drei Bänden 1875 bis 1878; sie war trotz des Umfanges und hohen Preises rasch vergriffen; während in ihr die historisch-politisch-socialen Verhältnisse der erwähnten Landstriche unter der Türkenherrschaft behandelt wurden, hat der Autor in dieser zweiten Auflage seine von dem Historiker, Geographen, Politiker, Militär-Industriellen und National-Ökonomen gleich vielbenützten Studien in vollkommen neuer Bearbeitung bis in die Gegenwart fortgeführt. Es ist selbstverständlich, dass die Kriegs-Ereignisse von 1877 bis 1878, sowie die nach dem Berliner Frieden erfolgten Veränderungen im Balkangebiete miteinbezogen wurden. Welche Bedeutung Kanitz's Werk beigelegt werden darf, ersehen wir aus des genialen Tottleben Ausspruch, der im September 1879 zum Autor in Odessa sagte: „Während der zweiten Hälfte unseres Feldzuges jenseits des Balkans bedauerten wir oft, dass Ihre Schilderung und die Karte von Bulgarien nicht tiefer nach Süden reichte." — Schon heute muss die Absicht Kanitz's freudigst begrüsst werden, der im Schlussworte zur 2. Auflage eine Ergänzung desselben durch einen Supplementband verspricht, in welchem er: „Das Fürstenthum Bulgarien", die Schilderung von Staat und Gesellschaft des aufstrebenden Landes sich zur Aufgabe gestellt hat. Diese Arbeit wird nicht minder glänzend als die vorhergehende sein, durch welche er nicht nur zum erstenmale ein Gesammtbild der serbischen und bulgarischen Staaten entworfen, sondern diese Länder auch dem gebildeten Westen erschlossen hat. Wie in der Aufschrift schon erwähnt, zieren dieses Werk eine grosse, schön ausgeführte „Original-Karte von Donau-Bulgarien und dem Balkan" nach der eigenen Aufnahme Kanitz's, sowie zahlreiche Illustrationen (Charaktertypen, Landschaften etc.), theils in Separattafeln, theils im Texte. Kanitz's „Donau-Bulgarien" sollte in keiner grösseren Bibliothek fehlen; trotz des Umfanges von drei starken Bänden ist dieses Prachtwerk in zwanzig Heften zu je 1 fl. 20 kr. oder auf einmal um 24 fl. zu beziehen. W. E. v. Janko.

Montag, J. B., Lehrer der Fechtkunst. **Neue praktische Fechtschule auf Hieb und Stoss,** sowie auf Stoss gegen Hieb, und Hieb gegen Stoss. Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Verlag von O. Gracklauer. Leipzig 1882. Preis 1 fl. 20 kr. ö. W.

Das genannte Buch mag für den Kreis aus der Gegend des Herrn Verfassers seinen praktischen Werth haben; für uns Österreicher, besonders aber für unsere Militär-Anstalten, ist dieser Werth bei weitem reducirt, weil bei uns schon seit vielen Jahren Einfacheres, Besseres und Praktischeres nach den hiezu vorhandenen theoretischen Anleitungen geübt wird.

Für uns erscheint die ganze Behandlung des Unterrichtes, die Schilderung der Bewegungen zu schwerfällig, weitläufig, veraltet etc.

Für das Letztere spricht schon der Umstand, dass der Herr Verfasser beim Stichfechten nebst der Klingenführung mit der rechten Hand noch die Linke bei gewissen Bewegungen zur Abwehr der feindlichen Klinge verwendet, — ein Vorgang, der gewiss nicht mehr zu den neuen Methoden zählt und auch in keiner hiesigen Civil-Fechtschule mehr geübt wird. Auch spricht er bei der Stosswaffe noch von einer Parirstange.

Für uns wäre das Buch nur ein antikes Werk mehr für die Bibliothek, aber nicht für unseren praktischen Gebrauch.

Das Hiebfechten betreibt der Herr Verfasser noch immer aus der Terz-Auslage, wogegen es Herr Christmann, Professor der Fechtkunst in Mainz, schon vor 30 Jahren aus der Prim-Auslage gelehrt hat. Die letztere Methode wurde im Jahre 1853 (Recensent war damals im k. k. Central-Fechtcurse) auf Veranlassung des Kriegsministeriums 6 Monate hindurch auch in diesem behufs Einführung derselben gelehrt und ist auch seit dieser Zeit in unseren Militär-Schulen eingebürgert.

Wir haben bis jetzt Niemanden kennen gelernt, der darüber im Zweifel gewesen wäre, dass die Auslage in Prim entschieden praktischer als jene aus Terz ist, welche letztere aber der Herr Verfasser in seiner sogenannten neuen Fechtschule annimmt.

Der Herr Verfasser schwärmt auch noch für das Bajonnet-Fechten in einer Weise, wie es zur Zeit der Vorderlader zweckdienlich war.

A. G.

Rechberger von Rechkron, Josef Ritter, k. k. Oberstlieutenant des Armeestandes. **Geschichte der k. k. Kriegsmarine. I.** Theil. Österreichs Seewesen in dem Zeitraume von 1500 bis 1797. Über Auftrag des k. k. Reichs-Kriegsministeriums, Marine-Section, nach authentischen Quellen bearbeitet in der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegs-Archives. Mit einer Karte und einem Plane. Wien 1882. Verlag des k. k. Reichs-Kriegsministeriums, Marine-Section. Preis 5 fl. ö. W.

Von der längst erwarteten „Geschichte der k. k. Kriegsmarine" ist vor Kurzem der circa 20 Bogen starke erste Band erschienen, welcher eigentlich nur die Vorgeschichte der österreichischen Marine enthält. Das Sammeln des Materials aus den Archiven muss dem Verfasser grosse Mühe bereitet haben. Die Darstellungsweise ist eine äusserst sorgfältige, klare und übersichtliche, und wir können das Werk unseren Lesern zum Studium wärmstens empfehlen, wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass dieser erste Band nicht sehr erquicklich zu lesen ist, weil er uns rücksichtlich der Kriegsmarine eigentlich nur mehr oder minder erfolglose Bestrebungen vor Augen führt, eine solche zu schaffen. Es liegt dies in der Natur der

Sache und trifft keineswegs den Autor. Die noch unter der Feder befindlichen zwei Bände der Geschichte der k. k. Kriegsmarine werden uns erfreulichere Bilder bringen. Der zweite Band wird die 17 Jahre von 1797 bis 1814 behandeln und dann die Geschichte der k. k. Kriegsmarine bis zum Jahre 1848 enthalten; der dritte Band endlich wird von da an bis zur Gegenwart reichen. K.

Wörterbuch, Nautisch-technisches, der Marine. Deutsch, italienisch französisch und englisch. Bearbeitet von P. E. Dabovich, k. k. Schiffbau-Techniker. Herausgegeben von der Redaction der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens". Erster Band: Deutsch, italienisch, französisch, englisch und italienisch, deutsch, französisch, englisch. Pola 1882. Verlag der Redaction der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens". In Commission bei Wilhelm Sehmidt in Pola, Gerold u. Comp. in Wien, Julius Dase in Triest. Dreizehnte Lieferung. Preis 1 fl. ö. W.

Die neuere Zeit, oder genauer gesprochen: die letzten 40 Jahre haben den Herausgebern von Fachzeitschriften, welche auf die Lectüre der in fremden Ländern erscheinenden Publicationen angewiesen waren, das Leben sauer gemacht. Früher war das anders. Wir erinnern uns noch lebhaft des Aufsehens, welches im Jahre 1840 die Entdeckung der Galvanoplastik durch den Petersburger Physiker Jacobi machte, und wie diese Unterbrechung einer langen Sterilität der angewandten Wissenschaften überall zu aparten öffentlichen Vorlesungen anregte. Damals las man Fachblätter nachdem man erst in die überall vorauszusetzenden Kunstausdrücke eingeweiht war, Jahre lang ohne den mindesten Anstoss, sowie man die philosophischen Schriften des Alterthums oder des Auslandes überhaupt mit Hilfe der gewöhnlichen Wörterbücher zu lesen gewohnt war. Aber mit der Ära der Entdeckungen war es mit dieser Bequemlichkeit, wie mit so vielem Anderen auch vorbei. Eine wahre Fluth von neuen Ausdrücken zur Bezeichnung der neuen Ideen, Geräthe, Maschinen, Hantirungen tritt seitdem auf jeder Blattseite dem Leser entgegen, macht ihn immer und immer zu seinem Wörterbuche greifen und lässt ihn mehr und mehr rathlos, da die gewöhnlichen Wörterbücher ihn in steigendem Grade in Stich lassen, oder unverständliche Allgemeinheiten statt präciser, scharfer Begriffe bieten. Dann macht man alle Schmerzensscalen der früheren Übersetzer der Schriften des Alterthums durch: man notirt in sein Wörterbuch die unverständlich gebliebenen Worte aus diesem oder jenem Zusammenhange und wartet ab, bis man an anderer Stelle und in anderem Ideengange demselben Worte begegnet, bis man es richtig oder halbrichtig enträthselt hat und nun eine erste Übersetzung nachzutragen wagt. Dass dieselbe später öfters nicht passt, verändert werden muss, neue Räthsel zu den alten treten und so manches Verständniss nicht blos erschwert, sondern völlig unmöglich gemacht wird, trotz aller Kenntnisse alter und neuer Sprachen, etymologischer Beziehungen und wissenschaftlicher Analysen von zusammengesetzten Kunstausdrücken, — darüber brauchen wir uns hier nicht weiter zu verbreiten; — jeder Leser fremdländischer Schriften wird darin seine Erfahrung gemacht haben. Speciell wissen See-Officiere und Marine-Ingenieure davon ein Lied

zu singen. Da ist so Vieles in Navigation, Schiffbau, Maschinenwesen, Artillerie anders geworden und in steter Weiterentwicklung begriffen, dass man auf Schritt und Tritt neuen unverstandenen Ausdrücken begegnet, welche dem bewährten Fachmanne, geschweige denn dem minder routinirten Laien, Aufenthalt bereiten oder völlig räthselhaft bleiben.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, dass schon frühzeitig besondere Wörterbücher für technische Zwecke dem tiefgefühlten Mangel abzuhelfen suchten, wohin z. B. das Wörterbuch in den drei Hauptsprachen Deutsch, Englisch, Französisch von J. A. Beil anfangs der Fünfzigerjahre zu rechnen ist. Auch für seemännischen Bedarf besitzen wir besondere Wörterbücher, nicht allein für zwei Sprachen (z. B. englisch, deutsch), sondern selbst bis für neun Sprachen (aus Deutsch z. B. in acht Sprachen: italienisch, spanisch, portugiesisch, französisch, holländisch, dänisch, schwedisch, englisch von H. Tecklenborg) u. s. w. Dennoch füllen sich nach einiger Zeit die blanken Seiten dieser Bücher regelmässig mit allerhand Fragen, theils nach dem Wortlaut von diesem oder jenem Ausdruck, der Bedeutung, der Verwendung verschiedener Geräthe, oder die nackte Übersetzung der einzelnen Ausdrücke bleibt mehr oder weniger unverständlich, oder aber das Wörterbuch genügt schon deshalb nicht, weil die Lectüre uns bald in dieses, bald in jenes Nachbargebiet des Wissens führt, und nun der Wegweiser uns im Stich lässt.

Mit wahrer Freude haben wir deshalb vor drei Jahren das Erscheinen des obgenannten Werkes begrüsst, welches den geäusserten Bedürfnissen Rechnung trägt und, wenn einmal vollendet, sich sicher ein weites Absatzgebiet erobern wird. Der erste Band wird circa 15 Lieferungen (à 1 fl. ö. W.) umfassen, von denen bis jetzt 13 vorliegen. Zur Prüfung des Gebotenen haben wir unseren ganzen Spartopf von Räthseln geleert und haben für jedes derselben eine genügende Lösung gefunden. Dass es als Wörterbuch der Marine aber seinen Stoff nicht so eng begrenzt wie seine Vorgänger, zeigt schon der in Aussicht genommene Umfang: es ist wirklich auf die maritimen Fach- und Hilfswissenschaften ausgiebig eingetreten. Zu ganz besonderem Danke sind wir dem Verfasser verpflichtet für die ausgezeichnete Berücksichtigung, welche die i t a l i e n i s c h e S p r a c h e, die Terminologie sowohl wie der Dialect, gefunden hat; seitdem die italienische Schiffahrt und der italienische Schiffbau in dem letzten Decennium sich so mächtig entwickelt haben, wurde die Sehnsucht nach einem lexikalischen Hilfsmittel begreiflicher Weise immer grösser. Für diese, wie für die deutsche, französische und englische Sprache ist der Verfasser bewährten hochstehenden Autoritäten gefolgt. Wir können das Werk — das Resultat eines zehnjährigen Bienenfleisses — allen Interessenten wärmstens anempfehlen. Druck und Papier sind vorzüglich, geradezu wohlthuend. Der Druck ist, den vier verschiedenen Sprachen gemäss, in vierfach verschiedenen Lettern ausgeführt, was für rasches Aufschlagen sehr förderlich ist und unmittelbare Orientirung verschafft. K.

Geschichte des **k. k. Infanterie-Regimentes Leopold II., König der Belgier Nr. 27** von dessen Errichtung 1682 bis 1882. Im Auftrage des Regimentes bearbeitet nach den Acten des k. k. Kriegs-Archivs und sonstigen authentischen Quellen. Mit 9 Inhaber-Porträts,

9 Beilagen, 8 Adjustirungs-Bildern und 2 Karten. Druck von L. Mayer. Verlag des Regimentes. Preis 6 fl. — kr. ö. W.

Es ist einer der stattlichsten Bände einer Regimentsgeschichte, der heute vor uns liegt (nicht weniger als 1084 Seiten ohne Beilagen), die Thaten eines Truppenkörpers schildernd, der einen der besten Schlachtenrufe in der Armee mit Fug und Recht besitzt und durch seine nie wankende Treue für Kaiser und Vaterland ein leuchtend Vorbild aller Heere ist. Zwei volle Jahrhunderte sind verflossen, seit das k. k. 27. Infanterie-Regiment errichtet wurde, welches sich durch seine Thaten mit ehernem Griffel in den Gedenktafeln der Weltgeschichte zu verewigen wusste.

So darf es denn auch nicht Wunder nehmen, wenn das Officiers-Corps dieses Regimentes, um das Fest seines zweihundertjährigen Bestehens würdig zu feiern, ernstlich bestrebt war, dessen Geschichte in einer seiner glorreichen Vergangenheit entsprechenden Weise der Mit- und Nachwelt zu übergeben. Auf dem vorzüglichsten Quellenmaterial basirt, vor Allem auf Originalacten des k. k. Kriegs-Archives, sodann auf anerkannten und erprobten Fachwerken, wie z. B. dieser Zeitschrift, „Mittheilungen“ des Kriegs-Archivs, Tagebüchern einzelner Angehöriger des Regimentes als zeitgenössischer Augenzeugen u. a. m., hat sich auf besonderen Wunsch des Officiers-Corps des einen ebenso erlauchten als illustren Namen tragenden Regimentes der Oberst von Prybila der Mühe unterzogen, die Geschichte desselben niederzuschreiben. Aus besonderer Kameradschaftlichkeit ward der Verfasser für einzelne Perioden noch durch andere bewährte Kräfte auf's thätigste unterstützt; wir nennen den k. k. General-Major von Hilleprandt für das Feldzugsjahr 1859, den Generalstabs-Hauptmann Ivanossich von Küstenfeld für das Jahr 1864, den Oberstlieutenant Ritter von Theuerkauf für den Krieg von 1866 und endlich für die beiden letzten Kämpfe in Bosnien und der Herzegovina den Hauptmann Knorz und Baron Rudolf Schluga, diesen als ehemaligen Regiments-Angehörigen und Correspondenten der „Neuen Freien Presse“ für das Kriegsjahr 1878.

Wenn mit unbestreitbarem Rechte im „Vorworte“ gesagt werden konnte, dass die Geschichte dieses Regimentes — ein Theil der Geschichte des mächtigen Österreich — mit gehobenem Bewusstsein der Öffentlichkeit übergeben werden kann, so verlangt die Gerechtigkeit es auszusprechen, dass allen Jenen, welche hiezu ihre geistigen Mittel aufgewandt, vollstes Lob zu zollen ist. Es gehört diese Geschichte des Regimentes König der Belgier zu einer der besten, welche geschrieben wurden, durch geschickte Anordnung des Stoffes, klare Diction, Übersichtlichkeit, richtige Ausnützung sowohl des einschlägigen wie des zur Illustrirung der Facten dienenden Materiales und eine an entsprechenden Stellen schwunghafte Rhetorik.

Das k. k. 27. Infanterie-Regiment wurde in einem jener Zeiträume errichtet, in welchem nicht nur auswärtige Feinde: Franzosen und Türken, sondern leider auch innere — die Anhänger Tököly's in Ungarn — die Monarchie bedrohten, und zwar im Jahre 1682. Kaiser Leopold I. beauftragte den Oberstlieutenant Ottavio Conte Nigrelli vom Jung Starhemberg-schen Infanterie-Regimente bei dessen gleichzeitiger Beförderung zum Oberst-Inhaber zur Aufstellung eines neuen Regimentes zu Fuss, und zwar durch Werbung im „Reiche“. 816 Mann vom eben genannten Regimente Starhemberg bildeten den Kern, vier churfürstlich Trier'sche Compagnien und Leute

aus dem Ober-Rheinthal so wie aus dem Breisgau ergänzten denselben. Erst vom Jahre 1766 an ist das 27. Infanterie-Regiment als ein speciell steir'sches anzusehen, indem es jetzt, nach der von der grossen Kaiserin Maria Theresia eingeführten Militär-Conscription und systematischen Recrutirung in den Erbländern, den Grazer und deutschen Theil des Marburger Kreises als ständigen Werbbezirk zugewiesen erhielt. Hatte das Regiment schon in den verflossenen acht Decennien einen der ehrenvollsten Plätze in der Geschichte des kaiserlichen Heeres sich zu erringen verstanden, in einem Zeitraume, wo noch kein festes nationales Band die Hauptmasse desselben umschlang, so ward sein Ruhm von jetzt ab auf's Unvergänglichste gesteigert. „Allen Soldaten des Regimentes, die durch unzählige Beweise täglich auf's Neue bezeugen, welch' edler Kern, welch hochherziger Sinn, welch' männlicher Muth ihnen innewohnt, rufe ich begeistert zu, dass es auf der Welt keine besseren Soldaten gibt als die edlen und braven Steirer." Der diese Worte sprach, war niemand Geringerer als einer der Bravsten des kaiserlichen Heeres, Seine königliche Hoheit Herzog Wilhelm von Württemberg, in seinem Abschieds-Befehle vom 23. März 1864, da er das Regiment schwer verwundet, als dessen Oberst er es eben siegreich befehligt hatte, verliess, zum Schlusse noch hinzufügend: „dass es der schönste Tag seines Lebens sein würde, wenn er es wiederum zum Ruhm und Siege führen könnte."

In Kürze können wir hier nur aller der kriegerischen Ereignisse gedenken, an welchen das 27. Regiment Theil nahm, und zwar der Kriege gegen die Türken von 1685 bis 1697, von 1737 bis 1739 und des letzten von 1788 bis 1789, der 27 Campagnen gegen Frankreich in den Kämpfen von 1701 bis 1712, von 1731 und 1732 am Rhein, wider die Republik und Napoleon von 1793 bis 1815, endlich vom Jahre 1859. Es focht ferner im österreichischen Erbfolgekriege, im siebenjährigen und bairischen Erbfolgekriege, sowie im Jahre 1866 gegen Preussen, nahm Antheil an dem Kriege gegen Spanien 1731 und 1732 in Corsica, am Zuge gegen Neapel 1820 bis 1823, betheiligte sich bei der Occupation von Modena in den Jahren 1830 bis 1835, an dem Kriege in Ungarn und Italien 1848 und 1849, an dem Kampfe gegen Dänemark 1864 und schliesslich an der Occupation von Bosnien und der Herzegowina im Jahre 1878. Während dieser verschiedenen Kriege — also in allen, die Österreich im Laufe zweier Jahrhunderte zu führen gehabt, mit Ausnahme des Zuges in den Niederlanden von 1789 bis 1790 und der jüngsten Expedition in Bosnien — hat das Regiment in nicht weniger als 96 grösseren Affairen mit besonderem Ruhme die Waffen geführt, durch zahlreiche Beispiele von Tapferkeit, Muth, Entschlossenheit, Ausdauer, Geduld und Resignation, mit Einem Worte durch alle Tugenden, welche des Kriegers Stolz und Zier sind, allerorts und jederzeit hervorgeleuchtet und — des kann man sicher sein — es wird wieder hervorleuchten, wenn der Thron und das Vaterland von Neuem bedroht sind.

Alle wichtigen Veränderungen im Heereswesen, betreffen selbe nun die Organisation, die Taktik, Ausrüstung, Verpflegung, Justiz oder welch' immer Namen führenden Moment, haben geeigneten Ortes nach Maassgabe der Wichtigkeit mehr oder minder ausführliche Erwähnung gefunden, auch ein-

zelnen socialen Verhältnissen hat der Verfasser in richtiger Berücksichtigung Rechnung getragen. Hinweisen wollen wir noch darauf, dass dieses Regiment sich öfter des Glückes erfreute, in seinen Führern Männer von besonders bewährtem Rufe zu besitzen, — wir erinnern nur au den als Feldmarschall verstorbenen von und Zum Jungen, den Feldmarschall Philipp Moltke, d'Alton, Auersperg, Paumgarten, Herzog von Württemberg, Vlasits u. A. Als artistische Beilagen zieren diese Regimentsgeschichte die photographischen Porträts der Inhaber Leopold I. und II., Könige der Belgier, FML. Freiherr v. Schiller, FML. Pirot, FML. Ritter v. Luzern, FZM. Chasteler, FML. Graf Strassoldo, Feldmarschall Christof zu Baden-Durlach und Feldmarschall Maximilian Prinz zu Hessen-Cassel.

Fernere werthvolle Beigaben sind 6 Adjustirungs-Bilder im Farbendruck, die Adjustirung aus den Jahren 1757, 1780, 1806, 1848, 1859 und 1881 veranschaulichend, zwei Übersichtskarten, die Hauptmarschlinien und wichtigeren Gefechtsorte in den vom Regimente von 1682 bis 1858 und von 1859 bis 1882 mitgemachten Feldzügen darstellend, endlich ein Plan der Schlacht von Zenta. Der „Bestallungsbrief" für den ersten Oberst-Inhaber Ottavio Nigrelli zur Aufrichtung des Regiments, die biographischen Skizzen der Inhaber (von den beiden ersten, Nigrelli und Zum Jungen, waren leider keine Porträts aufzufinden), die nominellen chronologischen Verzeichnisse der Regiments-Commandanten, der gesammten Officiere des Regimentes, verschiedene Rangslisten, das Verzeichniss aller für Tapferkeit vor dem Feinde mit Medaillen decorirten oder mit Geld belohnten Mannschaft (seit 1789 24 goldene, 151 silberne 1. und 218 2. Classe nebst 887 Ducaten), eine Übersicht der mitgemachten Affairen und der hierin erlittenen Verluste, endlich die Noten zu den „alten kaiserlichen Streichen", wie solche seit 1630 im Heere eingeführt wurden und sich fast unverändert bis in das 19. Jahrhundert erhalten haben, dürfen als weitere werthvolle Beigaben zu der nicht genug zu empfehlenden Geschichte des 27. k. k. Infanterie-Regimentes nicht unerwähnt bleiben. Wenn Referent zum Schlusse noch einen Wunsch auszusprechen sich erlaubt, so ist es der, dass von Seite des Regimentes ein kurzgefasster, mit den passenden Beilagen versehener Auszug dieser Geschichte für Alle und Jeden des Mannschaftsstandes ins Leben gerufen werde, wie dies in jüngster Zeit bei dem 2. k. k. Artillerie-Regimente und dem 8. königlich preussisch-westphälischen Infanterie-Regimente als lobenswerther Brauch eingeführt wurde. W. E. v. Janko.

Hoenig, Fritz, Hauptmann a. D. **Die Mannszucht in ihrer Bedeutung für Staat, Volk und Heer.** Berlin 1882. Richard Wilhelmi. Preis 3 fl. — kr. ö. W.

Im Capitel „Begriff und Zweck der Mannszucht" erzählt der Autor folgende Geschichte: „Wie aus heiterem Himmel erfolgte die Kriegserklärung. Die Grenze war noch nicht überschritten, da hatte eine Compagnie einen Ausfall von 16%, eine andere von 4%. Während des Feldzuges verlor die erste 20% durch Gefecht, die letztere 50%. Es waren Compagnien Eines Bataillons, wo Eine Methode und Ein Geist herrschen sollte."

„Die erste Compagnie war das Muster einer Friedenstruppe mit dem äusseren Reiz einer solchen; die Mannschaft war — so lautete das Urtheil —

vortrefflich instruirt, gut gekleidet, machte gute Honneurs, hatte militärische Haltung, sprach laut und kurz und hatte — bei diesen äusseren vortheilhaften Erscheinungen — sehr wenig Strafen!! Sie war abgerichtet; eine Grenze zwischen Augendienerei — aus Furcht vor Strafe — und Manneszucht, aus sittlichen inneren Beweggründen, war niemals gezogen worden; sie hätte auch niemals gezogen werden können, denn der Garnisonswachtdienst bietet nur ein beschränktes Probemittel. Sonst war die Compagnie immer beschäftigt. Freiheit durfte die Mannschaft nicht kennen; dann blieben die Leute sich selbst überlassen und begiengen Fehltritte, mussten bestraft werden, und eine Compagnie mit vielen Strafen kann nichts taugen. Ihr Chef, der Major werden will, eben so wenig. Dieser war von früh Morgens bis spät Abends im Dienst und die Compagnie die erste und letzte auf dem Platze. Sie exercirte, turnte, bajonnetirte und zielte mit wahrem Feuereifer immer unter den Augen des Chefs. Die Officiere waren Zuschauer; die Unterofficiere hatten keine Autorität; die Mannschaft erfreute sich der seltsamsten Dressurnamen. So lange der gefürchtete Chef da war, gieng alles vortrefflich. Kaum gieng die Compagnie in andere Hände über, — und das erfolgte leider in der Gefahr beim Kriegsausbruch, — da zeigte es sich, dass die Disciplin der Stube, der Strasse, des Exercirens u. s. w. nichts als Puppenspiel gewesen, dass die Disciplin der Furcht nicht drei Marschtage vorhält, — auch nicht, wenn die Mannschaft mit der „Wacht am Rhein" aufsteht und zu Bette geht. Der unglückliche Premierlieutenant wird von Ärger gequält, dass er einen Geist nicht ändern kann, den er gern ändern möchte. Energie, Strafen, Belehrung, Einsetzen seiner Person, alles nützt nichts mehr; der Compagnie fehlt Ehrgefühl, Ehrgeiz, Pflichtgefühl; schlecht benutzte Friedensjahre rächen sich."

„Die andere Compagnie war im Frieden nicht geliebt; die äussere Erscheinung ihres Chefs liess zu wünschen übrig; er trug eine Brille, ritt nicht so elegant wie ein Reitknecht und war klein von Wuchs. Er gehörte zu der kleinen Classe der gelehrten und zugleich praktisch tüchtigen Officiere. Obwohl ein sehr bequemer Untergebener, war er den Oberen unbequem. Der Mann war nicht nur Mann, sondern war Mensch und das Ideal eines Soldaten. Ohne Misstrauen gegen das Wollen half er da, wo das Können fehlte. Jeder kannte den Wirkungskreis, innerhalb dessen sich der Einzelne frei bewegte. Dadurch entstand Vertrauen, Frische, Treue, Diensteifer, Wahrheitssinn, Gehorsam, Selbständigkeit d. i. Mannszucht. — Er starb für das, wofür er gelebt. Das Hurrah der stürmenden Mannschaft war der Abschiedsgruss der Compagnie!"

Man sieht: der Autor ist kein Vertreter der Mannszucht, welche ihr Wesen in stummer und mechanischer Ausführung der vorgeschriebenen Artikel, Bestimmungen und Verordnungen, Reglements und Instructionen sucht, — kein Verehrer des Drillismus, der mit vollen Segeln dahinsteuert, den Mann zu einer Maschine abzurichten; er ist ein Anhänger der Schule, welche davon ausgeht, den Mann durch Erziehung in den Stand zu setzen, darüber nachzudenken, wie er am besten und dem Wohl des Ganzen am dienlichsten einen Befehl ausführen kann, — welche vor Allem einen g u t e n Menschen haben will, bevor daran gegangen wird, einen tüchtigen Soldaten zu bilden, — welche sich nicht damit begnügt, dass

der Soldat nur gehorche, sondern welche will, dass er auch handle und dass er Gefühl, Verstand, Vernunft mit Liebe und Lust, voll und ganz in den Dienst seines Standes stelle, — kurz jener Mannszucht, welche im Fühlen und Denken fusst und das Mark des Heeres ist.

Aber: wer bekennt sich heutzutage nicht als Anhänger dieser Schule? ist nicht schon Vieles und Schönes darüber geschrieben worden? enthalten nicht die Reglements unzählige Sätze, welche klar über eine derartige Mannszucht sprechen? Warum also ein neues Buch?

Ja wohl, beim akademischen Gedankenaustausch ergibt sich kaum eine Meinungsdifferenz; in der Theorie und auf dem Papier der Dienstbücher herrscht schöne Ordnung: aber in der Praxis? — Führt der gedankenlose Drillismus nicht von Tag zu Tag das Steuer kräftiger? steht die mechanische Fertigkeit, der äussere Schein nicht obenan? wo sind die Männer, welche das, was sie im Principe als richtig erkennen, mit Kraft und Muth durchführen?

Man kann nicht oft, nicht deutlich, nicht derb genug über jene Art der Mannszucht schreiben, und wenn der Verfasser nichts gethan hätte, als alte Wahrheiten in einem neuen Kleide erscheinen zu lassen, so wäre die Predigt zum mindesten zeitgemäss. Er stellt sich aber ein höheres Ziel. Sein Dogma ist: „Die Mannszucht eines Heeres ist der Maassstab, mit dem man den Culturstandpunkt eines Volkes misst.“ Hiedurch fühlte er sich angeregt, die ethische Bedeutung des modernen Heerwesens für die Civilisation nachzuweisen, und um dies thun zu können, musste er nicht nur die Vergangenheit zu Rathe ziehen, sondern auch die Einrichtungen, Anschauungen und Gebräuche der Gegenwart mit dem Zwecke prüfen, all' demjenigen scharf zu Leibe zu rücken, was der Entwicklung des Heerwesens auf wahrhaft ethischer Grundlage schädlich im Wege steht und, angeblich aus Gründen der Opportunität, thatsächlich jedoch in Folge von Gedankenlosigkeit, Schlendrian und Vorurtheil erhalten, mitunter sogar besonders gepflegt wird.

Die Aufgabe, die sich der Autor stellt, ist die, „im geordneten modernen Staats- und Volksleben die vornehmsten Mittel anzuführen, wie einerseits dem militärischen Geiste nachhaltige moralische und ethische Kraft zugetragen werden kann, und wie er anderseits, im Heere selbst veredelt, als ein ethischer Kraftzuwachs ins Volksleben und damit in die Civilisation überhaupt zurückgelangt“.

Seine Untersuchungen beziehen sich demgemäss hauptsächlich auf die Erziehungsmittel der Mannszucht, mussten sich aber naturgemäss auch auf andere weite Gebiete erstrecken, welche die Gestaltung und Ausbildung des Heerwesens intensiv beeinflussen, wie die Bestimmung der Familie und Schule bis zur Einstellung des Mannes als Soldat, das Nationalgefühl, die Vaterlandsliebe, Religion und Völkerrecht u. s. w.

Bei so mannigfach verwickelten, in ihren Berührungspunkten mit Volk, Staat und Heer so reichen Fragen durfte selbstverständlich nur auf die Hauptsachen — die wahrhaft entscheidenden Dinge — eingegangen werden. Der Verfasser wusste sich herauszufinden und den Stoff — unserer Meinung nach — tüchtig und wahr zu behandeln. Sein ideales Ziel schwebt ihm immer vor Augen; auch die Untersuchung selbst ist nicht selten ideal

angehaucht, doch die Schlussfolgerungen und Vorschläge sind durchwegs greifbare, praktische.

Wir glauben nicht, dass die beiden ersten Theile des Buches, welche der Lösung der Aufgabe im engeren Sinne gewidmet sind, Anstoss erregen können; wir hoffen, dass ihr Inhalt bei allen denkenden Köpfen Beifall finden und zu weiterer Arbeit in den angedeuteten Richtungen anregen werde; und wir halten denselben für vollkommen geeignet, die gebildete Menge der Laienwelt von der Wichtigkeit eines gesunden Heerwesens im Volks- und Staatsleben zu überzeugen. — Aber der dritte Theil?!

Mit vollem Rechte sagt der Autor im Schlussworte: „Die hohe civilisatorische Bedeutung des Officiersstandes verlangte seine Betrachtung im Heer-, Volks- und Staatswesen, in der Wissenschaft, der Literatur und sogar in der Kunst. Dieser wichtigen Frage mussten wir räumlich und innerlich die grösste Aufmerksamkeit, aber auch die von strengster Überzeugung getragene kritische Beurtheilung zuwenden. Missgriffe und Fehler in jener Classe werfen ihre Schatten weit über das eigentliche Heer hinaus. Ihre auslaufenden Consequenzen sind kaum zu übersehen. Je höher sie in den Augen von Heer und Volk steht, um so einflussreicher wird ihre Wirkung auf die ethische Richtung der Massen sein."

Nun, der dritte Theil des Buches widerspiegelt ungeschminkt zu viele wunde Flecken auf diesem heiklen Gebiete, und die Angabe der Ursachen. die Vorschläge zur Besserung dürften dem herrschenden Geschmacke, namentlich in der selbstbewussten deutschen Armee, wohl kaum behagen!

Der Verfasser ruft an einer Stelle aus: „O Vorurtheile und Voreingenommenheit der Menschheit und der Stände! — Gegen sie ankämpfen, heisst in ein Wespennest greifen, denn Unfehlbarkeit herrscht bei beiden." — Wahrlich, er griff in ein Wespennest, kühn und scharf, insbesondere in den Capiteln: „Die militärische Literatur", „der Generalstab", „der Zweikampf" und „die opportune Objectivität". Wir zweifeln daran, ob die Kritik ihm Beifall spenden oder seine Erörterungen auch nur objectiv beurtheilen werde. Er redet die Wahrheit; er redet sie in sehr anständiger Weise. wenngleich in etwas bitter gefärbtem Tone; aber die Wahrheit hört man nicht gern, sobald sie Angelegenheiten betrifft, über die anders als lobend oder im Sinne tief eingewurzelter Vorurtheile zu reden, eben nicht „opportun" erscheint. Möge sich, wenn dem so ist, der Autor trösten! Denkende Menschen. denen es wahrhaft darum zu thun ist, dass der Officiersstand die wichtige Rolle erfüllen könne, die ihm im Organismus des modernen Heerwesens zukommt, werden nicht nur seinen Muth anerkennen, sondern werden auch finden, dass seine Erörterungen und Vorschläge fast durchwegs den Nagel auf den Kopf treffen.

Männer braucht der Officiersstand vor Allem, — Männer, welche in allen Lagen, im Denken, Fühlen und Handeln, das innere Gleichgewicht zu bewahren vermögen, — Männer, welche fest stehen und sicher auftreten können, ohne zu poltern, wenn sie sich gegen Niedere wenden, ohne in Unterwürfigkeit zu zerfliessen, wenn sie es mit Oberen zu thun haben. Dies ist der Grundton in den Abhandlungen des Verfassers über die Erziehung der Officiere, über den Geist, der dieselben beherrschen soll, über die Institutionen, durch welche dieser Geist geweckt und ausgebildet werden kann. H. v. P.

Müller, Dr. K. K., Assistent der k. Universitäts-Bibliothek Würzburg. **Eine griechische Schrift über Seekrieg.** Zum ersten Male herausgegeben und untersucht. Würzburg 1882. A. Stuber. 8. (53 Seiten.) Preis 1 fl. 44 kr. ö. W.

Aus einer Sammelhandschrift der Mailänder Bibliothek (Cod. Ambros. B. 119, Sup. Fol. 346*a* bis 351*b*) ist hier die unvollständige Schrift eines Anonymus über den Seekrieg zum ersten Mal herausgegeben (17 Seiten griechischer Text) und die nöthigen kritischen Untersuchungen beigefügt. Von den 10 Capiteln des Schriftchens fehlen die drei ersten und der Anfang des vierten; Pagina 5 bis 10 behandeln: die Pflichten des Commandanten, den Späher- (Aviso-) Dienst, die Signale der Späher, die der Anführer, die Schiffsaufstellung sammt Angriffs- und Kampfweise — dieser Abschnitt allein ist ausführlicher (10 Seiten) — und schliesslich das Verhalten nach der Schlacht (7 Zeilen). Der Sprache nach, welche älteres Griechisch mit späterem, aber noch nicht eigentlich byzantinischem mischt, qualificirt sich das Schriftchen als eine Sammlung von Auszügen aus verschiedenen Schriftstellern, speciell aus Aelian und Aeneas Tacticus. Da das griechische Feuer, dessen Anwendung vor dem siebenten Jahrhundert noch nicht nachgewiesen werden konnte, nicht erwähnt ist, der Verfasser sich aber als Christ erweist, so hat der Herausgeber die Zeit der Abfassung zwischen das vierte und siebente Jahrhundert gesetzt. Er bezeichnet es als wohl möglich, dass der sogenannte Anonymus Byzantinus (527 — 565; vergl. Köchly, griechische Kriegsschriftsteller II, 2, S. 37), der in seinen nur verstümmelt erhaltenen Werken vom Seekrieg zu reden verspricht, ohne dass dieser Abschnitt noch vorfindlich wäre, mit dem Autor der vorliegenden Schrift zusammenfällt. „Jedenfalls", so sagt der Herausgeber mit Recht, „ist unsere Schrift die älteste erhaltene fachmännische Bearbeitung des Seekrieges in griechischer Sprache und hat schon als solche ihren entschiedenen Werth." Eine Übersetzung mit sachlichem Commentar wäre für die Militärliteratur erwünscht, — wenn auch, wie bekannt, in ähnlichen Schriften jener Zeit das Sachliche vor dem Rhetorischen zurücktritt. Wd.

Choura, Johann, k. k. ordentlicher Professor. **Leitfaden für den Unterricht in der darstellenden Geometrie.** Die Parallel- und Central-Perspective; cotirte Projectionen. Vom k. k. Reichs-Kriegs-Ministerium als Lehrbuch für die technische Militär-Akademie und als Lehrbehelf für die Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, die Artillerie- und Pionnier-Cadetenschule vorgeschrieben. 1. Heft. Parallel-Perspective. gr. 8. 170 Seiten mit 153 in den Text gedruckten Figuren. Wien 1881. Druck und Verlag von L. W. Seidl & Sohn Preis 3 fl. — kr. ö. W.

Den ersten Theil dieser sehr verdienstvollen Arbeit über darstellende Geometrie, nämlich die orthogonale Projection, haben wir bereits im Literaturblatt dieser Zeitschrift, Jahrgang 1879, gebührend gewürdigt und besprochen. Das uns nun vorliegende erste Heft der Fortsetzung dieser Arbeit behandelt speciell das Thema über die Parallel-Perspective. Als Einleitung zu den Grundsätzen dieser Darstellungs-Methode von Gegenständen werden zunächst allgemeine Definitionen besprochen, und die Wichtigkeit

der Perspective gegenüber der orthogonalen Projections-Methode ins wahre Licht gesetzt. Der erste Abschnitt entwickelt dann die Grundsätze der orthogonalen Parallel-Perspective sowohl mit Hilfe eines Axensystems, als mit Benützung von Profilebenen; die erstere Behandlungsweise wird durch die einfache Methode der Ermittlung der Verkürzungs-Verhältnisse der Axen bedeutend erleichtert.

Nach Auseinandersetzung der wichtigsten Verhältnisse der axonometrischen Methode werden die Principien der Darstellung von Punkten, Geraden, Flächen und Körpern nebst ihren gegenseitigen Beziehungen gründlich besprochen, worauf die Darstellung des Kreises, der Kegelschnittslinien, sowie der von krummen Flächen begrenzten Körper folgt. Die Beleuchtungs-Construction parallel perspectivisch dargestellter Objecte, sowie die Darstellung technischer Gegenstände und die Profil-Methode bilden den Schluss dieses Abschnittes.

Der zweite Abschnitt bespricht die schiefe oder klinogonale Parallel-Perspective und wird vorliegend nur für ein specielles Axensystem durchgeführt. Zunächst werden wieder die allgemeinen Grundsätze dieser Methode erläutert und dann das Nähere der axonometrischen Methode dieses Verfahrens mit der Darstellung von Punkten, Geraden, Ebenen, Körpern etc.

Durch diese Perspectiv-Darstellungs-Methoden sollen nicht nur die Gegenstände richtig und klar zur Darstellung gelangen, sondern man soll auch durch diese Darstellungsart die Form und Lage des Gegenstandes, sowie den Zusammenhang der einzelnen Theile klar versinnlicht sehen und die Abmessungen leicht bestimmen können.

Wir finden den vorbergehend angedeuteten Stoff in wissenschaftlicher und systematischer Weise derart klar und anziehend behandelt, dass man diesen Lehrbehelf sowohl Lehrern als Schülern nur bestens empfehlen kann; namentlich erscheint es in letzterer Beziehung zum Selbststudium wie kein anderes Lehrbuch geeignet, besonders durch seine vielen der Praxis entnommenen Beispiele, welche durch sehr nette Figuren gleich im Texte erläutert werden, was wesentlich das Studium dieses Gegenstandes erleichtert und fördert.

Empfohlen hätte es sich allenfalls, die Werke von Mayer, Wersihet, Staudigl etc. und die betreffenden Abhandlungen der k. k. Akademie der Wissenschaften von Niemtschik, Pelz, Staudigl etc. über diesen Gegenstand zu erwähnen, damit der Weiterstudirende gute Quellen für eine ausgedehntere Ausbildung in diesem Fache bezeichnet fände.

Wir beglückwünschen den Verfasser zu der gediegenen Fortsetzung seiner Arbeit. Major Volkmer.

Karten.

Carte de la France dressée par le service vicinal par ordre du ministre de l'intérieur. 1:100.000. 4. Livraison. (Tirage de 1881.) Feuille XIII 19 Tours, 20 St. Maure, 23 Lussac, 24 Confolens, 25 Roche-

chouart; XIV 23 Montmorillon, 24 Bellac, 25 Limoges; XV 23 Cligurande, 24 La Souterraine, 25 Bourganeuf; XVI 25 Amhusson; XVIII 14 Provin; XIX 15 Nogent sur Seine.

5. Lieferung. Feuille X 11 Bayeux, XI 21 Bressuire, XII 10 Le Hâvre (Nord), XII 11 Le Hâvre (Süd), XII 17 Le Mans (Sud), XIII 26 Nontron, XIV 20 Loches, XVI 16 Pithiviers, XVII 16 Chateau-Landon, XVIII 15 Monterau, XIX 31 Florac, XXI 9 Mézières-Charleville, XXI 10 Rethel, 13 Châlons sur Marne, XXII 10 Sedan. 15 Blätter. Preis des Blattes zu Paris 75 Cent.

Die ersten Lieferungen dieser Karte wurden ohne Terrain ausgegeben. In dem Maasse als die Arbeiten des allgemeinen Nivellements von Frankreich fortschreiten, erscheinen die Blätter nun mit Höhenziffern und einer grauen Schummerung versehen, und liegen bereits 8 Blätter der vorstehenden Lieferung in dieser Weise ausgeführt vor. Die bisher blos in Planimetrie erschienenen Blätter werden durch solche mit Terrain ersetzt werden. Die Karte ist in Farben recht gefällig ausgeführt, enthält sehr viel Detail, ist jedoch deshalb etwas überladen.

Cartes des nouvelles frontières entre la Serbie, la Roumanie, la Bulgarie, la Roumélie orientale et les provinces immédiates de la Turquie selon les décisions du congrés de Berlin. Juillet 1878. Réduction des lévés originaux exécutés en 1879 par la commission Européenne de délimitation et imprimés comme manuscrit en photozincographie, échelle de 1:42.000. Redigée par H. Kiepert. Berlin chez Dietrich Reimer. 1881. Echelle de 1:300.000. 4 Feuilles. Preis durch Artaria in Wien 2 fl. 40 kr.

Professor Kiepert hat die vorliegenden Karten auf Grund des ihm vom auswärtigen Amte zu Berlin zur Verfügung gestellten Grenz-Delimitations-Materiales, das auf circa $^1/_7$ der Grösse, das Maass 1:300.000, reducirt wurde, zusammengestellt. Seine Grenzkarten sollten daher mit Ausnahme einiger Vicinalwege von geringerer Bedeutung, und mit Hinweglassung der Namen einiger entlegener Hütten, die ganze officielle Aufnahme der Grenzzone und die endgiltige Feststellung der Grenzlinie selbst enthalten. Durch ein Versehen sind dem Autor indess einige spätere Aufnahmsarbeiten und Grenzbestimmungen nicht zugekommen, wodurch das Werk an einigen Unvollkommenheiten leidet. So ist die in den Blättern 2 und 3 gebrachte Südwest- und Südgrenze von Bulgarien nicht vollständig, sondern nur annähernd genau eingezeichnet, da Kiepert kein fertiggestelltes Exemplar der Grenzzone vorlag. Das auf Blatt 3 gebrachte Tracé der Grenze zwischen Bulgarien und Rumänien entspricht nun dem Antrage der Majorität in der Grenz-Commission, hat aber vor definitiver Annahme durch die Mächte in der Strecke zunächst Silistria einige Änderungen erfahren. Für jene Grenzstrecken, die nicht auf früher russischen Aufnahmen basirten, endlich, wie für Theile der neuen serbischen Grenze, dann für die rumänisch-bulgarische Grenze zwischen Silistria und dem Schwarzen Meere, wurden die Croquis der Commissionen seither durch regelrechte Aufnahmen mit Höhenangaben ersetzt, die Kiepert ebenfalls nicht zukamen. Der Autor wurde erst nach Erscheinen seines Kartenwerkes durch ein Mitglied der internationalen

Commission im Wege der Redaction von Petermann's Mittheilungen auf diese Documente aufmerksam gemacht, und kann ihn daher, da sie auch, wie es in Petermann's Mittheilungen 1881, IX Heft, S. 350, heisst, dem auswärtigen Amte in Berlin nicht zugekommen waren, kein Verschulden treffen. Wir wollen bei diesem Anlasse unsere Leser auf die Neu-Ausgabe der betreffenden Blätter der Karte von Central-Europa im gleichen Maasse verweisen, in welcher die Grenze vollkommen richtig eingetragen ist.

Campagne de France de 1870—71. Etude d'ensemble par Léon Patry, capitaine adjutant major au 67^me d'infanterie. 1879. Imprimerie L. Couturier à Soissons et Grandremy-Hénon, 28, Quai de la Rapée. Paris. 8 Seiten Titel und Vorrede und 190 Bogen Karten. Gr. Folio. Fortsetzung und Schluss vom 22. September 1870 bis inclusive 1. Februar 1871. Preis durch Artaria in Wien bezogen 84 fl.

Das vorliegende, auf zahlreichen, darunter auch officiellen Quellen basirende officielle Werk bringt die Stellungen der beiderseitigen Armeen während des ganzen deutsch-französischen Krieges, dann die gemachten Märsche für jeden Tag gesondert zur Darstellung und gibt so, erläutert durch die jedem Blatte beigedruckte Legende, ein übersichtliches Bild der Operationen. Als Basis für die in Farben aufgedruckten Stellungen hat eine Terrainkarte im Maasse 1:864.000 in Schwarzdruck gedient. Sowohl um durch blosse Anschauung einen raschen Überblick von dem Fortgange der Operationen zu erlangen, als insbesondere für Detailstudien zu empfehlen. Die Ausführung auf grossen Folio-Bogen ist ziemlich klar und deutlich.

Carte de la régence de Tunis. Dressée d'après les cartes nautiques de la marine anglaise, les cartes de l'Algerie et de la Tunisie, publiées par le dépôt de la guerre français, et les itinérairese des voyageurs Européens, sourtout de feu M. Willmanns, par Henri Kiepert. Berlin 1881. Dietrich Reimer. 1:800.000. 1 Blatt. Preis durch Artaria in Wien bezogen 1 fl. 20 kr.

Die Karte enthält, ausser der Regentschaft Tunis, die östlich von Constantine gelegenen Grenzgebiete Algiers. Terrain ist in braunen Formschichten angedeutet, Grenzen und Gewässer farbig, Orthographie der französischen angepasst mit Ausnahme des „ch", das mit „sch" gegeben wird. Die im Bau begriffene Bahn mit ihren Stationen, sowie die übrigen Communicationen und wichtigen Orte, dann die römischen Ruinen sind verzeichnet.

Typographischer Atlas der Schweiz. Im Maassstab der Original-Aufnahme nach dem Bundesgesetze vom 18. December 1868 durch das eidgenössische Stabs-Bureau unter der Direction von Oberst Siegfried veröffentlicht.

XVII. Lierferung. Im Maasse 1:25.000. Gestochen von Müllhaupt & Sohn. Blätter: Nr. 16 Schaffhausen, 29 Maisprach, 31 Gelterkinden, 74 Bischofszell, 77 Arbon, 139 Grosz-Affoltern, 141 Schüpfen, 142 Fraubrunnen, 154 Lenzburg, 156 Villmergen, 160 Birmensdorf, 161 Zürich.

XVIII. Lieferung. Im Maasse 1:50.000. Lithographirt von R. Lenzinger. Blätter: 246 Linth-Canal, 366 Boltingen, 477 Diablerets, 481 St. Léonard, 485 Saxon, 486 Sion, 495 Basodino, 527 Lourtier, 528 Evolena, 530 Gd. Gombin, 520 Abont Velan, 531 Matterhorn.

Druck von R. v. Waldheim in Wien.

Über das Studium des siebenjährigen Krieges[1]).

(Mit einer Uebersichtskarte, Tafel IX.)

„Österreich, Frankreich und Russland“ — schreibt Napoleon in seiner Übersicht der Kriege Friedrich's II.[2]) — „waren voll übler Stimmung gegen Preussen: Österreich beklagte den Verlust von Schlesien; Frankreich fühlte noch eine Missstimmung über den Frieden von Dresden; die Czarin versuchte sich in die Angelegenheiten Europa's zu mischen. Es ist Zeit, sagte man in Wien, in Paris und in St. Petersburg, dem Ehrgeiz der Mächte zweiten Ranges einen Zügel anzulegen. Beim Anblick dieses Sturmes stützte sich Friedrich auf England; er schloss mit ihm ein Bündniss und sicherte sich Subsidien. Sobald dies geschehen, verlor er keine Zeit mehr, und da er im Sommer 1756 sah, dass seine Feinde noch hinter dem Berge hielten, weil sie mit ihren Vorbereitungen zum Kampfe noch nicht fertig waren, so eröffnete er die Feindseligkeiten ohne vorherige Kriegserklärung und brach im vollen Frieden in Sachsen ein.“

Friedrich wollte rasch entscheidende Erfolge, vielleicht sogar noch in diesem Jahre den Frieden erlangen. Er dachte die in Böhmen befindlichen Theile der österreichischen Armee zu zertrümmern und Prag zu erobern, wollte sich aber früher an der Elbe in Sachsen eine Basis schaffen. Er hoffte, dass die Sachsen nach Böhmen abziehen würden; jedoch ihr langes Ausharren im Lager von Pirna verhinderte für dies Jahr die Ausführung seines Operationsplanes.

1757 nahm er die Absicht wieder auf, vor Allem den Österreichern, seinen mächtigsten und gefährlichsten Feinden, solange er es mit ihnen allein zu thun habe, einen entscheidenden Schlag zu versetzen, um sie auf lange, vielleicht auf immer los zu werden. Er fiel mit zwei Armeen, mit der einen, welche er in drei Corps bei Chemnitz, bei Dresden und bei Zittau aufgestellt hatte, von Sachsen, mit der anderen von Schlesien aus in Böhmen ein und gewann die

[1]) Theodor von Bernhardi liess 1881 in Berlin bei Mittler und Sohn ein zweibändiges Werk: „Friedrich der Grosse als Feldherr“ erscheinen. Dasselbe ist Veranlassung zu diesem Aufsatze.

[2]) Siehe des Majors Boie Übersetzung in den „Militärischen Classikern“, Heft 6 und 9. — Die obigen Skizzen der Feldzüge 1757, 1758, 1759 und 1760 sind mit Hilfe dieser von Napoleon verfassten Übersicht und mit Benutzung von Auszügen aus Bernhardi's Werk, dessen Tendenz dadurch klargelegt wird, zusammengestellt.

Schlacht bei Prag gegen den Herzog von Lothringen, worauf er den dort befindlichen Theil der Österreicher einschloss.

„Der Plan des Königs“, — meint Napoleon, — „eine Stadt wie Prag einzuschliessen, obgleich sich darin eine Armee von 40.000 Mann befand, welche allerdings eben eine Schlacht verloren hatte, ist eine der ungeheuersten und kühnsten Ideen, welche in der neuen Zeit jemals gefasst worden sind. Er hat für diese Blokade 50.000 Mann verwendet; aber er musste fürchten, dass durch die Armee des Feldmarschalls Daun die Blokade gestört werde.“ — Diese Armee war zur Zeit der Schlacht von Prag bis Böhmisch-Brod gekommen, dann auf die Nachricht der Niederlage des Herzogs von Lothringen nach Kolin zurückgegangen und hatte, als der König ihr den Herzog von Bevern entgegenschickte, den Rückzug nach Jenikau fortgesetzt. — Napoleon meint weiters: „Der König musste eine Observations-Armee bilden, dieselbe in einer Entfernung von 4—5 Meilen in passenden Positionen aufstellen, diese verschanzen und im Momente, wo der Feldmarschall Daun herangekommen wäre, um die Aufhebung der Blokade zu veranlassen, seine Observations-Armee durch einen Theil der Blokade-Armee verstärken und den Feldmarschall Daun schlagen, ehe die Belagerten diesen gewahr wurden.“

Der König griff zu einem weniger sicheren Mittel. Als er hörte, dass Daun, der bei Jenikau Verstärkungen an sich gezogen hatte, wieder auf Kolin vorgerückt sei, und dass in Folge dessen der Herzog von Bevern sich seinerseits zurückziehe, eilte er von Prag aus mit einigen Verstärkungen zum Herzog und schlug die Schlacht von Kolin am 18. Juni. Er verlor sie und bei 15.000 Mann wurden ihm ausser Gefecht gesetzt.

„Die Würfel waren gefallen“, — schreibt Bernhardi, — „es war ein gewaltiger Umschwung der Dinge eingetreten, der wohl den Muth auch eines entschlossenen Mannes brechen konnte. Die Hoffnung, seinen Hauptfeind entwaffnen und siegreich zum Frieden zwingen zu können, war auf immer dahin. Friedrich sah sich unwiderbringlich in eine Defensive zurückgeworfen, die nur zu sehr das Ansehen einer hoffnungslosen hatte. Da Österreich fortan bei dem Kriege wenig zu wagen schien, Russland sicher war, ganz unberührt zu bleiben, und auch Frankreich mit derselben Sicherheit darauf rechnen konnte, im eigenen Lande nicht in ernster Weise angetastet zu werden, während es sich für Preussen um sein politisches Dasein handelte, war der Einsatz der verschiedenen Parteien bei dem fortgesetzten ernsten Würfelspiel ein gar sehr verschiedener geworden. Preussens Gegner wagten theils wenig, theils gar nichts, und konnten sämmtlich viel gewinnen; für Preussen gab es nur Wagniss und Gefahr in dem anscheinend hoffnungslosen Kampf.“ — —

„Es wäre natürlich gewesen, wenn der König das Unglück bei Kolin schwerer empfunden hätte als jedes spätere, denn die späteren

schufen eben nur vermehrte Schwierigkeiten auf einer Bahn, die sich zu jener Zeit im Allgemeinen von selbst verstand, während Kolin seine Pläne, seine Hoffnungen auf eine glückliche Lösung der Aufgabe zerstörte, die ihm die europäische Politik gestellt hatte, und ihn in Bahnen ohne sichtbaren Ausgang verwies." — Welche Bestürzung unter den preussischen Generalen und namentlich in den dem Bruder des Königs, Prinzen Heinrich, nahestehenden Kreisen herrschte, erzählen viele Augenzeugen, und wie sehr man da des Königs Handlungen verurtheilte, beweist eine Stelle in dem Tagebuche des treuen Dolmetsch der in jenen Kreisen herrschenden Anschauungen, des Grafen Henkel: „Seine Majestät hatten ja alles Mögliche gethan, um bei Prag, wie im Jahre 1744, Ihren Ruhm abermals zu verlieren. Das thörichte Bataillīren hat die Bataillone gelichtet. Es gibt deren, die nur 300 Mann zählen. Dahin ist es mit dieser schönen, unvergleichlichen Armee gekommen, denn man hat die Kunst entdeckt, in sechs Wochen das Werk von dreissig Jahren und die sicherste Stütze von Preussens Grösse zu zerstören. Andere Heerführer haben wohl auch den Ruin ihrer Armeen gesehen, aber erst nach langer Kriegsdauer; wir sind dagegen schon zu Anfang des Krieges dahin gelangt und sollen doch noch ganz Europa die Spitze bieten". — Der König aber, der unmittelbar nach der Schlacht in Einem Zuge nach Prag geritten war, schrieb am 20., also zwei Tage nach seiner Niederlage, an den Prinzen Moriz von Dessau: „Bei unserem Unglück muss unsere gute Haltung die Sache so viel als möglich wiederherstellen. Das Herz ist mir zerrissen; allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit diese Scharte wieder auszuwetzen suchen." Ebenso schrieb er an den König von England, dass er hoffe, in kurzer Zeit angenehmere Nachrichten senden zu können, dass es nichts Trostloses gäbe, und er nur einige Zeit brauche, um seine Truppen zu retabliren. Dann hoffe er die Mittel zu finden, um den erlittenen Echec wieder auszugleichen.

Am 19. Juni hob Friedrich die Belagerung von Prag auf und marschirte nach Brandeis, wo er über die Elbe gieng. Der Feldmarschall Keith, welcher Prag am linken Ufer der Moldau blokirt hatte, blieb 24 Stunden länger stehen und bewirkte seinen Rückzug nach Leitmeritz, wo er über die Elbe gieng. Lebhaft verfolgt, verlor er 4- bis 500 Mann.

Der König theilte hierauf seine Armee in zwei Corps, beide auf dem rechten Ufer der Elbe. Er selbst lagerte mit dem grössten Theile der Truppen nahe bei Leitmeritz und schickte seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, mit dem zweiten Corps anfangs hinter die Iser, dann nach Böhmisch-Leipa, hinter den Polzen, so dass sich derselbe über fünf Meilen vom König und bei vier Meilen von Zittau entfernt befand, wo seine Magazine waren.

Der Herzog von Lothringen fasste am 1. Juli endlich seinen Entschluss; er verliess Prag, gieng bei Brandeis über die Elbe, wendete sich auf Münchengrätz und von da nach Hühnerwasser, umgieng die Stellung des Prinzen Heinrich bei Böhmisch-Leipa, bemächtigte sich der Städte Niemes und Gabel und unterbrach dadurch die Verbindung von Zittau, welchen Ort der Prinz nur auf einem Umwege nach Verbrennung seiner Wagen erreichen konnte; er kam dort am 22. an, ein wenig vor der österreichischen Armee. Diese bombardirte Zittau vor den Augen der Preussen; ein Theil der Magazine wurde verbrannt. Prinz Heinrich zog sich über Löbau nach Bautzen zurück.

Am 29. Juli verliess Friedrich sein Lager von Leitmeritz, vereinigte sich mit dem Prinzen bei Bautzen und nahm einige Tage später weiter vorwärts ein Lager bei Bernstadt, zwischen Löbau und Görlitz.

Der Herzog von Lothringen hatte sein Lager vorwärts von Zittau; in Görlitz hielt er eine Garnison, um den Weg nach Schlesien abzusperren. Der König, welcher es, aber selbstverständlich nur unter günstigen Bedingungen, erneuert auf die Entscheidung durch eine Schlacht ankommen lassen wollte, gieng in der Nacht zum 15. August nach Hirschfeld vor, zwischen Zittau und Görlitz; da er durch diese Stellung Görlitz von dem Lager bei Zittau abschnitt, bemächtigte er sich der Stadt, recognoscirte das Lager des Herzogs von Lothringen und fand es unangreifbar. Da er sodann erkannte, dass dieser Prinz nicht die Neigung habe, eine Schlacht zu wagen, gieng er nach Bernstadt zurück, überliess den Befehl über die Armee dem Herzog von Bevern und setzte sich am 24. August mit 16 Bataillonen und 30 Schwadronen in Marsch, um sich nach der Saale zu begeben.

Hiemit beginnt die zweite Epoche des Feldzuges, in welcher die Franzosen, Russen und Schweden mit eingriffen, und die reich ist an grossen Ereignissen.

Die Franzosen hatten die Schlacht von Hastenbeck am 26. Juli gewonnen; sie verloren die bei Rossbach am 5. November; die Preussen verloren die bei Jägerndorf nächst Insterburg am 30. August und die bei Breslau gegen die Österreicher am 22. November; aber König Friedrich stellte Alles wieder her, indem er am 5. December die Schlacht bei Leuthen gewann.

Der König hatte in dieser Epoche nahe an 120.000 Mann im Felde, abgesehen von den Festungsbesatzungen; er hatte gegen sich 180.000 Mann: 1. die Armee, die an der Saale operirte, nämlich 25.000 Franzosen unter Befehl des Prinzen von Soubise und 25.000 Mann der Reichscontingente unter den Befehlen des Prinzen von Hildburgshausen; 2. 60.000 Russen, welche Memel eroberten, eine Schlacht gewannen, aber dann wieder nach Hause giengen; 3. die Armee des

Herzogs von Lothringen, 80.000 Mann stark, welche in Schlesien operirte. Hiebei ist weder die Armee des Marschalls von Estrées, 80.000 Mann stark, noch die derselben gegenüberstehende des Herzogs Cumberland mitgerechnet.

Der Herzog von Cumberland hatte am 9. September mit den Franzosen die Convention zu Kloster-Zeven abgeschlossen; die Franzosen zogen sich hierauf gegen das Halberstädtische, entsendeten aber den Prinzen von Soubise zur Verstärkung des Prinzen von Hildburgshausen nach Thüringen.

Aufgeschreckt durch die Ankunft dieser Prinzen an der Saale, war König Friedrich, wie oben erwähnt, am 24. August aus seinem Lager bei Bernstadt aufgebrochen. Er zog auf dem Marsche den Prinzen Moriz mit 20 Bataillonen und 20 Schwadronen an sich heran, warf vier Bataillone als Garnison nach Dresden und marschirte mit 32 Bataillonen und 43 Schwadronen am 12. September gegen Erfurt. Bei seiner Annäherung zog sich Soubise nach Eisenach zurück. Friedrich folgte ihm nach Gotha, wo er am 15. einrückte. Vergeblich hatte er auf eine Schlacht gehofft; weiter konnte er Soubise nicht folgen.

Schon war der Herzog von Bevern mit dem ihm anvertrauten Heere von Bernstadt bis Görlitz gewichen. Ein erstes unsicheres Gerücht, das am 14. an den König gelangte, besagte, dass der Herzog dort ein unglückliches Gefecht bestanden habe. Jedenfalls standen dem österreichischen General M a r s c h a l l, der mit seinen leichten Truppen in den Lausitzer Bergen auf der Lauer lag, die Wege nach Dresden, nach Torgau, selbst nach Berlin offen. Der König war um die Hauptstadt besorgt, und früher oder später musste sich für ihn unzweifelhaft die Nothwendigkeit ergeben, nach Schlesien zu eilen. Zu gleicher Zeit bedrohten Streifschaaren der grossen französischen Armee, an deren Spitze jetzt der Herzog von Richelieu stand, Halberstadt und Magdeburg.

Unter solchen Verhältnissen erschien der Aufenthalt bei Gotha der Elbe zu entlegen; der König liess nur Seidlitz dort und zog sich wieder gegen Leipzig hin zurück. Da der König sich der Elbe hatte nähern müssen, um eventuell Berlin zu unterstützen, räumte Seidlitz Gotha und nahm halbwegs zwischen Gotha und Erfurt Stellung. Sofort ging Soubise persönlich mit seinem ganzen Stabe, 8000 Grenadieren und einer Cavallerie-Division nach Gotha vor; aber kaum hatte er sich dort eingerichtet, als Seidlitz, seine 15 Schwadronen in Einem Gliede aufstellend, dreist gegen das Hauptquartier vorgieng, welches in aller Eile nach Eisenach floh. Die Grenadiere traten nach einigen Flintenschüssen den Rückzug an; das Gepäck des Hauptquartiers und einige Gefangene fielen in die Hände der Preussen. Dieser schimpfliche Vorfall war das Vorspiel von Rossbach.

Da der König sah, dass die vereinigte französische und Reichsarmee jedem Gefechte auswich, verlegte er sein Hauptquartier nach

Buttstädt, wo er bis 10. October verblieb. Am 11. marschirte es nach Naumburg zurück, erfuhr aber auf dem Marsche dahin die Nachricht, dass österreichische Truppen unter General Hadik nach Berlin ziehen, und dass auch die Schweden gegen die Hauptstadt vorrücken.

Der König liess sofort den Prinzen Moriz, den er schon früher nach Torgau entsendet hatte, von dort aus gegen Berlin marschiren, forderte den Herzog von Braunschweig, der der Armee Richelieu's im Halberstädtischen gegenüberstand, auf, über Magdeburg nach Berlin zu ziehen, liess nur 4000 Mann bei Naumburg unter Befehl des Feldmarschalls Keith zurück und eilte über Leipzig und Torgau dem Prinzen Moriz nach.

Doch Alles kam zu spät. General Hadik hatte Berlin wieder verlassen, und auch der Rückweg war ihm nicht mehr zu sperren. Friedrich's kleines Heer stand bei Herzberg. Hier erfuhr der König, dass der Herzog von Braunschweig mit Richelieu eine Art Waffenstillstand geschlossen hatte. Derselbe bezog sich allerdings nur auf das Halberstädtische Gebiet, doch schloss der König daraus, dass auch Soubise unthätig bleiben werde. Dagegen versetzten den König die Nachrichten aus Schlesien in grosse Unruhe. Es gieng dort sehr schlecht. Der König wusste den Herzog von Bevern unter die Kanonen von Breslau zurückgedrängt und wusste, dass die Österreicher im Begriffe standen, die Laufgräben vor Schweidnitz zu eröffnen. Der König wollte nun nach Schlesien eilen. Doch bevor er noch die hiezu nöthigen Anordnungen treffen konnte, war ein Ereigniss eingetreten, das ihn in andere Richtung führte.

Dem Prinzen von Soubise waren von Richelieu's Armee Verstärkungen zugesendet worden; die Nachricht von Hadik's Zug nach Berlin erhitzte seinen Kopf; er brach auf, um nach Naumburg und nach Merseburg und über die Saale nach Leipzig zu gehen. Feldmarschall Keith musste nach Leipzig zurückweichen und meldete dem König, dass er sich auch dort nicht werde behaupten können. Augenblicklich war der Entschluss des Königs gefasst. Der unerwartete strategische Angriff des Prinzen Soubise liess hoffen, dass er jetzt einer Schlacht nicht mehr ausweichen werde. Der König brach am 23. October nach Leipzig auf; dorthin mussten auch der Prinz Moriz und der Herzog von Braunschweig marschiren, jener von Dahme, dieser aus der Umgegend von Berlin her. Der Feind wich am 29. über die Saale, — der König folgte ihm dorthin in die Gegend von Merseburg.

Am 2. November überschritt der König die Saale auf den drei Brücken von Weissenfels, Merseburg und Halle. Auf diese Nachricht zogen die Verbündeten sich in einem gemeinsamen Lager zusammen. Am 3. gewann Friedrich die Schlacht bei Rossbach.

In Schlesien hatte unterdessen, wie Berenhorst sagt, ein vortrefflicher General — nämlich der Herzog von Bevern — mit aller möglichen Kunstwissenschaft einen schlechten Feldzug gemacht und war zuletzt geschlagen worden.

Einige Tage nachdem der König Schlesien verlassen hatte, räumte Bevern das Lager von Bernstadt und nahm nahe bei Görlitz Stellung, während er eine Division bei Bautzen aufgestellt liess. Der Herzog von Lothringen besetzte das Lager von Bernstadt, schickte den General Nadasdy über die Neisse, um sich einer Brücke zu versichern, und drängte die feindliche Division aus Bautzen, indem er ihr alle Verbindungen mit Sachsen abschnitt. Am 7. September gieng er näher an Görlitz heran.

Der Herzog von Bevern gieng über die Neisse und marschirte über Naumburg, Bunzlau, Liegnitz, wo er am 19. September ankam und in einer Stellung am rechten Ufer der Katzbach seine Verbindungen mit Breslau und mit Schweidnitz für gesichert ansah. Der Herzog von Lothringen, der ihm auf der südlichen Parallelstrasse über Lauban, Löwenberg, Goldberg, Jauer gefolgt war, erschien aber am 26. bei Wahlstatt nächst Liegnitz, und Bevern sah sich derart von Breslau wie von Schweidnitz abgeschnitten. Er zog sich in der Richtung auf Glogau zurück, gieng aber bei Steinau über die Oder, eilte am rechten Ufer dieses Stromes nach Breslau und nahm dort am 1. October am linken Ufer, an den unbedeutenden Abhängen an der Lohe, eine Stellung, die er zu verschanzen begann, — in der ihm aber, der österreichischen Übermacht gegenüber, die bei Lissa stand, von Anfang an gar hoffnungslos zu Muthe war.

Schon gleich nach seinem Eintreffen daselbst schrieb er dem König, dass es, „falls Gott nicht sonderlich hilft“, — „so übel als möglich ablaufen könne“. Am 3. October hatte bereits ein Kriegsrath entschieden, dass man sich durch Breslau über die Oder nach Glogau zurückziehen müsse. Das wagte der Herzog — wie Bernhardi meint — wahrscheinlich aus Scheu vor Friedrich's Zorn nicht zu thun, so hoffnungslos ihm auch seine Lage bei Breslau erschien. Die Klagen an den König wiederholten sich den ganzen October hindurch, obwohl die Österreicher gegen Bevern direct nichts unternahmen, sondern nur Schweidnitz belagerten. Der König gab dem Herzog den Rath, „allen Kriegsrath abzuschaffen“ und sich mehr auf sich selbst zu verlassen; aus einem Kriegsrath ergebe sich niemals etwas Anderes, als dass die „timide partie“ die Mehrzahl der Stimmen vereinige. — Indessen scheint es, dass die Briefe des Herzogs den König bewogen, von Herzberg aus, wie oben erwähnt, den Marsch nach Schlesien in Aussicht zu nehmen.

In den ersten Tagen des November sprach Bevern von der Absicht, die Österreicher anzugreifen, — wenigstens schrieb er am 3. in

diesem Sinne an den König. Der König hielt den schwankend angekündigten Entschluss des Herzogs, die Österreicher anzugreifen, während ein Theil ihrer Kräfte mit der Belagerung von Schweidnitz beschäftigt war, und ohne seine, des Königs, Ankunft abzuwarten, für wirklich gefasst und billigte denselben in einem Schreiben vom 8. November. Er selbst, fügt der König hinzu, werde Keith nach Böhmen entsenden und durch die Lausitz gerade auf Schweidnitz marschiren: „da dann, wenn zumal Euer Liebden, wie ich hoffe, den Feind schlagen, und es gut geht, wir solchen in der Mitte fassen“.

Den Herzog ermuthigte dies Schreiben. Er glaubte wenigstens zum Angriff entschlossen zu sein und hatte die betreffenden Anordnungen dazu bereits für den 14. November Früh ertheilt. Da traf die Nachricht vom Fall von Schweidnitz ein. — Erst am 27. October waren vor dieser Feste die Laufgräben eröffnet worden; aber schon am 11. November hatten die Österreicher drei Forts mit Sturm genommen, worauf der Gouverneur capitulirte und sich mit der Besatzung kriegsgefangen gab. — Es war nun eigentlich der Fall eingetreten, den der Herzog von Bevern für seinen Angriff geplant hatte; denn am 3. hatte er an den König geschrieben, er werde angreifen, sobald Schweidnitz gefallen sei, jedoch ehe die zur Belagerung verwendeten österreichischen Truppen zur Hauptarmee gestossen seien. Nun aber glaubte er, dass der Angriff keinen Zweck mehr habe, „denn wenn ich den Feind auch wirklich schlagen würde, so könnte ich ihn doch nicht weiter als bis an das Schweidnitzer Wasser verfolgen und müsste mich nachher doch auf meinen Posten zurückziehen, um nicht von Breslau und den Magazins daselbst durch das Schweidnitz'sche Corps coupiret zu werden und zwischen zwei Feuer zu kommen“. Der Herzog entschloss sich zur „äussersten Abwehr“ in seiner Stellung.

„Ganz ausser dem Bereich des Herzogs“ — schreibt Bernhardi — „und wohl überhaupt der Zeit lag der Gedanke, dass er sich, wenn er einen Sieg über die österreichische Hauptarmee davongetragen hatte, gegen Nadasdy — der Schweidnitz belagert hatte — und dessen um die Hälfte schwächeren Heerestheil zurückwenden könne. Aber auch das wusste sich der Herzog nicht zu sagen, dass Nadasdy, wenn die österreichische Hauptarmee geschlagen war, wohl schwerlich an „Coupiren“, „zwischen zwei Feuer bringen“ und dergleichen gedacht haben würde. Es tritt hier eine stillschweigende Voraussetzung hervor, die uns in den Werken der militärischen Kritiker bis auf die neueste Zeit herab nicht selten befremdet: auch hier wieder die Voraussetzung nämlich, dass eine verlorene Schlacht eigentlich gar keinen Unterschied mache; dass man auch mit einer geschlagenen Armee alles Beliebige unternehmen könne, gerade wie mit einer siegreichen. Und doch hatte man das Gegentheil oft genug zu erfahren. Die moralischen Folgen einer Niederlage traten sogar zu jener Zeit in einer

Beziehung sofort sichtbarer hervor als gegenwärtig, nämlich in einer vermehrten Desertion. Aber man war nun einmal nicht gewöhnt, die moralischen Factoren des Erfolges in die strategische Berechnung aufzunehmen."

Der Gedanke, ob es etwa nicht zweckmässig wäre, durch Breslau und über die Oder zurückzugehen und den Strom und die stark besetzte Festung vor der Front zu behalten, ist in dem Kriegsrathe, der den Herzog umgab, gar nicht aufgetaucht. Auch hätte ihn der Herzog sehr entschieden abgewiesen, denn, ganz abgesehen davon, dass dergleichen mit den bestimmten Befehlen des Königs nicht vereinbar schien, lag er schon an sich der Zeit zu fern, um Gehör zu finden. Wie der Herzog seine Aufgabe auffasste, stand er vor Breslau an der Lohe, eben um Breslau zu decken, — wie konnte er es preisgeben? — Eben deshalb kam auch eine andere Möglichkeit, nämlich Breslau, wohl versorgt und mit einer tüchtigen Besatzung versehen, auf kurze Zeit sich selbst zu überlassen und mit der Armee, zunächst auf dem rechten Oder-Ufer, stromabwärts zur Vereinigung mit den heranrückenden Truppen des Königs zu marschiren, gar nicht zur Sprache.

„Es schien eben keine andere Wahl zu geben, als entweder den Feind angreifen, wie es der König wollte, oder in der ungünstigen Stellung an der Lohe das Äusserste abwarten, wie dies der Herzog that, blos weil er sich zu einem wirklichen Entschlusse nicht zu erheben vermochte, und es sich dann in Ermanglung eines Entschlusses ganz von selbst ergab."

Der Herzog von Lothringen hatte Nadasdy an sich herangezogen, griff am 22. November die Preussen in ihrer Stellung an der Lohe an, schlug sie und drängte sie an die Mauern von Breslau. Am 24. fiel der Herzog von Bevern bei einer Recognoscirung in Kriegsgefangenschaft; der älteste der anwesenden Generallieutenants führte die Trümmer des Heeres Oder-abwärts gegen Glogau; Breslau ergab sich, ohne den mindesten Widerstand zu versuchen.

Der König rüstete sich nach der Schlacht von Rossbach zum eiligen Zug nach Schlesien. Er liess nur 3 Bataillone und 6 Schwadronen unter Befehl des in der Schlacht verwundeten Prinzen Heinrich an der Saale stehen. Den Feldmarschall Keith mit 6000 Mann bestimmte er zur Vorrückung über das Erzgebirge nach Böhmen, um durch diese Diversion — die aber ein Feldmarschall leitete — die österreichischen Generale Marschall und Hadik, die bei Bautzen und Grossenhayn standen, für Prag besorgt zu machen und sie so zu veranlassen, den Weg, den der König einschlagen musste, frei zu geben. Mit nur 14.000 Mann brach der König am 12. November von Leipzig nach Schlesien auf, um dort die Entscheidung herbeizuführen.

Am 19. November war der König jenseits der Elbe (zwischen Kamenz und Grossenhayn). Er wiederholte dem Herzog von Bevern den Befehl, anzugreifen, er selbst werde gerade auf Liegnitz marschiren. — „Haben Sie den Feind geschlagen, so stosse ich gerade zu Ihnen. Haben Sie nichts gethan, oder wären unverhoffter Weise geschlagen worden, so ziehe ich mich auf Glogau.“ Doch ehe dieser Brief abgefertigt wurde, hatte der Plan des Königs eine bestimmtere und etwas veränderte Gestalt angenommen. Er sagt in einer umfangreichen Nachschrift, dass er am 23. in Görlitz sein und von dort nicht nach Liegnitz, sondern nach Hirschberg und Landshut marschiren werde, „um den Feind von seinen Magazinen abzuschneiden“. — „Wenn E. Liebden den Feind schlagen, so müssen Sie solchen brav und mit vigueur verfolgen, nicht bis an den Schweidnitzer Bach, sondern bis gegen das Gebirge und mir also den geschlagenen Feind entgegentreiben, weil ich von der anderen Seite dazu kommen und ihn abschneiden werde.“

Doch hatte der König auch den entgegengesetzten, unglücklichen Fall erwogen, dass nämlich der Herzog geschlagen werde; dann, verfügte der König, müsse der Herzog „Breslau defendiren, und ich werde mich solchenfalls über Glogau zu Ihnen ziehen“.

Diesen Brief hatte der Herzog noch vor der Schlacht bei Breslau erhalten. Zwei andere Schreiben vom 20. und 21. November sind erst den Tag nach der Schlacht in die Hände des Herzogs gekommen; ein letztes Schreiben vom 23. hat ihn gar nicht mehr erreicht. In allen dreien erscheint der Plan des Königs wieder wesentlich verändert, — man könnte sagen gereift, — aber noch bestimmter als in den früheren Entwürfen tritt in diesen letzten Verfügungen hervor, dass es auf eine Vernichtungsschlacht abgesehen war.

Schon am 20. kündigt der König aus Kamenz an, dass er gerade auf Breslan marschiren werde, „um dem Feinde in den Rücken zu kommen“. — Er werde am 30. in Jauer, also den 3., spätestens den 4. December in der Gegend von Breslau sein. — Der Herzog soll dem Feinde, der sich ohne Zweifel gegen den König wenden werde, so wie er aufbricht, auf der Spur folgen und den König „nicht im Stich lassen“. — „Ich bin also den 3. bei Breslau und komme dem Feinde auf die rechte Flanke, da ich dann Euer Liebden ein Signal mit Canons geben werde.“

Am 21. November aus Bautzen wiederholt der König diese Befehle; der Kopf des Herzogs soll dafür haften, dass er sich weder weiter zurückdrängen, noch einen Marsch abgewinnen lasse. Er selbst werde schon am 29. in Jauer sein und von dort aus dem Feinde in die rechte Flanke marschiren, „da Euer Liebden ihn dann en front attaquiren müssen, so dass wir mit Gottes Hilfe ihn gerade nach der Oder drängen“.

Der letzte Brief aus Görlitz vom 23. besagt, dass es bei diesen Verfügungen bleibe, „dafern Sie sonsten keine Noth dazu forciret, mit dem Feinde eher zu schlagen". — „Wenn es aber zum Schlagen kommt, so müssen Sie in dero Armee die Ordre gebon, dass der Feind beständig nach der Oder hin getrieben werde, nicht nach Liegnitz oder Schweidnitz."

Kaum hatte der König diesen Brief geschlossen, als sich die Nachricht verbreitete, die preussische Armee habe bei Breslau einen Sieg erfochten. Die Einzelheiten, die erzählt wurden, machten das Gerücht wahrscheinlich. Der König glaubte ihm und beschäftigte sich sofort damit, den vorausgesetzten Sieg im Sinne einer Vernichtungsschlacht zu vollenden, „um, wenn es Gott gefällt, dem Kriege ein Ende zu machen".

Die Enttäuschung muss eine sehr bittere gewesen sein, als nun die Nachricht von der verlorenen Schlacht eintraf. Und doch erfuhr der König nicht die ganze Wahrheit — nicht, dass der Herzog von Bevern gefangen und Breslau in Feindes Hand war. Noch einmal richtete er am 25. von Naumburg aus seine Befehle an den bereits gefangenen Feldherrn. Bevern sollte sich für seine Person mit 10 bis 12 Bataillonen nach Breslau werfen und die Stadt auf das Äusserste vertheidigen, — und wenn sie darüber zu Grunde gehen müsste. Was der Herzog sonst noch an Truppen hatte, sollte am 28. bei Parchwitz über die Oder gehen und zu den Truppen des Königs stossen.

Nun kamen auch die anderen Unglücksbotschaften; der König, der am 28. bei Parchwitz eingetroffen war, musste hier einige Tage anhalten, weil die Trümmer der bei Breslau geschlagenen Armee nach Glogau zurückgegangen waren und nicht eher als am 1. oder 2. December bei Parchwitz zu ihm stossen konnten.

Unerschüttert durch das Unglück, das ihm gemeldet wurde, blieb der königliche Feldherr bei dem Entschlusse, Österreichs Heeresmacht sofort aufzusuchen und zur entscheidenden Schlacht zu zwingen, — ja er bestärkte sich darin. „Und stände der Feind auf dem Zobtenberge," sagte Friedrich, „so werde ich ihn angreifen."

Am 4. December mit Tagesanbruch marschirte der König mit ungefähr 36.000 Mann nach Neumarkt, wo die Avantgarde ein grösseres Corps österreichischer leichter Truppen zurückdrängte.

Der Herzog von Lothringen hatte Breslau verlassen, war vorgegangen und hatte sich auf dem linken Ufer des Schweidnitzwassers gelagert, das Centrum bei Leuthen, den rechten Flügel am Gehölz von Nippern und den linken in einer starken Stellung an den Fluss gelehnt.

Am 5. wendete sich die preussische Avantgarde auf Borna und machte hier 600 Gefangene. Die Armee folgte in vier Colonnen, indem sie vor der Front des Feindes eine sumpfige Mulde durchschritt;

durch Nebel und einige Hügel in ihrer Bewegung begünstigt, verbarg sie dem Feinde ihren Marsch und wendete sich auf dessen äussersten linken Flügel, den sie über den Haufen warf. Alle Anstrengungen der österreichischen Generale, unter Zurücknehmen des linken Flügels eine neue Schlachtstellung zu bilden, waren vergeblich; die Preussen erreichten jeden Punkt schon, bevor die Truppen dort formirt waren. Feldmarschall Daun gieng, als er die Fortschritte der Preussen sah, mit dem rechten Flügel vor; aber die feindliche Cavallerie hielt seinen Angriff auf. Die Trümmer der österreichischen Armee giengen hinter das Schweidnitzer Wasser zurück und suchten sich auf dem anderen Ufer zu sammeln. Die österreichische Armee verlor 6000 Mann an Todten und Verwundeten, 7000 Gefangene und 150 Geschütze. Die preussische Armee verlor 2000 Mann an Todten und Verwundeten. — Der Herzog von Lothringen zog sich nach Böhmen zurück; der König eilte nach Breslau, um es wieder zu nehmen und mit dessen Hilfsquellen seine kleine Armee wieder zu retabliren. Die Armeen bezogen Winterquartiere.

„Die Schlacht bei Leuthen ist strategisch ganz im Charakter der heutigen Kriege,“ bemerkt Clausewitz. — „Ohne diesen Sieg war der König rettungslos verloren, es war also das Gesetz der schlichten Nothwendigkeit, was zu einem verzweiflungsvollen Entschluss führte, und eine höhere Weissheit gibt es in solchen Lagen nicht.“ — Und Napoleon schreibt: „Die Schlacht bei Leuthen ist ein Meisterwerk der Bewegungen und Manöver sowie von Entschlossenheit; sie allein würde genügen, um Friedrich unsterblich zu machen und ihm einen Rang unter den grössten Feldherren anzuweisen. Er greift eine Armee, welche bedeutend stärker als die seinige, in Stellung und siegreich ist, mit einer Armee an, welche zum Theil aus eben geschlagenen Truppen besteht, und erringt einen vollständigen Sieg, ohne ihn mit einem zum Resultate ausser Verhältniss stehenden Verluste zu erkaufen.“

„Alle seine Bewegungen in dieser Schlacht entsprechen den wahren Grundsätzen der Kriegskunst; er macht keinen Flankenmarsch vor den Augen des Feindes, denn die beiden Armeen haben sich nicht in Schlachtordnung gesehen. Die österreichische Armee, welche durch die Gefechte bei Neumarkt und Borna Kenntniss von dem Anmarsch der Armee des Königs hatte, wartete, dieselbe auf den ihr gegenüberliegenden Hügeln aufmarschiren zu sehen, und während dieser Zeit setzt der König unter dem Schleier seiner Avantgarde, begünstigt durch den Nebel und die Terrainbeschaffenheit, seinen Marsch fort und bereitet sich vor, den äussersten linken Flügel der österreichischen Armee anzugreifen.“

„Ebenso wenig verletzt er einen ebenso geheiligten Grundsatz, — den, seine Operations-Linie nicht preiszugeben, sondern er

wechselt dieselbe, was für das geschickteste Manöver, das die Kriegskunst lehrt, angesehen wird. In der That, eine Armee, welche ihre Operations-Linie wechselt, täuscht den Feind, der nun nicht mehr weiss, wo ihr Rücken und ihre schwachen Punkte sind, durch die er sie bedrohen kann. Durch seinen Marsch gab Friedrich die Operations-Linie von Neumarkt auf und nahm die nach Oberschlesien: die Kühnheit und Schnelligkeit der Ausführung, die Unerschrockenheit der Generale und Soldaten entsprachen der Geschicklichkeit des Manövers. Denn die Österreicher thaten, als sie einmal im Gefechte waren, Alles, was sie thun mussten, hatten aber keinen Erfolg. Dreimal versuchten sie ihren linken Flügel und das Centrum durch eine Schwenkung links rückwärts aus dem Gefechte zu ziehen; Daun liess selbst den rechten Flügel vorrücken, um die Operations-Linie nach Neumarkt zu beunruhigen, von der er voraussetzte, dass der König sich noch auf sie stütze; es geschah also Alles, was unter solchen Umständen vorgeschrieben erscheint. Aber die Cavallerie und die Massen der Preussen erreichten jedesmal die österreichischen Truppen, ehe diese Zeit gehabt hatten, sich zu entwickeln. Allerdings ist es auch wahr, dass der König durch die Umstände wunderbar unterstützt wurde; alle schlechten Truppen, die aus dem Reich, standen auf dem linken Flügel der österreichischen Armee: nun ist aber der Unterschied von Truppe zu Truppe ein ungeheurer."

1758 operirte der König mit drei Armeen: eine stand in Schlesien, welche er persönlich befehligte; die zweite formirte er unter Commando des Prinzen Heinrich in Sachsen; die dritte verwendete er unter Befehl des Generals Dohna gegen die Russen und Schweden. 31 Bataillone standen ausserdem als Besatzungen in den schlesischen Festungen und 15 Schwadronen waren zur Armee des Herzogs von Braunschweig, der gegen die Franzosen stand, detachirt.

Der König hatte gegen sich die österreichische Armee des Feldmarschalls Daun, die durch zwei österreichische Divisionen verstärkte Reichsarmee und die Armeen von Russland und Schweden. Er musste mit 135.000 bis 140.000 Mann Widerstand leisten gegen 235.000 bis 240.000 Mann.

Noch einmal wollte der König die Initiative ergreifen, den Krieg in Feindesland tragen, und seinem mächtigsten, gefährlichsten Gegner einen entscheidenden Schlag versetzen, ehe es den anderen Feinden möglich war, heranzukommen. Aber Daun stand in Böhmen in guten Stellungen, alle Pässe waren verschanzt; ihn direct anzugreifen schien kaum möglich, oder versprach wenigstens keinen entscheidenden Erfolg.

Friedrich entschloss sich, mit der von ihm direct befehligten Armee in Mähren einzurücken und Olmütz zu belagern. Er hoffte,

dass Daun dies nicht zugeben werde, und dass sich dann die Gelegenheit zu einer entscheidenden Schlacht ergeben könne.

8000 Österreicher standen als Besatzung in Schweidnitz. Am 1. April schloss der König diese Festung ein, eröffnete die Laufgräben und nahm eines der Werke mit Sturm, was die Übergabe der Festung am 15. April herbeiführte. Am 1. Mai brach er von Troppau auf; am 6. liess er Olmütz einschliessen, am 20. gegen diese Festung die Laufgräben eröffnen.

Daun war aus Böhmen aufgebrochen, um nach Mähren zu marschiren, hielt sich jedoch längere Zeit in Leitomischl auf. Erst auf wiederholtes Drängen seiner Regierung konnte er sich entschliessen, dem in harter Lage befindlichen Olmütz Hilfe zu bringen. Am 16. Juni traf er westlich von Olmütz ein und nahm Stellung vorwärts von Wischau. Den König wollte er aber nicht angreifen; so entsendete er Laudon, um den Preussen die Verbindung mit Schlesien abzuschneiden. Diesen fehlte es an Munition und Lebensmitteln, und als Laudon am 30. den General Zieten bei Domstädtl schlug und einen grossen, für den Belagerer bestimmten Transport zerstörte, hob Friedrich, der unter den vorliegenden Umständen zum Angriff auf Daun's Armee nicht schreiten konnte, am 1. Juli die Belagerung auf.

Der Rückweg nach Schlesien war ihm durch Laudon verlegt; er entschloss sich, nach Böhmen zu marschiren. Er schleppte 5000 Fuhrwerke mit sich. Am 6. Juli kam er nach Leitomischl, am 9. hatte er dort die ganze Armee beisammen; am 14. lagerte er in der Erwartung einer Schlacht bei Königgrätz. Als er sah, dass sich auch hier keine Gelegenheit biete, Daun unter günstigen Verhältnissen angreifen zu können, setzte er sich am 25. wieder in Bewegung, um Böhmen zu räumen und eventuell sich gegen die Russen zu wenden. Am 10. August kam er in Schlesien bei Landshut an. Er überliess seine Armee dem Markgrafen Carl und marschirte mit 18 Bataillonen und 35 Schwadronen gegen die Russen, welche Küstrin belagerten, und denen nur General Dohna mit ungefähr 20.000 Mann gegenüberstand.

Am 22. August vereinigte sich der König vor Küstrin, am linken Oder-Ufer, mit Dohna's Heerestheil; noch am Abend marschirte die Armee Oder-abwärts und am folgenden Tag bewirkte sie den Flussübergang. Am 25. August schlug der König die Russen bei Zorndorf, wobei er zwar 10.000 Mann einbüsste, aber die Russen, die sich sehr hartnäckig gewehrt hatten, derart einschüchterte, dass sie im Laufe dieses Feldzuges Erhebliches nicht mehr unternahmen.

Daun, der den Feldzeugmeister Harsch mit 12.000 Mann in Österreichisch-Schlesien gelassen und den General Deville mit ungefähr 7000 Mann beauftragt hatte, Neisse zu blokiren, war von Mähren aus dem König nach Böhmen gefolgt, aber so vorsichtig, dass derselbe seinen Rückzug ruhig und so langsam, wie er wollte, machen konnte;

nur Einmal war der Wagenzug des Königs einiger ernster Gefahr ausgesetzt. Als der König die Gegend von Königgrätz verliess, gieng Daun bis Arnau vor. Er nahm in Aussicht, sich gegen die Lausitz und von dort gegen Frankfurt an der Oder zu wenden, um die Operationen der Russen zu unterstützen. Er liess sich aber durch die Armee des Markgrafen Carl festhalten, der er bis 23. August am Bober gegenüberstand; nur Laudon hatte er entsendet, um die Verbindung mit den Russen aufzusuchen.

Nunmehr waren von Wien aus erneuert sehr ernste Mahnungen eingetroffen, etwas Entscheidendes zu unternehmen; hiebei wurde insbesondere auf die Befreiung von Sachsen hingewiesen. Daun brach daher auf, in der Absicht, Dresden wegzunehmen. Als der König die Nachricht erhielt, dass sich Daun gegen Sachsen wende, liess er General Dohna mit entsprechenden Kräften den Russen gegenüber, brach am 3. September von Küstrin auf und traf am 9. unter den Mauern von Dresden ein.

Daun sah nun seinen Plan durchkreuzt. Er gieng nach Stolpen, wo er eine schwer angreifbare Stellung einnahm.

Friedrich fühlte nunmehr die Nothwendigkeit, der durch die Österreicher belagerten wichtigen Festung Neisse zu Hilfe zu kommen. Er hoffte, früher Daun zu schlagen, musste aber, da er der Zahl der Kräfte nach sehr inferior war, mit grosser Vorsicht operiren. Am 26. September rückte er in Bautzen ein. Daun verliess sein Lager bei Stolpen und bezog am 6. October ein solches bei Kittlitz (circa $^1/_2$ Meile nördlich von Löbau), wo er die von Bautzen aus nach Görlitz und Löbau führenden Strassen sperrte. Am 10. October marschirte der König nach Hochkirch (ungefähr $1^1/_2$ Meilen östlich von Bautzen) und bezog sein Lager im Angesicht der Österreicher, jedoch in einer für ihn sehr ungünstigen Weise, mit der Hauptkraft bei Hochkirch, mit einem secundären Theil unter General Retzow bei Weissenberg. Er erkannte wohl seine ungünstige taktische Situation, wollte aber erst Lebensmittel abwarten, bevor er die Bewegungen ausführte, die er auf Görlitz, zunächst zur Umgehung der österreichischen Stellung und weiter gegen Schlesien plante.

Am 13. mit Sonnenuntergang liess jedoch Daun seine Armee in's Gewehr treten und marschirte mit seinem linken Flügel auf den Wegen, welche er in den Gehölzen der Hochkircher Berge hatte bezeichnen und herrichten lassen, links ab, um sich mit den links seitwärts vorgeschobenen Truppen Laudon's zu vereinigen und den ganzen rechten Flügel des Königs zu umschliessen. Diese Bewegung vollzog sich in solcher Ordnung und in so tiefer Stille, dass der König nichts davon erfuhr, obwohl sie hart vor seinen Posten vor sich gieng. Der rechte Flügel Daun's marschirte in entgegengesetzter Richtung ab, um den linken preussischen Flügel zu umfassen. Gegen

die Front der preussischen Stellung blieben nur 8 Bataillone und 5 Schwadronen stehen.

Am 14. October 5 Uhr Morgens begann der linke Flügel den Angriff. Laudon hatte den rechten Flügel des Königs vollständig umgangen. Daun rückte in drei Colonnen an: die preussischen Truppen wurden in ihrem Lager überrascht. Was sie dem Angriff entgegenwarfen, wurde geschlagen. Hochkirch und eine grosse Batterie des Königs am rechten Flügel giengen verloren. Der König führte seine Reserven vor, um das Dorf wieder zu nehmen; nach verschiedenen Schwankungen des Gefechtes scheiterte der Versuch. — Auf die Nacht folgte ein sehr dichter Nebel; als derselbe sich verzog, sah man die österreichische Armee schon vorwärts von Hochkirch formirt. Die preussische Armee fand sich von allen Seiten umfasst; Laudon marschirte gegen die Defiléen von Drehsa (circa $^1/_2$ Meile nördlich von Hochkirch); aber General Möllendorf kam noch zur rechten Zeit dorthin, um diesen wichtigen Punkt zu behaupten und die Armee zu retten. — Der rechte Flügel Daun's, unter Commando des Herzogs von Arenberg, griff von seiner Seite erst um 8 Uhr Morgens an; er schloss mehrere isolirte Bataillone ein, welche aufgestellt waren, um die Verbindung mit dem bei Weissenberg im Lager gestandenen General Retzow zu erhalten, bemächtigte sich der grossen Batterie des linken Flügels, setzte aber seinen Angriff nicht fort. Der General Retzow vereinigte sich mit dem linken Flügel der Armee des Königs, der nunmehr seinen Rückzug ruhig in's Werk setzte, doch bald wieder Halt machte. Daun gieng in sein Lager, und die beiden Armeen standen sich so mehrere Tage gegenüber, nicht viel mehr als 1 Meile von einander entfernt.

Zehn Tage nach seiner Niederlage machte der König, der den vierten Theil seiner Infanterie und 101 Geschütze eingebüsst, aber gleich nach der Schlacht einige Verstärkungen an sich gezogen hatte, die Spree abwärts marschirend, einen heimlichen Marsch und erreichte vor Daun die Gegend von Görlitz; am 3. November war er in Schweidnitz; am 5. wurde die Belagerung von Neisse aufgehoben.

Sobald Daun sah, dass es ihm, ohne eine abermalige Schlacht zu wagen, nicht möglich sei, den König am Marsche nach Schlesien zu verhindern, liess er ihn nur durch untergeordnete Kräfte verfolgen und wandte sich mit seiner Hauptkraft dem früheren Plane, Dresden wegzunehmen, zu. Aber der König, der am 8. November aus Neisse aufbrach, um an die Elbe zurückzukehren, vereitelte auch diesmal durch sein blosses Erscheinen den Plan Daun's.

Daun gieng nach Böhmen zurück. Die Armeen bezogen Winterquartiere.

1759 waren bei Beginn der Feindseligkeiten die Armeen des Königs folgendermaassen vertheilt: in Schlesien unter seinem persön-

lichen Commando 72 Bataillone und 108 Schwadronen; in Sachsen der Prinz Heinrich mit 42 Bataillonen und 60 Schwadronen; in Pommern der General Dohna, gegen die Schweden und Russen beobachtend, mit 26 Bataillonen und 35 Schwadronen.

Der Feldmarschall Daun lagerte mit seinen Hauptkräften im nordöstlichen Böhmen an der schlesischen Grenze. Der Pfalzgraf von Zweibrücken mit der Reichsarmee und zwei österreichischen Divisionen stand in Böhmen und Sachsen. Die Russen bereiteten sich auf einen thätigen Feldzug vor und schienen lebhafter als in den vorhergehenden.

Nach dem zwischen den Höfen von Wien und Petersburg vereinbarten Plane sollten ihre Armeen sich an der Oder vereinigen und gemeinsam operiren; aber die russische Armee konnte nicht vor dem Juli dort eintreffen.

Während der Monate April, Mai, Juni und ersten Hälfte Juli hatten die Armeen des Königs verschiedene Lager inne und machten einige secundäre Operationen. Der Heertheil, den der König befehligte, war zu schwach, um Daun in Böhmen aufsuchen zu können. Er musste das Einbrechen Daun's in Schlesien abwarten. Der König war genau darüber unterrichtet, dass man sich in Wien bemühte, Daun in Bewegung zu bringen. Darum lauerte er im Lager bei Landshut auf den endlichen Beginn der Offensive Daun's. Wie ungeduldig er dabei wurde, beweist einer seiner Briefe, in welchem er am 11. Juni schrieb: „Was für ein Mensch, mein gebenedeites Wesen! er weiss die Kunst, seine Überlegenheit nicht zu benützen; seine verfrühten Feldzüge beginnen im Herbst; er hat von hier bis Troppau 103.000 Mann zur Verfügung und glaubt nichts unternehmen zu sollen, solange sich nicht auch noch 60.000 Russen an der Partie betheiligen.“ — Anderseits versuchte der König wiederholt und eindringlichst den Prinzen Heinrich zu einem entscheidenden Schlage gegen die Reichsarmee zu bewegen, um sich so vor der eigentlichen Eröffnung des Feldzuges wenigstens Eines seiner zahlreichen Gegner zu entledigen; doch es kam beim Prinzen ebensowenig als in Schlesien zu ernsteren Unternehmungen. — Immerhin hatten die Preussen einige Erfolge im nordwestlichen Böhmen und in Franken aufzuweisen und sie blieben, wenigstens scheinbar, in der Initiative.

Am 28. Juni hob endlich der Feldmarschall Daun, von Wien aus in bestimmter Weise hiezu aufgefordert, über die Nachricht vom Anmarsche der Russen sein Lager bei Schurz auf und zog über Gitschin und Reichenberg an den Queiss, in der Absicht, durch eine Operation abwärts dieses Flusses, gegen die Oder zu, die Bewegungen Saltikow's zu unterstützen und ihn durch das Corps Laudon's und durch das von Hadik zu verstärken. Am 10. Juli lagerte er bei Marklissa südlich von Lauban. Der Prinz Heinrich, den der König

aus Sachsen mit einigen Truppen herbeigerufen hatte, lagerte bei Bautzen, der König selbst bei Schmottseiffen in der Nähe von Greifenberg. Der König hoffte schon in den nächsten Tagen eine Gelegenheit zur Schlacht zu finden. Indessen entwickelten sich die Verhältnisse in anderer, unerwarteter Weise.

Friedrich hatte schon früher einen entscheidenden Schlag gegen die Russen, welche in getrennten Colonnen gegen die Weichsel und von da gegen die Warthe vorrückten, in Aussicht genommen und dazu den General Dohna angewiesen, obwohl derselbe nur über geringe Streitkräfte verfügte. Aus Schlesien glaubte der König, der Übermacht Daun's gegenüber, nichts entsenden zu können, weil er, wie erwähnt, die österreichische Hauptarmee, sowie sie aus den Grenzgebirgen in die schlesische Ebene herabstieg, in eine Schlacht zu verwickeln hoffte. Aber in Sachsen schienen Truppen entbehrlich, da der Erfolg der vom Prinzen Heinrich nach Böhmen und Franken unternommenen Züge wenigstens für die nächste Zeit Ruhe versprach. Es rückte also von Sachsen aus eine Verstärkung zu Dohna.

Mehrere Male bot sich diesem General günstige Gelegenheit, die gegen die Oder zu manövrirenden Russen anzugreifen; doch er lehnte es ab, davon Nutzen zu ziehen. Die Russen näherten sich der Oder bei Züllichau.

Die Lage des Königs nahm zu dieser Zeit ein sehr ungünstiges Ansehen an. Den Franzosen war es gelungen, durch Hessen bis an die mittlere Weser vorzudringen; Münster und Minden waren in ihre Hände gefallen. Die Reichsarmee bewegte sich gegen das Voigtland heran; Truppen, die sie entsendet hatte, drangen durch Thüringen in das Halberstädtische ein. Die Kräfte, welche der König direct befehligte, sowie die des Prinzen Heinrich waren durch die der Zahl nach überlegene österreichische Hauptarmee gebunden. Der König lauerte in seinem Lager bei Schmottseifen, wie früher in jenem bei Landshut, wohl auf eine Gelegenheit, Daun zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen, bisher aber vergebens.

Unmuth ergriff den König; das Netz um ihn her schien sich allzu eng zusammenzuziehen; nach Einer Seite musste Luft gemacht werden. Der König suchte nach einem entschlossenen Mann, der die Russen von ihm abwehre: er setzte den General Wedell an die Stelle Dohna's.

Am 23. Juli griff Wedell in der Nähe von Kay, 1 Meile westlich von Züllichau, Saltikow an, um ihn an der Vereinigung mit Laudon zu hindern; er wurde geschlagen, verlor 6000 Mann, gieng über die Oder und dann in der Richtung auf Sorau zurück. Der Verlust der Russen war eben so gross; der einzige Vortheil, den sie aus ihrem Siege zogen, war, dass sie am 25. Krossen besetzten, wo Laudon am 3. August zu ihnen stiess.

Der König sah ein, dass es länger nicht mehr möglich sei, sich von den Entschlüssen Daun's abhängig zu machen. Er gab Sachsen für den Augenblick der Reichsarmee schutzlos preis, zog die noch dort befindlichen Kräfte zur Armee des Prinzen Heinrich heran, um diese nun mit den Trümmern der Armee Wedell's zu vereinigen und dann die Russen anzufallen. Er selbst übernahm den Befehl dieses Heerestheiles, und Prinz Heinrich den der Armee bei Schmottseifen.

„Es war ein ernster Gang", — meint Bernhardi, — „zu dem sich Friedrich anschickte, und wenn sich auch in allen Äusserungen des Königs aus dieser Zeit der entschlossenste Wille ausspricht, zeigt sich doch auch, dass er diesen Gang mit dem Gefühl antrat, es handle sich für Preussen, wie in den Tagen von Lenthen, um Sein oder Nichtsein. Die schweren Zeiten seither hatten den König gealtert. Vor der Schlacht von Leuthen hatte er eine begeisternde Rede an seine Truppen gerichtet, — diesmal erinnerte er in ernster Weise an die Anordnungen, die er wiederholt für den Fall getroffen hatte, dass ihm ein Kriegertod in der Schlacht beschieden sei. — Er ermahnte seinen Bruder mit einem Ernst, an dessen Echtheit niemand zweifeln kann, auch wenn er, der König, gefallen sei, nun und nimmer einen für Preussen schimpflichen Frieden zu schliessen."

Friedrich gieng in der Nacht vom 10. zum 11. August unterhalb von Frankfurt mittelst einer Ponton- und einer aus Oderkähnen erbauten Brücke über die Oder und marschirte dann am rechten Thalrand dieses Flusses bis in ein Freilager bei Bischofsee gegen den Rücken der russischen Stellung bei Kunersdorf, nicht ganz eine halbe Meile von dem linken östlichen Flügel derselben. Er hatte ungefähr 43.000 Mann bei sich, nachdem er 9 Bataillone und 15 Schwadronen nach Frankfurt entsendet, um dem Feinde keinen Weg zu einem geregelten Rückznge, auch nicht zur Rettung über den Fluss und zur Vereinigung mit dem über Laudon's Drängen von der österreichischen Hauptarmee heranmarschirenden General Hadik offen zu lassen. Die russische Armee und das Corps Laudon's waren zusammen bei 60.000 Mann stark, ungerechnet 18.000 Kroaten und Kosaken.

Am 12. verlor der König durch Laudon's im entscheidenden Momente erfolgtes Eingreifen die Schlacht bei Kunersdorf und die Elite seiner Armee. Er hatte an Todten, Verwundeten und Gefangenen beinahe die Hälfte der Truppen, weiters den grössten Theil seiner Artillerie, 172 Stück, 26 Fahnen und 4 Standarten eingebüsst.

Der König glaubte Preussens Sache verloren; er nahm in einem noch am Abend des unglücklichen Tages geschriebenen Briefe „für immer" Abschied von dem Minister Finkenstein, erklärte seinen Bruder Heinrich zum Generalissimus aller preussischen Armeen und legte den Befehl über das geschlagene Heer insbesondere in die Hände des

Generallieutenants Fink. — Der einzige schwache Moment im siebenjährigen Kriege des Königs!

In Wahrheit entsagte er aber weder dem Heerbefehl, noch der Hoffnung. Schon in der Nacht vom 12. zum 13. hatte er daran gedacht, was zunächst geschehen müsse, und was von Truppen irgend erreichbar wäre, um zur Verstärkung der geschlagenen Armee herangezogen zu werden. Am 16. lagerte die Armee bei Madlitz, halben Weges zwischen Frankfurt und Fürstenwalde; den 18. nahm sie Stellung bei letztgenanntem Orte, um die Hauptstadt zu decken, und der König rief das Corps von Kleist, welches in Pommern stand, zu sich heran. Das Zeughaus in Berlin ersetzte ihm seine Verluste an Artillerie; in wenig Tagen hob sich die Armee auf 30.000 Mann.

Der russische Obercommandant, welcher auf die von Laudon gewünschte Verfolgung nicht eingieng, begnügte sich damit, am 16. über die Oder zu gehen und sich mit dem Corps Hadik's zu vereinigen.

Von Allem, was der König am Abend nach der Schlacht im Geist voraussah und besorgte, geschah nichts, — und zwar, wie Bernhardi sehr richtig meint, vorzugsweise deshalb, weil das, was Friedrich II. nach seiner Anschauung der Kriegskunst als die unfehlbare Folge einer verlorenen Schlacht ansah, in der That eigentlich ganz ausserhalb des Gesichtskreises der damaligen Strategie lag.

Während die preussische Hauptarmee gegen die Russen marschirte, breitete sich die Reichsarmee in Sachsen aus und bemächtigte sich am 6. August Leipzig's, am 8. Torgau's. Am 20. öffnete auch Wittenberg seine Thore. Die Garnisonen von Torgau und Wittenberg zogen sich nach Potsdam zurück. Am 28. griff General Macquire von der Armee Daun's mit 15.000 Mann zur Verstärkung der Reichsarmee entsendet, die Vorstadt von Dresden an, während der Pfalzgraf von Zweibrücken gleichzeitig in Meissen einrückte; Macquire wurde abgewiesen. General Graf Schmettau hatte die Mittel, Dresden zu vertheidigen, und es ist wahrscheinlich, dass er Preussen diese Stadt erhalten haben würde; aber in den ersten Augenblicken der Bestürzung nach der Niederlage von Kunersdorf schrieb ihm der König, dass er auf keine Hilfe zu rechnen habe, dass er nur daran denken möge, seine Truppen zu schonen und ihm den Schatz von $5\frac{1}{2}$ Millionen Thaler Baargeld zu retten, den er in der Obhut habe, und der in diesem kritischen Augenblicke für den König sehr wichtig war. — Am 3. September capitulirte Schmettau und räumte Dresden.

Unterdessen hatte sich Friedrich an der Spitze von 30.000 Mann wieder stark genug gefühlt, um es bei Fürstenwalde auf eine Schlacht ankommen zu lassen, falls die Russen sich den Weg auf Berlin mit Gewalt öffnen wollten. Er glaubte sogar einige Bataillone entbehren

zu können und entsendete daher, unter gleichzeitigem Auftrag an Schmettau, Dresden auf das Äusserste zu behaupten, den General Wunsch zum Entsatz Dresden's nach Sachsen ab. Dieser General hatte aber unterwegs Wittenberg und Torgau wieder einzunehmen. Er hielt sich dadurch auf und kam erst am 5. September nach Grossenhayn, wo er die Übergabe Dresden's erfuhr. Wunsch rächte sich dafür an dem Corps Macquire's, das er vollständig schlug, gieng aber nach Torgau zurück. Friedrich verlor Dresden für immer. —

Daun, der am 30. Juli von Marklissa nach Lauban aufgebrochen war, hatte am 11. August, in der Absicht, sich den Russen zu nähern, Priebus erreicht. Hier erhielt er am 14. die Nachricht von dem Siege der Russen bei Kunersdorf; er marschirte im weiteren Verfolg seiner Absicht nach Triebel.

Die Lage des Königs war hiedurch im höchsten Maasse kritisch denn zwischen Leipzig und Frankfurt a. d. Oder standen nicht weniger als 200.000 Mann gegen ihn und ausserdem konnten von Stralsund 17.000 Schweden gegen seinen Rücken heranmarschiren. Dem allen hatte der eben geschlagene König in der Mark und in Schlesien zusammen nur 83.000 Mann entgegenzustellen, und diese geringe Macht war noch dazu in zwei ungleiche Hälften gespalten, denen die Verbindung untereinander abgeschnitten war. „Ein entschlossener General aus der Schule unserer Zeit“ — schreibt Bernhardi — „hätte sich an Stelle Daun's wohl sofort erhoben zu einem letzten, entscheidenden Angriff auf das schon halb zertrümmerte Heer des Königs, im Vereine mit den Russen, oder auch ohne sie. Statt dessen begannen langwierige Unterhandlungen zwischen dem Hauptquartier Daun's und dem der Russen.“

Die darüber vergehende Zeit benützte Prinz Heinrich. Er brach, ein schwaches Corps unter Fouqué bei Schmottseifen und ein anderes bei Landshut zurücklassend, am 27. August von Schmottseifen auf, um dem König die schlesische Armee zuzuführen. Er lagerte am 29. bei Sagan auf Daun's Verbindungslinie hinter der Neisse, weshalb Daun, nachdem er die Einnahme Dresden's erfahren hatte, nach Sachsen aufbrach; am 13. September war er bei Bautzen.

Saltikow, über diesen Marsch unzufrieden, wendete sich seinerseits zur Oder. So löste sich die schwierige Situation auf!

Am 17. marschirte des Königs Armee nach Kottbus, jene des Prinzen Heinrich nach Görlitz; beide trennten so die österreichische von der russischen Armee.

Der König, da er zu Kottbus hörte, dass Saltikow Glogau belagern wolle, gieng, während er die Verwendung des Prinzen Heinrich an der Elbe in Aussicht nahm, auf die Russen los. Er hatte nur 24.000 Mann „zweimal geschlagener Truppen“, wie er selbst sagte,

während ihm 54.000 Mann Linientruppen und 18.000 Croaten und Kosaken entgegentreten konnten. „Trotz des schlechten Zustandes meiner Truppen will ich es doch lieber darauf ankommen lassen, geschlagen zu werden, als dass ich einen festen Ort belagern liesse, der dem Feinde festen Fuss in der Provinz verschaffen, und dessen Verlust mich für den kommenden Winter in die schlimmste Veregenheit versetzen würde.“ — Ärgeres als der König durch den Verlust von Glogau befürchtete, konnte ihm durch eine verlorene Schlacht auch nicht widerfahren.

In der That imponirte Friedrich den Russen durch sein kühnes Auftreten und durch seine geschickten Bewegungen. Es kam zu keiner Schlacht, aber auch nicht zur Einschliessung von Glogau. Der September und ein Theil des Octobers vergiengen darüber und am 24. October marschirten die Russen nach der Weichsel hin zurück, Laudon die Wahl lassend, entweder mit ihnen Winterquartiere in Polen zu beziehen, oder sich nach Belieben einen Rückweg nach Österreich zu öffnen.

Der König, der an einem heftigen Gichtanfall litt, liess sich nach Glogau bringen und vertheilte seine Armee. Er schickte den General Hülsen mit 19 Bataillonen und 30 Schwadronen zum Prinzen Heinrich, beauftragte den Grafen Schmettau, mit 9 Bataillonen und 20 Schwadronen Laudon zu beobachten, der sich selbstverständlich von den Russen getrennt hatte, und schickte Verstärkungen zu Fouqué nach Schlesien.

Während der Zeit, als Friedrich erneuert mit den Russen beschäftigt war, übten Daun und Prinz Heinrich, wie sie es schon im Sommer gethan, an einander die Kunst des Manövrirens in Sachsen. Der Prinz war am 4. October nach Strehla marschirt und hatte sich mit dem Corps des Generals Fink vereinigt; er kam hiedurch auf 69 Bataillone und 103 Schwadronen, womit er der österreichischen Armee, welche, 74 Bataillone und 76 Schwadronen stark, an Dresden gelehnt stand, die Spitze bieten konnte. Daun hatte von Wien aus energische Aufforderung erhalten, Entscheidendes zu unternehmen, aber nach seiner Anschauung der Kriegskunst verlor sich dieser General wieder in Märschen, Manövern und Contre-Manövern. Er wollte durch eine vereinigte Bewegung mit der Reichsarmee Torgau einschliessen, wo der Prinz Stellung genommen hatte: er kam damit nicht zu Stande und zog sich nach Dresden zurück, als er den Abmarsch der russischen Armee und den Marsch des beträchtlichen Detachements erfuhr, welches der General Hülsen nach Torgau führte.

Nach diesen Zwischenfällen übernahm der König die Führung seiner Armee in Sachsen.

Am Morgen des 14. November hatte Daun sein Lager bei Wilsdurf ($1\frac{1}{2}$ Meilen westlich Dresden) aufgehoben; der König schloss

daraus etwas voreilig, dass Daun im Begriffe sei, in die Winterquartiere nach Böhmen zu gehen, und befahl dem General Fink, mit 18 Bataillonen und 35 Schwadronen nach Maxen zu marschiren und den Österreichern die böhmischen Pässe zu verlegen: ähnlich, wie er in dem Wunsche, den Feind vollends zu vernichten, vor der Schlacht von Kunersdorf einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Streitkräfte nach Frankfurt detachirte.

Die Bewegung eines so beträchtlichen Corps beunruhigte den österreichischen Feldherrn; er nahm Stellung bei Plauen, dicht bei Dresden, stellte das Corps des Generals Sincere auf die Höhen bei Hänichen (halbenwegs zwischen Dresden und Dippoldiswalde) und liess die Reichsarmee bei dem Dorfe Giesshübel Stellung nehmen. Der König lagerte am 18. bei Wilsdurf; am selben Tage verstärkte Daun das Corps des Generals Sincere auf 30.000 Mann. Am 19. marschirte dieser General nach Dippoldiswalde und am 20. schloss er den General Fink vollständig ein. Nach einem sehr lebhaften Gefechte zwang er ihn zu capituliren. Die Preussen hatten 3000 Mann Todte oder Verwundete, und 15.000 Mann streckten die Waffen.

Nach dieser ruhmreichen That nahmen die Österreicher ihre Winterquartiere um Dresden; die Reichsarmee hatte die ihrigen in Franken. Der König bezog Cantonnements beiderseits der Elbe, der österreichischen Armee gegenüber.

1760 findet der König die eigene Lage ungemein schwierig. Die Verluste in den vorhergehenden Feldzügen hatten die Elite seiner Truppen vernichtet; die Bevölkerung seiner Staaten erschöpfte sich seine Armee wurde schwächer. In diesem Feldzuge zählte sie kaum 100.000 Mann und darunter Regimenter, die zur Hälfte aus sächsischen Bauern, zur Hälfte aus feindlichen Überläufern bestanden und von Officieren geführt wurden, die man nur zur Noth annahm, weil man keine anderen zu finden wusste. „Doch" — meint der König — „solche nachtheilige Verhältnisse hindern nicht, thätig zu sein, da es nothwendig ist, thätig zu sein; anstatt über den schlechten Zustand zu klagen, beschäftige man sich mit den Mitteln, dem Feinde mit grösserem Nachdrucke Widerstand zu leisten als je zuvor."

Friedrich bildete aus den verfügbaren Streitkräften drei Heere: eines, unter seinem persönlichen Befehl, hatte seine Winterquartiere in Sachsen, den rechten Flügel bei Freiberg, das Centrum bei Wilsdurf, den linken Flügel bei Meissen, mit einem gegen Görlitz detachirten Corps; eines, welches unter Commando des Prinzen Heinrich in Schlesien am Bober und in der Mark an der Oder cantonnirte; und eines, das schwächste von allen, welches unter den Befehlen Fouqué's das Lager bei Landshut besetzt hielt. Ausserdem legte er starke

Garnisonen in die schlesischen Festungen, sowie nach Stettin, Kolberg, Küstrin, Spandau und Magdeburg.

Der Wiener und Petersburger Hof machten ausserordentliche Anstrengungen; ihre Armeen waren beträchtlicher als zuvor: Laudon mit 50.000 Mann befehligte in Schlesien; Daun mit 80.000 Mann, einschliesslich der Reichsarmee, lagerte unter den Wällen von Dresden, und 60.000 Russen unter den Befehlen Saltikow's rückten gegen die Oder heran.

„Was nun die Art und Weise betrifft, in welcher der Krieg weiter geführt werden sollte“, — schreibt Bernhardi, — „gieng man im Rath der verbündeten Höfe natürlich auch in diesem Jahre, wie in den früheren, von den allgemein herrschenden Ansichten über die Art, Krieg zu führen, aus, die ja bis auf Napoleon's Zeit herab maassgebend blieb. Aber wenn man sich auch nicht zu der Einsicht erheben konnte, dass dieser Krieg in einem wesentlich anderen Geiste geführt werden müsse, waren ihrer doch Mehrere, die nachgerade gar wohl begriffen, dass ein Feldzug, auch nach den herkömmlichen, maassgebend erachteten Grundsätzen, mit grösserer Energie und Thätigkeit geführt werden könne, als Daun an der Spitze des österreichischen Heeres bewiesen hatte; dass der Krieg, wenn er zum Ziele führen sollte, auch mit grösserer Entschlossenheit geführt werden müsse, als von diesem Feldherrn zu erwarten stand. Der Staatskanzler Kaunitz war es, der vor Allen diese Überzeugung gewonnen hatte, — und mit dem richtigen Blick und Tact eines wirklichen Staatsmannes hatte er auch in den Reihen der österreichischen Armee den Mann zu finden gewusst, der von rechtswegen an Daun's Stelle treten musste: Laudon, ein Mann, den Kaunitz aus beschränkten, ja dürftigen Lebensverhältnissen rasch emporgehoben hatte; ein Mann von seltener Befähigung als Krieger; ein Mann von hellem, tüchtigem Verstand, schlichtem, redlichem Charakter und festem Willen und — was zu jener Zeit auch einen ganz entschiedenen Werth hatte — ein tüchtiger, in der Schule der Erfahrung gebildeter Naturalist, den keine verkehrte Schulweisheit irre machte. Sehr gern hätte ihn Kaunitz an die Spitze aller Streitkräfte Österreichs gestellt, aber das erschien nicht möglich; Laudon war dem Dienstrange und Patent nach der jüngste aller Feldzeugmeister!“

Es hatte dabei sein Bewenden, dass Daun den Oberbefehl erhielt, so gut nicht nur Kaunitz, sondern auch die Kaiserin wusste, was alles man von diesem Feldherrn nicht erwarten durfte. Indessen sorgte doch Kaunitz wenigstens dafür, dass Laudon ein selbständiges Armee-Commando in Schlesien erhielt.

Die Aufgabe, die den österreichischen Generalen gestellt wurde, war, in diesem Feldzuge die Entscheidung und das ersehnte Ende des Krieges herbeizuführen. Es sollte Schlesien erobert werden. Darauf mussten ihre Operationspläne gerichtet sein.

Der König hingegen wollte zunächst, da seine Kräfte dazu nicht ausreichten, jeder Initiative entsagen; gefasst und bereit zum Kampfe, wollte er auf der Lauer liegen, um gegen den ersten seiner Feinde, der sich eine Blösse gab, einen gewichtigen Schlag zu führen, geeignet, einen der Gegner theilweise zu lähmen und die Pläne Aller nachhaltig zu durchkreuzen. — „Wenn ich gegen die Russen marschire und sie nicht innerhalb der ersten vierzehn Tage schlage, wird die grosse Entfernung es mir unmöglich machen, rechtzeitig herbeizueilen und Neisse zu Hilfe zu kommen. Wenn ich die schlesische Armee in zwei gleiche Hälften theile, wird eine jede von ihnen höchstens 28.000 Mann stark sein, und beide genöthigt, sich auf der Vertheidigung zu halten, und wenn man überall schwach ist, so läuft man Gefahr, von allen Seiten geschlagen zu werden; wenn man auf einer Seite eine ansehnliche Heeresmacht vereinigt hat, muss man sie dazu verwenden, sich Eines Feindes zu entledigen, um dann eilen zu können, sich einem anderen zu widersetzen, wie mir das öfter geglückt ist, und wenn ein Unglück geschieht, ist man eben mit Einem Schlage zu Boden geschlagen, während man sicher vier Monate später zu Grunde geht, wenn man nichts gewagt hat. Wenn aber ein Schlag gelingt, gewinnen unsere Angelegenheiten ein freundlicheres Ansehen.“

Der König hatte, diesem Gedanken entsprechend, seine Streitkräfte derart gruppirt, dass bei einiger Entschlossenheit und Geschicklichkeit er selbst es mit Daun, der Prinz Heinrich aber mit den Russen aufnehmen konnte. Für Fouqué, der gegen Laudon stand, blieb nun allerdings nur wenig übrig; doch rechnete der König, wie erwähnt, darauf, dass es entweder ihm oder dem Prinzen rechtzeitig gelingen werde, Fouqué zu helfen. — Der König wartete also zunächst ab, was seine Gegner beginnen würden.

Am 31. Mai kam Laudon, der schon vor Eröffnung des eigentlichen Feldzuges einen Versuch gegen Kosel machte, dann aber zu Berathungen nach Wien abberufen wurde, von Kosteletz her nach drei starken Märschen in Frankenstein an. Er liess Glatz beobachten und entsendete in den nächsten Tagen ein stärkeres Detachement gegen Schweidnitz. Dies veranlasste Fouqué, das Lager bei Landshut zu räumen, indem er seine Verbindungen mit Schweidnitz und Breslau bedroht sah. Am 7. Juni schloss Laudon Glatz ein; da aber Fouqué vom König den Befehl erhielt, wieder nach Landshut zu gehen, und auch am 17. mit 16 Bataillonen und 14 Schwadronen dorthin marschirte, so schloss Laudon ihn mit 52 Bataillonen und 75 Schwadronen ein. Am 23. warf er ihn in einem sehr lebhaften Gefechte bis auf den Galgenberg zurück. Das kleine Corps Fouqué's wehrte sich aus Leibeskräften und versuchte schliesslich, als die Munition auf die Neige gieng, sich durchzuschlagen. Aber jeder einzelne Haufe wurde gesprengt,

niedergehauen oder gefangen genommen, Fouqué selbst schwer verwundet. Von 10.500 Mann entkamen nur 1500 einzeln in die Wälder; etwa 1000 blieben todt; der Rest fiel, grossentheils verwundet, in Gefangenschaft.

In Sachsen blieb Daun in seiner Stellung bei Dresden vorläufig nnthätig. Thatsächlich gestaltete sich seine Aufgabe zunächst dazu, dass er einen Marsch des Königs nach Schlesien zu verhindern hatte. Er wartete also ab, bis Friedrich etwas unternehmen würde, was Gegenmaassregeln nothwendig machte. Die Reichsarmee wurde aus Franken erwartet, marschirte aber wie immer sehr langsam heran.

Der König, der seine Armee bei Meissen concentrirt hatte, war in hohem Maasse für Schlesien besorgt; denn auf die gegen die Russen verwendete Armee des Prinzen Heinrich war dort mit einiger Verlässlichkeit nicht zu rechnen, und Fouqué allein war zu schwach, um Schlesien vertheidigen zu können. Es drängte Friedrich dahin aufzubrechen, doch blieb dann nichts in Sachsen. Nur wenn es ihm gelang, Daun zu schlagen, konnte er Zeit und Gelegenheit finden, um in Schlesien schützend einzugreifen.

Der König wollte auf das rechte Elbe-Ufer übergehen nnd Daun womöglich in eine Schlacht verwickeln. Er rechnete in einem an den Prinzen Heinrich gerichteten Briefe vom 6. Juni: „Daun hat mir gegenüber 61 Bataillone und 140 Schwadronen, wovon er genöthigt sein wird, 24 Bataillone und gewiss auch 40 Schwadronen zurück zu lassen, um sowohl die Schanzen bei Plauen als die Stadt Dresden besetzt zu halten, so dass er also jenseits der Elbe nur die 37 Bataillone und 90 Schwadronen verwenden kann, die ihm übrig bleiben. Jetzt ist nun also nach meiner Ansicht der günstigste Augenblick, um zu handeln, den ich vielleicht im Laufe des ganzen Feldzuges finden werde, — erstens: weil ich über die Elbe gehen kann, ohne befürchten zu müssen, dass die Reichstruppen auf Leipzig, Halle und alle diese Orte marschiren könnten; zweitens: weil mir, wenn ich Hülsen mit 16 Bataillonen und 24 Schwadronen in meinem verschanzten Lager bei Meissen zurücklasse, 36 Bataillone und 70 Schwadronen bleiben, die ich gegen den Feind verwenden kann; während des ganzen Krieges sind wir aber niemals dem Feinde in diesem Grade an Zahl gleich gewesen; wenn ich mich nun in Bewegung setze, als ob ich den Weg nach Schlesien einschlagen wollte, wird sich Daun ohne Zweifel widersetzen wollen; wenn wir bei dieser Gelegenheit so glücklich sind, uns im Marsch zu begegnen, nnd dann die Österreicher geschlagen werden, dann wird mich nichts abhalten, nach Schlesien zu eilen; wenn ich aber das Unglück habe, geschlagen zu werden, dann trifft uns eben nur das Unglück, das ich erlitten hätte, wenn ich unthätig geblieben wäre.“

Am 15. Juni gieng der König über die Elbe; am 18. marschirte er nach Radeburg, wo seine Vortruppen jenen Lacy's begegneten. Daun war ebenfalls auf das rechte Ufer der Elbe herübergekommen; er nahm Stellung bei Reichenberg (südlich von Radeburg an der von Dresden nach Grossenhayn führenden Strasse); Lacy gieng auf Radeburg zurück. Der König, welcher an Daun's Armee nicht vorbeimarschiren konnte, konnte Lacy nicht folgen; Daun's Stellung war ihm aber zu stark, um den Angriff zu wagen. „Es ist gewiss“, — schreibt Friedrich am 19. an seinen Bruder, — „dass Daun die Reichsarmee erwartet; sie soll den 22. d. M. bei Dresden eintreffen, und ich glaube, dass auch er sich am 22. oder 23. dorthin begeben wird; der einzige Entschluss, der mir dann zu fassen bleibt, ist, dem Daun durch Gewaltmärsche nach Schlesien zuvorzukommen, so dass ich mich in sechs oder sieben Märschen bei Bunzlau befinde und den 29. am Bober, wo ich suchen werde, Fouqué an mich heranzuziehen, indem ich meinen weiteren Marsch auf Schweidnitz richte.“

Doch kam dieser Plan nicht sofort zur Ausführung. Eben in diesen Tagen schienen Nachrichten aus Constantinopel eine grossartige Veränderung der politischen Weltlage anzukündigen, die auch die eigentlich militärischen Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatze wesentlich anders gestalten konnte. Der König hielt es für möglich, dass schon im Juli ein Theil der österreichischen Truppen nach Ungarn in Bewegung gesetzt werde. Er sah sich dadurch veranlasst, zunächst nicht auf dem Wege nach Schlesien weiter zu marschiren, sondern im Gegentheil — am 26. — näher an die Elbe zurückzugehen.

Aber ganz andere Nachrichten als die erwarteten hoffnungsreichen trafen den König: die Kunde von der Niederlage Fouqué's. — Der vorige Feldzug endete mit der Capitulation Fink's bei Maxen; der neue wurde mit der Vernichtung Fouqué's begonnen! Fink wurde vom König streng behandelt, Fouqué, der sich bis zum Äussersten gewehrt hatte, hoch in Ehren gehalten und den versammelten Officieren als ein erhabenes Beispiel bezeichnet.

Inzwischen war auch die Reichsarmee, 17.000 Mann stark, bei Dresden eingetroffen, und in Schlesien schickte sich Laudon nach seinem schönen Gefechte bei Landshut an, Glatz zu belagern. Der König nahm den Plan, nach Schlesien zu marschiren, wieder auf. — „Ich lasse“ — schreibt er am 30. Juni an seinen Bruder — „den General Hülsen in meinem Lager bei Meissen. Da Daun mir ohne Zweifel folgen wird, werde ich so viel als möglich suchen, unterwegs mit ihm handgemein zu werden. — — Sie werden überrascht sein, zu hören, dass ich meinen Marsch auf Krakau (nordwestlich von Königsbrück), Kamenz und Bautzen richte; aber ich denke dadurch Daun in solcher Weise zu umgehen, dass sich zwischen mir und ihm

ein Arrièregarden-Gefecht entspinnt, in dem ich suchen werde, ihn von Dresden abzuschneiden, — oder auch eine Hauptschlacht mit ihm herbeizuführen."

Die Motive, die den König leiteten, sind dieselben wie die, als er das frühere Mal nach Schlesien gehen wollte. „Der König will es dort nicht mit den beiden österreichischen Armeen zugleich aufnehmen, ohne vorher einen namhaften Sieg, womöglich über Daun selbst, davongetragen zu haben. Er wusste", — schreibt Bernhardi, — „dass er sich zwischen zwei Armeen hineinwagen musste, deren jede der seinigen an Zahl überlegen war, und er wusste sich auch Rechenschaft zu geben, um wie viel die gefährliche Lage, in die er sich begeben musste, erleichtert sein würde, wenn eine von diesen beiden Armeen eine bereits geschlagene, geschwächte und moralisch eingeschüchterte war, wie entschieden ein Sieg, der über die eine von beiden erfochten war, mässigend und ernüchternd auch auf die andere Einfluss üben werde. — Überhaupt aber bedurfte Friedrich in seiner Lage, um sich halten zu können, einer entschiedenen, anerkannten moralischen Überlegenheit, und nach allem Unglück, das die preussischen Heere seit Kunersdorf erfahren hatten, namentlich nach den Schlägen bei Maxen und Landshut, eines Sieges, um sie glänzend wieder herzustellen."

Am 2. Juli brach das preussische Heer auf; der König marschirte mit seiner Hauptmacht, die wohl nicht ganz 34.000 Mann zählte, in die Nähe von Königsbrück. Daun war den Aufbruch der Preussen sofort gewahr geworden, bald auch, dass sie die Richtung nach Schlesien eingeschlagen hatten. Er liess Lacy mit seinem Corps vorrücken, um den König zu beobachten, und eilte in Gewaltmärschen der schlesischen Grenze zu; er war am 5. bei Bautzen, am 6. bei Reichenbach, am 7. bei Görlitz und schon am 8. gieng er bei Naumburg über den Queis und bezog östlich dieses Ortes ein Lager bei Ottendorf. Auf dem Marsche, der am 6. bei Leichnam (nördlich von Bautzen) über die Spree führen sollte, erfuhr der König, dass Daun bereits in der Richtung an den Bober weiter marschirt sei. Es schwand die Hoffnung, ihn einzuholen und zur Schlacht zu zwingen. Der König gab sofort dem Marsche eine veränderte Richtung auf die Hauptstrasse zu, die von Dresden nach Görlitz und Schlesien führt, liess sein Heer bei Nieder-Gurkau über die Spree gehen und nahm Stellung auf den Höhen bei Klein-Bautzen und Krekwitz (ungefähr 1 Meile nordöstlich von Bautzen). Hier stand der König nun zwischen Daun und dem General Lacy, der in der Gegend von Bischofswerda zurückgeblieben war und der ihm, wenn der Marsch nach Schlesien fortgesetzt wurde, auf der Spur folgen und durch stets erneute Angriffe auf den Nachtrab lästig werden konnte.

Insofern es darauf abgesehen war, dem Feldmarschall Daun in Schlesien zuvorzukommen, und insofern die Absicht dahin gieng, ihn

unterwegs in eine Schlacht zu verwickeln, musste der König sein Unternehmen als verfehlt ansehen. Er warf sich sofort auf einen anderen Plan. Er sagt in seiner eigenen Geschichte des Krieges: „Die Lage des Königs war eine derartige, dass er Alles versuchen, Alles wagen musste, um sich eine moralische Überlegenheit über den Feind zu verschaffen.“ — Wenn er Lacy schlug und rechts der Elbe nach Böhmen zurückwarf, dann die Reichsarmee besiegte und vollends Dresden eroberte, dann war diese Überlegenheit, auch ohne Sieg über Daun selbst, gewiss in imposanter Weise neu begründet, und die Feinde wurden doppelt behutsam.

Der König dachte, dass Glatz, welches Laudon belagerte, sich länger halten werde, als Dresden sich halten konnte. Die Festungswerke von Dresden waren schon an sich sehr mangelhaft, und man konnte glauben, dass die Österreicher die Hauptstadt des sächsischen Verbündeten nicht gerade sehr hartnäckig vertheidigen würden, damit der Stadt und dem Hof das Ungemach einer Belagerung erspart werde. Es liess sich also wohl rechnen, dass es möglich sein werde, nach Ausführung der neuen Pläne noch rechtzeitig zum Entsatze von Glatz in Schlesien zu erscheinen.

Am 8. Juli liess der König seine Armee bei Bautzen über die Spree gehen; am nächsten Tage sollte Lacy angegriffen werden. Doch Lacy hielt nicht Stand; er wich gegen Dresden und durch diese Stadt auf das linke Elbe-Ufer zurück. Ebenso hielt die Reichsarmee nicht Stand; sie gieng, nachdem sie die Besatzung von Dresden auf 14.000 Mann verstärkt hatte, nach Dohna (westlich von Pirna), wo sie sich mit Lacy vereinigte. Blieb nur mehr der Anschlag auf Dresden übrig; denn „wenn ich nun zum Angriff gegen Lacy und die Reichsarmee weiter vorrückte, — die würden ausweichen bis nach Prag; ein solches Unternehmen würde also zu gar nichts führen“. — Am 12. wurde Dresden eingeschlossen, am 15. das Feuer gegen die Werke eröffnet.

Der Feldmarschall Daun hatte Laudon ersuchen lassen, die Belagerung von Glatz einstweilen noch aufzuschieben, wahrscheinlich damit über dessen Armee frei verfügt werden könne, für den Fall, dass es dem Könige gelang, sein Heer nach Schlesien zu führen. Laudon stand nicht unter Daun's Befehlen; er war im Gegentheil ausdrücklich von Wien aus verständigt worden, dass er durchaus selbständiger commandirender General sei; doch war er auch aufgefordert worden, stets in gutem Einvernehmen mit Daun zu handeln, — und schon der eigene redliche Charakter machte ihm das im allgemeinen Interesse Österreichs zur Pflicht. Er lies demgemäss Glatz nur von wenigen Truppen leicht eingeschlossen und verweilte mit seiner Hauptmacht in der Stellung bei Landshut.

Als der König in der Richtung nach Schlesien aufgebrochen war, wurde Laudon von Daun aufgefordert, wenigstens bis Goldberg vorzurücken. Dorthin marschirte er denn auch am 7. Juli und am 8. darauf nach Hochkirch bei Liegnitz.

Daun scheint vollkommen überzeugt gewesen zu sein, dass er in seiner Stellung bei Ottendorf dem Könige den Weg nach Schlesien unbedingt versperre, so zwar, dass er jetzt bei einer Zusammenkunft mit Laudon diesen seinerseits aufforderte, die Belagerung von Glatz thätig zu betreiben. Laudon entsendete nun auch mehr Truppen nach Glatz, während er mit seiner Hauptmacht bei Hochkirch stehen blieb. Im Übrigen wollten beide Feldherren einträchtig zusammenwirken, um den König von Schlesien fern zu halten. Sie hofften, dass dann Breslau durch die Russen erobert werden könne, wie Glatz und Schweidnitz durch die Österreicher.

Schon am 10. wusste Daun, dass der König sich gegen die Elbe zurückgewendet habe, aber er wollte nicht glauben, dass damit ein Versuch auf Dresden beabsichtigt sein könnte, und sah keinen Grund darin, die eigene gute Stellung zu verlassen. Erst auf die entschiedenste Weisung von Wien aus, Dresden zu schützen, und auf die Nachricht Lacy's hin, dass, wenn Daun nicht ehestens mit einer hinlänglichen Armee zu Hilfe komme, nichts gewisser sei als der Verlust Dresden's sammt seiner Besatzung, liess er sich herbei, wieder an die Elbe zu marschiren.

Am 15. Juli brach Daun von Ottendorf auf; in fünf Tagen legte er nun 20 Meilen zurück. Am 19. erschien sein Heer auf den Höhen des rechten Ufers der Elbe, bei Weissig, nur 1 Meile von Dresden entfernt. Daun konnte sich von dort aus in der That überzeugen, dass das Bombardement von Dresden begonnen hatte, und dass ein bedentender Theil der Stadt bereits in Flammen stand.

Der König wurde natürlich Daun's Anwesenheit sofort gewahr, — beschloss aber dennoch, die Belagerung fortzusetzen. „Entweder muss Daun mich schlagen, oder ich nehme ihm Dresden vor seiner Nase", — schreibt der König am 19. als Nachschrift in einem Briefe an seinen Bruder, in welchem er mittheilt, dass, wenn Daun auf das linke Elbe-Ufer herüberkomme, er den Prinzen von Holstein, der die Einschliessung Dresden's auf dem rechten Elbe-Ufer befehligte, mit einem Theile der Kraft an sich ziehen und nun abwarten werde, was Daun beginnen wolle.

Doch ehe dieser Tag — der 19. Juli — zu Ende gieng, änderte sich die Lage. Die Vortruppen des Prinzen von Holstein wurden angegriffen und zurückgeschlagen. Der Prinz schwebte in augenscheinlicher Gefahr, von grosser Übermacht erdrückt zu werden. Noch in derselben Nacht liess ihn der König auf das linke Elbe-Ufer hinüber

gehen. Dresden war am rechten Ufer frei, und Daun konnte mit der Besatzung in Verbindung treten.

Dennoch wollte der König von der Belagerung nicht ablassen; besonders wollte er auf die Schlacht nicht verzichten, zu der die Belagerung führen sollte. Er liess am 20. unmittelbar vor Dresden nur 5 Bataillone zurück, um die Belagerung fortzusetzen; mit der Hauptmacht seines Heeres bezog er eine Stellung, aus der es möglich war, Daun anzufallen, sobald derselbe, wie es nach den hergestellten Brücken den Anschein hatte, bei Pirna die Elbe überschritt.

Daun aber beschränkte sich darauf, in der Nacht vom 21. zum 22. einen Ausfall aus Dresden unternehmen zu lassen. Derselbe wurde zwar zurückgeschlagen, aber der König musste nun die Überzeugung gewinnen, dass eine Fortsetzung der Belagerung nicht mehr thunlich sei, da ein Theil der österreichischen Armee unmittelbar bei Dresden lagerte, Laufgräben und Batterien zu jeder Stunde mit überwältigender Überlegenheit angegriffen werden konnten, und ausserdem sein Munitions-Vorrath nahezu erschöpft war. Am 22. liess er die Geschütze aus den Batterien ziehen, am 23. schrieb er seinem Bruder, dass dieses Unternehmen verfehlt sei, — aber am folgenden Tag schon: „Ich verzichte noch nicht ganz auf die Hoffnung, dass es mir gelingen kann, hier einen glücklichen Streich zu führen.“

Indessen traf den König eine neue Unglücksbotschaft: Glatz war gefallen!

Erst am 20. Juli waren vor dieser Feste die Laufgräben eröffnet worden. Laudon, der die Belagerung dem Feldzeugmeister Harsch übertragen hatte, kam am 25. vor Glatz an, um der Eröffnung des Feuers persönlich beizuwohnen. Am 26. fiel die Festung durch einen mit grosser Entschlossenheit benützten Glücksfall in Laudon's Hände. — Nach diesem bedeutenden Erfolge schloss Laudon am 31. Juli Breslau ein. — Der König aber nahm den Plan, nach Schlesien zu marschiren, wieder auf.

Die russische Armee, unter den Befehlen Saltikow's, kam in den ersten Tagen des Juni an der Weichsel und am 17. Juli bei Posen an. Gegen sie stand der Prinz Heinrich, dem es zufiel, durch eine entschlossene That einen der vielen Feinde, die sich herandrängten, ganz oder theilweise zu beseitigen. „Aber dazu war“ — wie Bernhardi schreibt — „Prinz Heinrich der Mann nicht. Er war ein- für allemal davon überzeugt, dass sein Bruder diesen Krieg thöricht, muthwilliger Weise herbeigeführt und noch dazu sehr verkehrt angefangen habe. Der Krieg blieb seiner Meinung nach ein vollkommen hoffnungsloser, der zum Untergang führen musste, wenn der König nicht noch zur rechten Zeit Schlesien und vielleicht auch noch andere Gebietstheile abtreten wollte, um den Frieden, gleichviel welchen, einzuhandeln.“

„Diese missbilligende und zugleich vollkommen hoffnungslose Ergebung in ein für unvermeidlich gehaltenes Schicksal war jedenfalls nicht die Stimmung, die ihn zu kühnen Thaten begeistern konnte, selbst wenn er sonst der Mann gewesen wäre, Grossartiges zu verrichten."

Der Prinz zog verfrüht, entgegen dem Wunsche und Rathe des Königs, seine Kräfte an der Warthe zusammen, entblösste dadurch Schlesien und bereitete dem König grosse Verlegenheit; dann führte er, wie er es im vorigen Jahre der Reichsarmee gegenüber in Sachsen gethan hatte, einen kunstreichen, methodischen Manöverkrieg, in dem es auf wesenlose Demonstrationen abgesehen war, aus denen sich nur dann irgend etwas ergeben konnte, wenn der Feind „dupe" des leeren Gebahrens wurde.

Gewiss, gleich zu Anfang des Feldzuges zwei Fünftheile der preussischen Streitkräfte von dem entscheidenden Kriegsschauplatze weg an die Warthe zu entsenden, damit sie zu solchen Künsten verwendet werden, — das musste Grund genug sein, den König zu erbittern. Aber dem Prinzen Heinrich gegenüber hatte er eine unerschöpfliche Geduld. Er wollte ihm das Armee-Commando nicht abnehmen und wusste, dass aus der Ferne ertheilte bestimmte Verhaltungsbefehle eher schaden als nützen. Er begnügte sich damit, immer wieder von Neuem im maassvollsten Tone dem Prinzen auseinanderznsetzen, „dass es nur Eine Möglichkeit gibt, sich der Russen zu entledigen, nämlich, da sie ihre Streitkräfte in zwei Corps getheilt haben, auf Eines der beiden loszugehen, gleichviel auf welches, oder auf dasjenige, das Ihnen am besten gelegen kömmt, und es tüchtig zu schlagen; das wird anch das andere einschüchtern und uns Zeit gewinnen lassen"; — oder später, am 25. Juli, als der Versuch auf Dresden gescheitert war: „In der Lage, in der wir nns Beide befinden, mein geliebter Bruder, ist es unerlässlich, dass die Dinge zu einer entscheidenden Schlacht kommen, sei es auf Ihrer Seite, sei es auf der meinigen; wir können unbedingt nicht länger vermeiden, uns zu schlagen; das ist, was ich Sie bitte, sich fest einzuprägen, sowie dass es eine unbedingte Nothwendigkeit ist, dass die Dinge zu einem entscheidenden Treffen kommen; wo nicht, so verkommen wir von selbst, wir verzehren uns in nns selbst, und am Ende werden die Dinge sich sehr viel schlimmer gestalten, als wie sie jetzt stehen; — also lassen wir nns das gesagt sein, und meiden wir nicht die Gelegenheit, die uns znr Entscheidung führen kann, denn durch Zaudern laufen wir Gefahr, dem Untergang zu verfallen. Ich hätte die Gelegenheit, die Dinge hier zu einer Schlacht gegen Daun bringen zu können, als eine Gunst des Glücks aufgenommen; — ich werde Daun bekämpfen, sei es bei dem Übergang über die Elbe, sei es wenn ich in Schlesien eindringen will;

seien Sie überzeugt, dass die Dinge sich nicht ohne das entwirren werden, denn ich würde mich vor allen rechtlichen Leuten verantwortlich machen, wenn ich hier mit gekreuzten Armen weilen wollte, während alle meine Staaten der dringendsten Gefahr ausgesetzt sind"; — und vier Tagen später: „Ich ersehe mit Betrübniss aus Ihren Briefen, dass Sie sich die Dinge stets von der schlimmsten Seite vorstellen: ich bitte Sie um Gottes Willen, theuerster Bruder, sich die Dinge nicht stets von der schlimmsten und schwärzesten Seite vorzubilden und nicht dadurch Ihren eigenen Geist in eine so ausgesprochene Unsicherheit und Unentschlossenheit zu stürzen; — entscheiden Sie sich lieber für etwas Bestimmtes, wofür Sie wollen, denn das überlasse ich Ihnen ganz; aber wenn Sie sich für etwas entschieden haben, was es auch sei, dann bleiben Sie fest dabei und führen Sie es mit Nachdruck aus, ohne weiter zu schwanken. — Die Dinge sind in einer solchen Lage, dass es besser ist, einen schlechten Entschluss zu fassen, als gar keinen[1])."

Doch der König predigte tauben Ohren. Man bläst Niemandem, der die Entschlossenheit nicht in sich trägt, die Überzeugung und die Kraft ein, eine entscheidende That zu verrichten.

Prinz Heinrich hatte 66 Bataillone und 77 Schwadronen unter seinem Commando; er selbst traf mit dem Gros seiner Armee am 19. Juni in Landsberg ein, grössere Heerestheile hatte er bei Frankfurt an der Oder und bei Dramburg in Pommern stehen. In dieser ausgedehnten Stellung wartete er auf Zeit und Gelegenheit, seine strategische Kunst zu entfalten. Am 12. Juli liess er auf die Nachricht hin, dass die Russen bei Posen über die Warthe gehen, seine Armee ebenfalls diesen Fluss überschreiten, um die Bewegungen der Russen zu beobachten. Saltikow, dessen Armee erst am 17. Juli bei Posen vereinigt war, entschloss sich nach mehreren verschiedenen Manövern, gegen die obere Oder zu marschiren, um sich bei Breslau mit Laudon zu vereinigen. Der Prinz Heinrich kam ihm aber zuvor: er gieng bei Glogau auf das linke Ufer der Oder und marschirte in Gewaltmärschen nach Breslau, dessen Einschliessung Laudon, besorgt, zwischen dem Lohe-Flusse und den Festungswerken eingeklemmt und in dieser misslichen Stellung zu einer Schlacht gezwungen zu werden, aufhob.

Trotz dieses Erfolges war dem Prinzen in seiner Stellung bei Breslau sehr unheimlich zu Muthe; Laudon weilte auf dem linken Oder-Ufer in bedrohlicher Nähe, während auf dem rechten die Russen mit entschiedener Übermacht heranrückten. Der Prinz schrieb an den

[1]) Man vergleiche mit des Königs Worten Montecuccoli's Lehre: „Après la résolution une fois prise, ne plus écouter ni doutes ni scrupules, et supposer que tout le mal qui peut arriver n'arrive pas toujours."

König: „Ich gestehe, wenn ich die Schwierigkeiten vorhergesehen hätte, die mir in diesem Feldzuge begegnen, und denen ich noch entgegensehe, hätte ich Sie gebeten, mir einen Auftrag zu erlassen, dem zu entsprechen ich als unmöglich ansehe." Worauf der König später — am 9. August — antwortete: „Es ist nicht schwer, Leute zu finden, die dem Staate in glücklichen Zeiten dienen, wenn alles leicht von Statten geht; die guten Bürger aber sind diejenigen, die dem Staate in Zeiten der Gefahr und des Unglücks dienen; — der dauernde Ruf wird nur dadurch gegründet, dass man schwierige Dinge ausführt, und je schwieriger sie sind, desto mehr ehren sie; ich glaube daher nicht, dass es Ernst ist, was Sie mir schreiben; gewiss können wir, weder Sie noch Ich, in der gegenwärtigen Lage für die Ereignisse einstehen, aber wenn wir gethan haben, was wir konnten, wird uns das eigene Gewissen und die öffentliche Stimme Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Der Prinz musste sich indessen bei Breslau zu weiterer Thätigkeit entschliessen; denn Laudon war am 7. August nach Striegau zurückgegangen, aber die Russen kamen näher heran. Der Prinz gieng durch Breslau auf das rechte Oder-Ufer und nahm an der alten Oder Stellung. Die Russen dachten aber nicht daran, den Prinzen anzugreifen; sie zogen sich wieder etwas zurück, angeblich sehr empört über die Österreicher, die sie nicht bei Breslau vorgefunden hatten, durch deren Schuld, wie sie vorgaben, die Operation verfehlt war. —

Zur Zeit, als der König die Nachricht von dem Verluste der Festung Glatz erfahren hatte — 28. Juli —, entschloss er sich sofort nach Schlesien abzumarschiren. 19 Bataillone und 20 Schwadronen liess er unter Commando des Generals Hülsen in Sachsen zurück.

Daun, der von Wien aus dringendst ermahnt wurde, den König nicht über die Elbe zu lassen, oder ihn doch jedenfalls unterwegs anzugreifen, ehe er Schlesien erreichte, konnte sich zu Ersterem nicht entschliessen; er wollte aber dem König den Weg nach Breslau an der Katzbach verlegen. Er brach also, Lacy mitnehmend, ebenfalls von Dresden auf.

So marschirten denn nun wieder die beiden Armeen auf parallel laufenden Linien nach Schlesien, wie auf dem ersten unterbrochenen Marsch dorthin: die Österreicher auf der Hauptstrasse über Bautzen und Görlitz, — die Preussen über Königsbrück, Kamentz, bei Nieder-Gurka (nördlich von Bautzen) über die Spree, bei Lissa (nördlich von Görlitz) über die Neisse nach Bunzlau. Daun zog voran; er war am 3. August in Bautzen, den 5. in Görlitz. Der König folgte gleichsam in der Mitte, und Lacy bildete wieder den Schluss, diesmal aber sich in grösserer Entfernung vom König haltend.

Daun hatte bereits am 5., ehe er den Marsch nach Görlitz antrat, erfahren, dass der Prinz Heinrich auf seinem Marsche (nach Breslau) Parchwitz und Liegnitz erreicht, Laudon aber die Einschliessnng von Breslau aufgegeben habe. Nun hielt er es nicht mehr für möglich und mit Rücksicht auf den Umstand, dass er zwischen zwei Feuer kommen konnte, für zu gefährlich, dem König an der Katzbach den Weg nach Breslau zu versperren. Er wendete sich am 6. von Görlitz naeh Löwenberg, forderte einerseits Laudon auf, nach Jauer, oder — besser noch — nach Goldberg heranzurücken, und anderseits Lacy, sich der Hauptarmee zu nähern. So hoffte er Schweidnitz zn decken und in die Lage zu kommen, den Feind mit gesammter Macht zu empfangen, oder auch ihn bei der ersten Gelegenheit, die eine Möglichkeit dazu böte, mit gesammter Macht anzugreifen, — eventuell, wenn der König über die Oder gehen und sich mit dem Prinzen Heinrich vercint auf die Russen werfen sollte, diesen Strom zu überschreiten und der preussischen Armee in den Rücken zu kommen.

Der König hatte, aus der Gegend von Meissen aufbrechend, in 6 Tagen, in steter Gefechtsbereitschaft marschirend, mehr als 20 Meilen zurückgelegt. Er traf am 7. in Bunzlau ein und musste am 8. seinen Truppen Ruhe gönnen.

Friedrich sah sich nun allen den Schwierigkeiten gegenübergestellt, die er vorausgesehen hatte für den Fall, dass es ihm nicht gelang, in Sachsen, ehe er nach Schlesien aufbrach, einen Sieg über Daun zu erfechten. Er hatte nicht viel über 30.000 Mann bei sich und stand vor der Aussicht, den vereinigten österreichischen Heeren unter Daun, Lacy und Laudon, die er selbst auf 80.000 Mann schätzte, zu begegnen. Trotzdem schrieb er zu dieser Zeit an seinen Bruder: „Allem Anschein nach werden sich die Dinge hier in wenigen Tagen entscheiden; wir werden für die Ehre kämpfen und für das Vaterland ein Jeder wird das Unmögliche thun, um zu siegen, und die überlegene Zahl der Feinde erschreckt mich nicht."

Die Armee des Königs hatte nur mehr bis 18. August Brod. Bis zu dieser Zeit musste sie von Bunzlau aus entweder nach Breslau oder nach Schweidnitz durchdringen, wo sie Vorräthe fand. Trotz des am 8. gehaltenen Rasttages hatte der König am 9. Liegnitz und mithin auch den Weg nach Breslau frei gefunden. Ein Theil seiner leichten Truppen besetzte auch thatsächlich an diesem Tage Liegnitz. Aber der König, der bei seinem Aufbruche aus Sachsen die Absicht gefasst hatte, auf Schweidnitz zu marschiren, blieb bei diesem Vorhaben. Er wollte am Fusse des Gebirges, entlang an der österreichischen Armee, die er bei Löwenberg wusste, vorbei, nach Jauer und Schweidnitz marschiren.

Am 9. August brachen beide Heere, das österreichische von Löwenberg, das preussische von Bunzlau aus, nach der Gegend von

Goldberg auf. Das erstere war dem letzteren zuvorgekommen, der directe Weg nach Jauer dem König versperrt. Der König zog sich weiter nordwärts an die Katzbach und am 10. nach Liegnitz. Aber auch Daun war nicht ruhig stehen geblieben. Er gieng auf dem rechten Ufer der Katzbach ebenfalls nordwärts und versperrte mit der Hauptmacht die von Liegnitz nach Jauer führende Strasse, während der von Striegau angekommene Laudon die aus Liegnitz nach Osten führenden Wege verlegte und Parchwitz durch detachirte Truppen besetzte.

Der König wandte sich nun dem Plane zu, um den linken Flügel der Österreicher herum nach Jauer zu gelangen. Dazu liess er am 10. Abends seine Armee die Katzbach aufwärts zu einem Marsch aufbrechen, der in Einem Zuge bis in die Gegend von Jauer fortgesetzt werden sollte. Als aber die Spitzen seiner Colonnen mit der Morgendämmerung ungefähr eine Meile östlich von Goldberg über die Katzbach gehen sollten, gewahrte man Lacy's Corps, welches Tags zuvor von Löwenberg her angekommen war. Der Flussübergang unter dem Feuer der Batterien Lacy's schien zu gewagt. Die preussische Armee rückte an der Katzbach weiter aufwärts, um den Fluss in der Nähe von Goldberg zu überschreiten. Dies benützte Lacy zum Rückzug in die Gegend von Jauer. Auch Daun hatte sich im Laufe des Tages dahingezogen, während Laudon dio Stellung, welche die österreichische Hauptarmee südlich von Liegnitz inne hatte, einnahm. Es waren also neuerdings alle directen Wege nach Jauer durch eine grosse Übermacht versperrt.

Der König, der am 11. bis Seichau (ungefähr eine Meile östlich von Goldberg an der nach Jauer führendon Strasse) gekommen war, dachte noch einen Augenblick daran, den linken Flügel des Foindes weiter südwärts über's Gebirge zu umgehen; doch die Wege erwiesen sich als zu schlecht, und auch dort war die Gegend durch ein detachirtes feindliches Corps bewacht.

Daun war zur Schlacht entschlossen. Im Lager des Königs wurde wahrgenommen, dass er mit zahlreichem Gefolge die preussische Stellung recognoscirte; Überläufer, eine damals in allen Armeen gebräuchliche Erscheinung, sagten aus, dass die österreichischen Truppen Befehl hatten, sich zum Angriff bereit zu machen. Der König musste die ganze Schwere der Lage empfinden. Eine Gelegenheit, irgend einen Theil des Feindes mit Vortheil anzugreifen, wollte sich nicht zeigen, — der Gefahr aber, von einer dreifachen Übermacht angegriffen zu werden, durfte sich der König nicht aussetzen, — und dennoch wollte er dem Feinde keinen Vortheil zugestehen, das Feld nicht räumen.

In der Geschichte der Kriege dürfte es nicht viele Situationen geben, wo der eine Theil so, wie Friedrich hier und früher bei Leuthen, mit vollem Bewusstsein um Sein oder Nichtsein spielte, ohne eine

andere Chance für sich zu haben als die Kühnheit und Entschlossenheit der eigenen Persönlichkeit.

Der König hrach am Abend des 12. von Seichau auf und führte sein Heer vermöge eines Nachtmarsches in das frühere Lager bei Liegnitz zurück. Dadurch gewann er für den Augenhlick die Initiative, indem er den auf seine Stellung bei Seichau heahsichtigten Angriff vereitelte. Zugleich aher erwachte bei ihm — merkwürdiger Weise erst jetzt — der Gedanke, dass vor allen Dingen die heiden preussischen Armeen, seine eigene und die des Bruders, vereinigt werden müssten, um sie in ihrer Gesammtheit zu verwenden, entweder gegen die Österreicher oder gegen die Russen. Dieser Vereinigung, welche wahrscheinlich leicht gelungen wäre, wenn der König am 9. von Bunzlau aus direct nach Breslau marschirt wäre, standen jedoch nunmehr grosse Schwierigkeiten im Wege; denn so vollständig waren alle Verbindungen in den Händen der Österreicher, dass der König sich am 13. veranlasst sah, einen Jeden, der seinem Bruder einen Brief üherhrachte, mit 300 Thalern, einer damals sehr hedeutenden Summe, zu helohnen.

Die österreichischen Streitkräfte hatten sich im Laufe des 13. wieder in die früher innegehahten Stellungen südlich und östlich von Liegnitz begeben. Daun blieh zur Schlacht entschlossen, hestimmte aber die Ausführung des Angriffes erst für den Tagesanbruch des 15. Die Generale Beck und Ried sollten mit ihren leichten Truppen die Front der preussischen Stellung beschäftigen. Daun wollte mit der Hauptarmee oherhalb der preussischen Stellung in mehreren Colonnen üher die Katzbach gehen. Lacy sollte aus der Gegend von Goldberg her auf dem linken Ufer der Katzhach vorrücken, um den Preussen in den Rücken zu kommen. Laudon endlich sollte das Plateau üher Pfaffendorf und Panthen (ungefähr eine Meile nordöstlich von Liegnitz links der Katzhach) besetzen und von dort aus den linken preussischen Flügel angreifen, oder doch dem König den Rückzug nach Glogau ahsperren. In der Nacht zum 15. setzten sich die Truppen der Disposition gemäss in Bewegung.

König Friedrich wollte sich in der Stellung hei Liegnitz, in der vor Allem sein rechter Flügel leicht umgangen oder umfasst werden konnte, nicht angreifen lassen. Er wollte, wie er selhst sagt, nach Parchwitz marschiren, um von dort aus „diesseits oder jenseits der Oder“ weiter vorzudringen, zur Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich. Ehe er aher aufbrach, hielt er es für nothwendig, sich der 2000 leeren Proviantwagen zu entledigen, die er hei sich hatte. Vielleicht wollte er auch seinen Truppen nach dem Nachtmarsche vom 12. zum 13. nicht wieder einen Nachtmarsch zumuthen. Bei Tage aufzuhrechen, musste Angesichts des ühermächtigen Feindes, dessen leichte Truppen sich stets an die Fersen des Königs hefteten, hedenklich erscheinen.

Friedrich blieb also, trotz der Gefahr, der er sich dadurch aussetzte, am 13. und 14. in seiner Stellung. Am 14. wurde der erwähnte Wagenzug nach Glogau ahgeschickt, und in der Nacht zum 15. brach der König, die Wachfeuer im alten Lager unterhalten lassend, mit der ihm verhliebenen Armee von 36 Bataillonen und 78 Schwadronen auf, um das Plateau von Pfaffendorf und Panthen zu erreichen. Dort ordnete er sein Heer in zwei Treffen und Reserve, Front gegen Liegnitz hingewendct, nach jener Seite, von der ein Angriff oder die Verfolgung zunächst erwartet werden musste. Die österreichischen leichten Truppen wurden zwar um 11 Uhr gewahr, dass die Preussen aus ihrem Lager aufgebrochen seien, der Feldmarschall Daun erhielt aher davon die Meldung erst um 2 Uhr Morgens, als hereits alle Angriffs-Colonnen in Bewegung waren.

So fand Daun, welcher endlich unter den günstigsten Bedingungen zur entscheidenden That schreiten wollte, den Feind nicht mehr in derjenigen Stellung, für welche die Angriffs-Disposition entworfen worden war; der König aher gelangte ganz unerwarteter Weise zu einem Sieg.

Nach den heiderseits getroffenen Anordnungen musste Laudon im Morgengrauen bei Pfaffendorf und Panthen auf die Armee des Königs stossen. Laudon musste von seiner Armee 8 Bataillone und 2 Reiter-Regimenter abgeben, welche in der von der Hauptmacht der Österreicher verlassenen Stellung südlich von Liegnitz zurückblieben; er verfügte daher über nicht ganz 30.000 Mann.

Eine preussische Huszaren-Patrulle entdeckte zu rechter Zeit Laudon's Heranmarsch, und der König, der an dem einzigen Wachfeuer schlummerte, das in der neuen Stellung der Armee hrannte, durch diese Nachricht geweckt, wusste sich mit bewundernswerther Geistesgegenwart augenblicklich Rechenschaft davon zu geben, wie diesem unerwarteten, nun auf seine linke Flanke treffenden Angriffe zu begegnen sei.

Er liess einen Theil seines ersten Treffens in der bisherigen Stellung, Front gegen Liegnitz, weil er vermuthete, dass von dorther Daun zum Angriffe schreiten werde, und bildete mit dem anderen Theile und mit dem zweiten Treffen eine neue Stellung am Ostrande des Plateau's, Front gegen Laudon.

Laudon, in dem Glauben, nur Parks und Gepäck vor sich zu hahen, drang lebhaft vor und kam mit den noch nicht entwickelten Truppen in das wirksame Geschützfeuer der Preussen. Die vorderen Bataillone wurden zurückgeworfen. Indem nun Laudon bemüht war, seine Angriffe zu wiederholen, und doch im durchschnittenen Gelände immer nur wenige Bataillone entfalten konnte, suchte er der preussischen Linie den linken Flügel abzugewinnen. Einmal gelang es auch seiner Reiterei, in 5 Bataillone dieses Flügels einzuhauen; doch wurden

dieselben durch die preussische Reiterei wieder befreit. Der König hatte seinen linken Flügel durch Truppen der Reserve und des vorher zurückgelassenen ersten Treffens verlängert, dann wesentlich verstärkt, und als er 21 Bataillone beisammen hatte, gieng er nun seinerseits zum Angriffe über. Laudon's Heer, das nicht vollständig zur Entwicklung kommen konnte, war um 6 Uhr Morgens über die Katzbach zurückgeworfen und vollständig besiegt.

Daun traf um 5 Uhr Morgens bei Liegnitz ein, etwas mehr als eine Meile vom Schlachtfeld; er hörte wegen des scharfen Westwindes kein Kanonenfeuer, und erst als es vollkommen Tag war, konnte man aus den in der Ferne aufsteigenden Rauchwolken schliessen, dass Laudon in ein starkes Gefecht verwickelt sei. Als Daun die Niederlage Laudon's erfuhr, gieng er in seine frühere Stellung zurück. Der König aber brach um 10 Uhr Vormittags nach Parchwitz auf.

Trotz des erfochtenen Theilsieges, dem ersten Glücksfalle nach so vielem Unglück, wusste sich Friedrich gar wohl Rechenschaft davon zu geben, dass der momentan errungene Vortheil wieder schwinden konnte, falls nicht die Gunst der Umstände sofort und energisch benützt wurde. Die moralischen Folgen eines Sieges kamen ihm dabei zu Statten.

Noch war der Weg nach Breslau nicht frei. In der Zeit nämlich, als der König bei Seichau stand, war Laudon in das russische Hauptquartier geeilt und hatte es dort durchgesetzt, dass ein Corps unter General Czernytschew, dessen Stärke mit 24.000 Mann angegeben wurde, zur eventuellen Unterstützung der Österreicher nach Auras an die Oder entsendet werde. Dieses Corps war bei dem genannten Orte auf das linke Ufer des Stromes übergegangen. Österreichische Truppen, die bei Parchwitz und an die Oder detachirt waren, konnten sich nunmehr dem russischen Corps anschliessen. Gelang es demselben, den Marsch des Königs nach Breslau einige Zeit hindurch aufzuhalten, so konnte auch Daun mit seiner Hauptmacht herbeieilen, und Friedrich bei Neumarkt wieder in eine so gefährliche und schwierige Lage versetzt werden, wie sie es bei Liegnitz gewesen war.

In der That trat der König den Marsch am 16. von Parchwitz nach Neumarkt unter grosser Besorgniss an. Die Lage war um so bedenklicher, als die Truppen, denen es die letzten Tage über an anderen Verpflegs-Artikeln gefehlt hatte, den mitgeführten Brodvorrath verzehrt hatten.

Aber wieder einmal trat keine der Befürchtungen des Königs ein. Czernytschew war — angeblich in Folge eines ihm in die Hände gespielten Briefes des Königs, wonach dieser dem Prinzen Heinrich die Absicht auseinandersetzte, dass er nach dem erfochtenen Siege nunmehr die Oder rasch überschreiten und auf die russische Hauptmacht losgehen werde — auf das rechte Oder-Ufer zurückgegangen

und zur Vereinigung mit dem Gros der Russen abmarschirt. Daun hingegen zog sich, als er die Nachricht vom Abmarsche Czernytschew's erhielt, in die Gegend von Schweidnitz. Laudon war schon früher in jene von Striegau abmarschirt.

Der König fand Neumarkt und sohin den Weg auf Breslau frei. Er liess seine Truppen bei Neumarkt zwei Tage ruhen und traf am 19. in der Nähe von Breslau ein.

Die Armeen manövrirten in Schlesien gegen einander während des Spätsommers, ohne dass sich Entscheidendes zutrug, bis zu dem Momente, wo sie nach Sachsen znrückkehrten.

Der Pfalzgraf von Zweibrücken hatte mit der Reichsarmee die Abwesenheit des Königs benützt, um sich der Festung Torgau zu bemächtigen und den General Hülsen aus ganz Sachsen zu vertreiben. Truppen der Reichsarmee schritten dann zur Belagerung von Wittenberg.

Die Russen, endlich müde des Manövrirens in Schlesien, hatten sich gegen Ende September zu einer entscheidenden Operation: — zum Marsch auf Berlin — entschlossen. Ihre Avantgarde rückte dort am 3. October, das Gros der Corps Czernytschew und Tottleben am 9. ein. Ihre Hauptmacht blieb bei Frankfurt an der Oder. Auch von der österreichischen Armee unternahm Lacy den Zug auf Berlin. Er traf am 8. October vor der preussischen Hauptstadt ein.

Sobald der König, der anfänglich über den Zweck der Bewegungen der russischen Hauptarmee im Unklaren war, die Pläne der Gegner durchschaute, erkannte er die Nothwendigkeit, mit seiner Gesammtmacht — Prinz Heinrich hatte schon früher das Commando niedergelegt — nach der Mark zu eilen, wo nun, da der König voraussetzte, Daun werde ihm ebenfalls dorthin folgen, die Entscheidung des ganzen Krieges zu liegen schien.

Friedrich der Grosse gieng den nunmehr zu erwartenden Kämpfen in heroischer Stimmung entgegen. „Siegen oder sterben ist mein Wahlspruch“, — schrieb er am 7. October seinem Bruder Heinrich, — „alle anderen Entschlüsse sind gut unter anderen Bedingungen, aber nicht unter diesen.“ — Schon am 5. wurde an General Goltz, der bisher die russische Hauptarmee beobachtete, der Befehl erlassen, sich so einzurichten, dass er sich am 9. bei Liegnitz mit dem königlichen Heere vereinigen könne, und für den weiteren Marsch so viel Brot und Mehl, als irgend möglich, aus Glogau mitzubringen. Die Besatzungen der schlesischen Festungen verstärkte der König in solcher Weise, dass man sie einer Belagerung aussetzen durfte, im Übrigen aber — im freien Felde — liess er nicht Einen Mann in Schlesien zurück. Er wollte zu dem Entscheidungskampf seine ganze Macht beisammen haben.

Der König marschirte am 7. October nach Schweidnitz, kam am 11. nach Sagan, am 14. nach Guben.

Daun, der 30.000 Mann unter Laudon's Commando in Schlesien zurückliess, war ebenfalls — am 8. — aufgebrochen, um dem König nach der Mark zu folgen. Am 10. lagerte er in der Gegend von Löwenberg. Hier erhielt er die Nachricht von der Einnahme Berlins, aber auch die von ernsten Zerwürfnissen zwischen Lacy und den Russen, sowie von dem Umstande, dass die Russen, in Folge der Annäherung des Königs, zu weiteren Unternehmungen wahrscheinlich nicht geneigt seien, sondern wieder hinter die Oder zurückgehen dürften. Daun traute den Russen nicht, rechnete nicht mehr auf sie, und da er sich allein der beabsichtigten Offensive nicht gewachsen fühlte, beschloss er, an die Elbe zu marschiren, um Sachsen zu decken. Er kam am 22. in der Nähe von Torgau an, gieng am 24. bei dieser Festung über den Strom und bezog auf den Höhen westlich derselben eine Stellung.

Der König beabsichtigte auf die russische Armee bei Frankfurt loszugehen. Er hatte durch weitgreifende Märsche einen Vorsprung vor Daun und damit die Zeit zu gewinnen gesucht, deren er bedurfte, um den Kampf mit den Russen auszufechten, ehe Daun die entscheidende Region erreicht haben konnte. Am 15. sollte von Guben aus der Marsch in der Richtung auf Frankfurt fortgesetzt werden. Danach zu schliessen, machte sich der König darauf gefasst, am 16. zum Angriffe zu schreiten. Wahrscheinlich rechnete er darauf, dass die Russen Stand halten würden, eben um die nach Berlin entsendeten Heertheile nicht preiszugeben.

Aber die Russen hielten nicht Stand. Sie hatten die nach Berlin entsendeten Corps rechtzeitig wieder an die Hauptmacht herangezogen und waren auf das rechte Oder-Ufer zurückgegangen. Bald darauf zogen sie weiter an die Warthe ab.

Der König erhielt die Nachricht von dem Rückzuge der Russen auf das rechte Oder-Ufer noch vor dem Aufbruche aus Guben. Seltsamer Weise aber erfuhr er nicht zugleich, dass Berlin bereits vom Feinde frei sei. Er glaubte, dass Czernytschew noch in Berlin sei, und wollte sich gegen diesen wenden. Er detachirte am 15. Zieten nach Frankfurt, um die Russen zu beobachten und seinen Rücken zu decken, und schlug die Richtung ein, die über Fürstenwalde nach Berlin führt. Doch schon nach dem ersten Marsche erfuhr er, dass Czernytschew sich bereits bei der russischen Haupt-Armee am anderen Ufer der Oder befände. Er marschirte nach Lüben, wo er zwei Tage, den 18. und 19., mit seiner Armee verweilte.

So hatte sich denn die kritische Lage, der König Friedrich in der Mark entgegenzugehen glaubte, eigentlich in Nichts aufgelöst, und der König musste daran denken, sich einer neuen Unternehmung zuzuwenden. Er wollte Sachsen wieder erobern, sich dazu auf Magdeburg basiren und die Truppen, die er noch bei Berlin, Spandau etc. ver-

fügbar hatte, an sich ziehen. Am 23. traf er bei Wittenberg ein. Diese Festung war zwar unterdessen durch Truppen der Reichs-Armee eingenommen worden, blieb jedoch durch dieselben nicht besetzt, denn die Reichs-Armee hatte sich auf die Nachricht von dem Anrücken des Königs nach Leipzig zurückgezogen.

So stand also zur Zeit, als der König bei Wittenberg war, Daun bei Torgau, die Reichs-Armee bei Leipzig, die russische Armee bei Landsberg an der Warthe. Die Neigung der russischen Generale gieng dahin, in Winterquartiere hinter die Weichsel abzurücken; aber über Drängen aus Petersburg versprachen sie, die Winterquartiere an der Oder nehmen zu wollen, sobald es den Österreichern gelänge, sich bei Torgau zu behaupten.

Daun versuchte in Folge dessen die Reichs-Armee zu bewegen, sich mit ihm zu vereinigen. Er marschirte sogar am 27. nach Eilenburg, um ihr die Hand zu bieten. Vergebens!

Der König war seinerseits ebenfalls am 27. von Wittenberg mit seiner ganzen Macht aufgebrochen und in der Richtung auf Düben-Eilenburg vorgerückt. Aus den eingelaufenen Nachrichten schloss er, dass nur Daun's Vortrab nach Eilenburg marschirt sei; er sah in dieser Bewegung die Einleitung zu einer vollständigen Vereinigung beider Armeen. Die Vereinigung einer solchen Übermacht auf Einem Punkte musste er natürlich zu verhindern suchen; er gieng, wie er selbst sagt, in der Absicht, sie zu verhindern, entschlossen vorwärts, am 29. nach Düben. Daun, als er den Marsch des Königs nach Düben erfuhr, brach sein Lager bei Eilenburg ab und gieng noch am 29. in die Stellung bei Torgau zurück. Am 30. wurde der Marsch des preussischen Heeres nach Eilenburg fortgesetzt, in der Erwartung, dort einen Feind zu treffen.

Bei Eilenburg zeigten sich aber nur Spuren, dass die österreichischen Truppen, die hier gelagert hatten, in einiger Übereilung aufgebrochen sein mochten. Im Allgemeinen ergab sich wohl, dass sie nach der Elbe hin zurückgegangen seien; näher scheint jedoch ihre Marschrichtung nicht zu constatiren gewesen zu sein, denn ihre zahlreichen, gut geführten leichten Truppen machten die Aufklärung nicht möglich.

Mit Bestimmtheit erfuhr man hingegen in Eilenburg, dass die Reichs-Armee bis Leipzig zurückgegangen sei. Der König wollte sich nun zunächst gegen diese Armee Luft machen. Dies hielt er nicht für schwierig. Er entsendete nur 9 Bataillone und 35 Schwadronen unter Commando des Generals Linden. Dieselben genügten auch thatsächlich, um den weiteren Rückzug der Reichs-Armee über Altenburg gegen die obere Mulde zu veranlassen.

Ziemlich gut unterrichtet von dem, was im Rathe seiner Gegner beschlossen war, wusste der König von dem Versprechen, das die

russischen Generale Daun gegeben hatten, und er wusste auch, dass Daun von Wien aus eben wegen dieses Versprechens den Befehl erhalten hatte, sich jedenfalls in Sachsen, namentlich bei Torgau, zu halten und zu solchem Ende eine Schlacht zu wagen. Der König entschloss sich, Daun um jeden Preis aus seiner Stellung zu vertreiben und ihn womöglich nach Böhmen, oder doch bis in die Grenzgebirge zurückzudrängen. Am 3. November kam es zur Schlacht von Torgau.

Die preussische Armee, welche zu genügenden Nachrichten über die österreichische nicht gelangen konnte, marschirte am 2. kampfbereit in der Richtung gegen Schildau vor. Es kam zu einem Gefechte der Vortruppen; der König erfuhr endlich, wo die österreichische Armee zu finden sei. Er beschloss für den folgenden Tag den Angriff auf die österreichische Stellung bei Torgau.

Der König, welcher das Detachement des Generals Linden wieder an sich gezogen hatte, verfügte, da er vier Bataillone und ein Dragoner-Regiment zur Bedeckung des Gepäckes in Eilenburg zurückgelassen und ausserdem 33 Schwadronen entsendet hatte, über 44.000 Mann, darunter etwa 13.000 Reiter und über 256 Geschütze. Die Streitmacht Daun's betrug bei 50.000 Mann Linien-Truppen, darunter etwa 14.000 Reiter, 360 Geschütze und ungefähr 12.000 Mann leichter Truppen. Er hatte die Stellung unmittelbar westlich von Torgau auf den Höhen von Süptitz, mit der Front gegen Süden, diese gedeckt durch einen Teich und einen Flossgraben, eingenommen.

Der Plan des Königs zur Schlacht wurde durch den Umstand bestimmt, dass die österreichische Stellung einem zunächst auf Düben und Eilenburg basirten und von dort heranrückenden Feinde gleichsam die rechte Flanke entgegenhielt. Dadurch war die Möglichkeit gegeben, Daun in Front und Rücken gleichzeitig anzugreifen, und was dann besonders zu einem solchen Vorgehen einladen konnte, war, wie der König selbst anführt, die geringe Tiefe, welche diese Stellung auf dem schmalen Höhenzuge von Süptitz nur haben konnte und wirklich hatte.

Der König, welcher es wieder auf einen möglichst entscheidenden Schlag abgesehen hatte, entschloss sich zu solchem Doppelangriffe. Er führte seine Hauptkraft — 27.000 Mann, worunter etwa 6000 Reiter, und ausser den Bataillons-Kanonen 96 Geschütze — im grossen Bogen westwärts um die vermuthete österreichische Stellung herum, während er Zieten mit ungefähr 17.000 Mann, worunter gegen 7000 Reiter, und dem Rest der Artillerie in der Richtung der von Eilenburg nach Torgau führenden Strasse gegen die Front der Österreicher vorgehen liess.

Der König stiess während seines Marsches durch die Wälder auf österreichische Vortruppen; er sprengte sie zwar, aber Daun erhielt rechtzeitig von dem Anrücken des preussischen Heeres Nachricht.

Daun erkannte die ihm drohende Gefahr, im Rücken angegriffen zu werden. Er liess sofort durch einen Contremarsch einen Theil seiner Kräfte Front beinahe nach Norden machen, so dass derselbe nunmehr seinen linken Flügel bei Süptitz hatte; er liess ferner seine gesammte schwere Artillerie in die beiden — nunmehr gegen Norden und gegen Süden gewendeten — Fronten einfahren.

Mehr als eine hartnäckige Vertheidigung der Stellung konnte Daun vorläufig wohl nicht in Aussicht nehmen, denn ein Offensivstoss gegen den König hätte die Truppen in die vorliegenden Wälder geführt, wo sie einen raschen Erfolg nicht erringen konnten; um sich aber auf Zieten zu werfen, dazu war der König schon zu nahe berangekommen.

Es soll ungefähr 1 Uhr Nachmittags gewesen sein, als die Spitzen der königlichen Colonnen aus den Wäldern ins Freie traten. Der König, welcher sich beim Vortrab aufhielt, wurde nun gewahr, dass die Dinge wesentlich anders lagen, als er gedacht hatte. Die Stellung der Österreicher war nicht die vorausgesetzte, und der nasse, von vielen Abzugsgräben durchschnittene Boden der Elbe-Niederung schien den Truppenbewegungen die grössten Schwierigkeiten entgegen zu stellen. Der König änderte seinen Plan. Er beschloss nun, den linken Flügel der österreichischen, gegen Norden gewendeten Front auf den beherrschenden Süptitzer Höhen auf der Nordseite der dortigen Weingärten mit seinem rechten Flügel anzugreifen.

Eben waren die Einleitungen zur Durchführung des geänderten Planes getroffen, als aus der Richtung her, in der Zieten vorrückte, der Schall einer heftigen Kanonade und selbst Kleingewehrfeuer hörbar wurde. Der König glaubte Zieten bereits in ein starkes Gefecht verwickelt und hielt es deshalb für nothwendig, den eigenen Angriff zu beschleunigen.

Nur zehn Grenadier-Bataillone und eine Brigade des ersten Treffens waren zur Stelle, die Queue der Colonnen steckte noch in den Wäldern und die Reiterei war noch ganz ausser dem Bereiche des Schlachtfeldes. Der König liess die zehn Grenadier-Bataillone übereilt zum Angriffe vorgehen. Sie trafen ziemlich senkrecht auf die österreichische Stellung, aber ungefähr auf deren Mitte, nicht auf den linken Flügel. Sie wurden in kurzer Zeit zurückgeworfen und büssten zwei Drittheile ihrer Leute ein.

Inzwischen hatte sich ein erstes Treffen von 16 Bataillonen formirt, und wurden einige Batterien ins Feuer gesetzt. Die Infanterie wurde zum Angriffe gegen den linken Flügel der gegen Norden gerichteten Front der Österreicher vorgeführt und drang bis auf die Höhen vor. Aber Daun führte selbst zwei Infanterie-Regimenter und ein Dragoner-Regiment aus der Reserve zum Gegenangriffe vor und liess später noch vier Reiter-Regimenter einbauen. Die preussischen Bataillone erlitten abermals eine vollständige Niederlage. Mittlerweile war es dem General

Hülsen gelungen, aus der letzt ankommenden Infanterie ein neues Treffen von 11 Bataillonen zu bilden. An dieser Linie brach sich der Stoss der verfolgenden österreichischen Reiterei. Die Spitze der eben eintreffenden Reserve-Reiterei des Königs machte der Infanterie wieder Luft. Noch einmal liess der König den Angriff — durch Hülsen's Truppen — wiederholen. Diese Truppen drangen zwar bis auf die Höhen vor, erlagen aber ebenfalls den Gegenangriffen der Österreicher. Auch der Rest der preussischen Reserve-Reiterei wurde durch einen nicht zu passirenden Graben aufgehalten, durch heftiges Kartätschenfeuer beschossen und, in der Flanke angegriffen, geworfen.

So waren denn mit einbrechender Dunkelheit alle Truppen des Heerestheiles, den der König herangeführt hatte, geschlagen, bis auf vier Bataillone, welche die Queue der Reiter-Colonne gebildet hatten. Daun, der ebenso wie König Friedrich leicht verwundet worden war, konnte die Schlacht als gewonnen ansehen und einen Officier mit der Siegesbotschaft nach Wien absenden. Dennoch war, noch ehe der folgende Tag graute, die so viele blutige Stunden über vertheidigte Stellung verlassen, und Daun's Heer auf dem Rückzuge!

Zieten hatte bei seiner Vorrückung ein unbedeutendes Gefecht mit Vortruppen der Österreicher bestanden und war an deren Stellung herangekommen. Es schien ihm bedenklich, in der ihm angegebenen Angriffsrichtung vorzugehen, weil er dadurch in der rechten Flanke gefasst werden konnte; er zog sich weiter rechts (östlich), nahm eine Stellung ein, in der sein rechter Flügel durch einen grossen Teich geschützt war, und liess durch seine Artillerie das Feuer gegen die österreichische Stellung eröffnen. Derart vergieng eine kostbare Zeit, in der Zieten nichts bewirkte, als dass er einen Theil der österreichischen Truppen in der nach Süden gerichteten Front der Stellung gebunden hielt.

Erst nach längerer Zeit — 3 Uhr — gab Zieten dem Drängen seiner Untergebenen nach und befehligte eine seiner vier Infanterie-Brigaden zum Angriffe auf das Dorf Süptitz am Fusse der Höhen. Ziemlich zu gleicher Zeit dürfte bei ihm der Befehl des Königs eingetroffen sein, sich dessen Heerestheile mehr zu nähern.

Mit grosser Entschlossenheit drang die Brigade bis auf die Höhen vor, erlitt aber bei einbrechender Dunkelheit — ungefähr zur selben Zeit wie General Hülsen — das gleiche Schicksal wie die auf dem anderen Theile des Schlachtfeldes vereinzelt zum Angriffe vorgeführten Truppen. Indess gelang es hier dem Führer der Brigade, die geworfenen Truppen hinter dem Flossgraben wieder zu sammeln und sich mit denselben weiter links (westlich) zu ziehen, während die übrigen Truppen Zieten's herankamen. Über einen Damm, der zwischen den unmittelbar am Fusse der Süptitzer Höhen befindlichen Teichen hindurchführte, gelang es der Brigade wieder, an die Stellung heran-

zukommen; ihr folgte eine zweite Brigade, während die anderen zwei des Zieten'schen Heerestheiles weiter östlich, wo früher die erste Brigade abgewiesen wurde, gegen die Höhen vorgieng. Trotz der Dunkelheit entbrannte erneuert ein hartnäckiger Kampf, der wohl kaum zu Gunsten Zieten's ausgefallen wäre, hätte nicht General Hülsen, auf den Lärm des Gefechtes hin, die vier intact gebliebenen Bataillone des königlichen Heerestheiles und einige aus den Trümmern dieses Heerestheiles rasch formirte Bataillone zum Angriffe gegen die Höhen vorgeführt. Der Stoss Hülsen's traf die gegen Zieten kämpfenden österreichischen Truppen in der Flanke und nöthigte sie zum Rückzuge. Daun's Heer gieng unter dem Schutze von Lacy's Truppen durch Torgau auf das andere Ufer der Elbe zurück.

Beide Armeen hatten den dritten Theil ihres Bestandes eingebüsst. Aber der moralische Gewinn blieb dem König. Am 11. December bezogen beide Heere Winterquartiere auf Grund einer gegenseitigen Abmachung, durch welche der König ganz Sachsen mit Ausnahme eines kleinen Theiles der Umgegend von Dresden erhielt.

Aus der vorstehenden Skizzirung einiger Feldzüge ergeben sich hinlängliche Daten, um daran die folgende Betrachtung knüpfen zu können.

Friedrich der Grosse kämpfte den siebenjährigen Krieg um sein und seines aufstrebenden Staates Dasein. Unter seinen Gegnern war keiner, der wie er die Natur des Krieges in ihrer elementaren Gewalt so ganz erfasste. Alle standen unter dem Einflusse der aus früheren Zeiten hergebrachten und durch die herrschende Geistesrichtung als maassgebend anerkannten Ideen einer künstelnden oder, wenn man will, energielosen Art der Kriegführung.

Es erschien ihnen eine rohe Ausübung der Kunst, den Ausgang des Krieges von vornherein auf die Spitze des Schwertes zu stellen: darum legten sie dem blossen strategischen Manöver eine Bedeutung bei, die ihm nur zukommen kann, sobald der Gegner die dadurch erreichte Situation als Erfolg gelten lassen will. Sie hatten keine Ahnung davon, wie es möglich und wann es nöthig sei, dem entscheidenden Kampfe entgegenzustürmen, übermenschliche Anstrengungen in wenige Augenblicke zusammenzudrängen und es zu wagen, die ganze geistige, moralische, physische Kraft, kurz die gesammte Existenz als Einsatz auf Eine Karte zu werfen; darum richteten sie ihre Bestrebungen fast immer auf beschränkte, nicht selten auf kleinliche Ziele, oder konnten, wenn schliesslich einer gewagten Unternehmung doch nicht mehr auszuweichen war, sich zu einer kräftigen Ausführung nicht aufschwingen.

Nur die Ausdauer und Tapferkeit der Truppen ist bewundernswerth; den Führern aber fehlte immer und überall: in der Absicht

die Grösse, im Wollen der Muth, im Handeln die Kraft. Was sie unternahmen, entsprang nicht den aus dem eigenen Inneren gewonnenen Überzeugungen von der Natur des Krieges, sondern es war schwächliche Nachahmung fremder, schwächlicher Vorbilder. Laudon allein würde vielleicht eine rühmenswerthe Ausnahme machen können, wenn ihn nicht die Rücksichten, die ihm seine aussergewöhnliche, arg beneidete Berufung zur Feldherrn-Thätigkeit auferlegte, in der vollen Entwicklung seiner Eigenschaften gehindert hätten.

Friedrich hingegen war sich dessen bewusst, dass im Kriege — wie in wichtigen Lebens-Angelegenheiten überhaupt — die Dinge nicht anders als durch kühne, entschlossene, schnell durchgeführte Thaten einem gedeihlichen Ende zugeführt werden können, und dass — so lange wenigstens, als man nicht Grund hat anzunehmen, die moralische Kraft des Gegners sei hinlänglich gebrochen — alle Maassnahmen darauf gerichtet werden müssen, die Entscheidung immer wieder im offenen Kampfe zu suchen. Er war davon überzeugt, dass das Glück nur Demjenigen diene, der es herauszufordern verstehe, und dass anderseits Zweifel an der eigenen Kraft, Mangel an Standhaftigkeit und an dem Muthe, Grosses zu wagen, die sicheren Vorboten des Unglücks seien.

„Wenn Sie niemals etwas wagen wollen," schreibt er am 20. October 1759 an den Prinzen Heinrich, „ist es unmöglich etwas auszurichten; .... man muss energische Entschlüsse fassen, oder es ist unmöglich, jemals einen Erfolg zu haben. Wenn man die Vorsicht zu weit treibt, wird sie Kleinmuth, und das kann das grösste Unglück veranlassen." Man vergleiche damit, was Napoleon in seinen Bemerkungen über den Rückzug des Marschalls Contades nach der am 1. August 1759 geschlagenen Schlacht bei Minden sagt: „Über all' dem Redenhalten, Geistreichsein, Rathschlagen traf die französische Armee jener Zeit das, was zu allen Zeiten Jeden getroffen hat, der ebenso verfährt: nämlich, dass man schliesslich den schlechtesten Entschluss fasst, welcher im Kriege fast immer der kleinmüthigste, oder wenn man will, der klügste ist. Die wahre Weisheit für einen Feldherrn liegt in einem energischen Entschlusse."

Friedrich fühlte es, dass der Krieg sich nur durch innere Stärke, Entschlossenheit und andauernden Willen führen lasse; er schöpfte die Erkenntniss der Natur des Krieges aus seiner eigenen Natur. Seine Thaten sind das Resultat dieses aus sich selbst herausgearbeiteten Verständnisses. Nur den Grössten ist es gegeben, sich bei ihren Handlungen rein und direct an die Naturgesetze zu halten. Geringere Geister vermögen, selbst wenn sie der festen Überzeugung sind, der Natur treu zu sein, doch nur nach fremden Vorbildern zu handeln, nach den Anschauungen, welche jeweilig die herrschenden sind für die Beurtheilung der Ausübung der Kunst. Dies mag die Gegner

Friedrich's entschuldigen. Die Generale des vorigen Jahrhunderts verfügten nicht über Vorbilder, wie sie uns aus den Kriegen Napoleon's und jenen der neuesten Zeit zu Gebote stehen. Ihr Fehler, der aber der überwiegenden Masse der Menschen innewohnt, war es, dass sie sich über die gerade herrschende Geistesrichtung nicht erheben konnten, — ihr Unglück, dass diese Richtung in Beziehung auf die Kriegskunst eine falsche war.

Es passt auf Friedrich, was Napoleon 1797 von sich selbst sagte: „Il y a en Europe beaucoup de bons généraux, mais ils voient trop de choses à la fois; moi je n'en vois qu'une, ce sont les masses; je tâche de les détruire, bien sûr que les accessoires tomberont ensuite d'eux mêmes."

Friedrich dem Grossen verhalf der Gedanke, lieber durch energische Thaten ehrenvoll unterzugehen, als die bedrohte Existenz durch schwächliche Unternehmungen fortzufristen, dazu, in den ersten Feldzügen des siebenjährigen Krieges sein geistiges und moralisches Übergewicht zu constatiren; später zehrte er davon, und als es durch wiederholte Unglücksfälle sich abzuschwächen drohte, richtete er sein Bestreben vor Allem darauf, den Gegnern durch irgend welche That zu beweisen, dass sein Geist, sein Muth, sein Wille durch kein Unglück zu brechen sei. Auf Kolin folgten Rossbach und Leuthen, auf den misslungenen Versuch gegen Olmütz Zorndorf, auf Hochkirch der Entsatz von Neisse und die Rettung Dresdens, auf Kunersdorf der Wiedergewinn von Wittenberg und Torgau und der Schutz Glogau's, auf den Verlust von Dresden und Glatz, auf Maxen und Landshut: Liegnitz, auf die Einnahme von Berlin: Torgau u. s. w.

Thatsächlich lastete während der ganzen Kriegszeit der Eindruck jenes Übergewichtes lähmend auf dem Denken und Handeln seiner Gegner und verhinderte sie öfter als einmal, dem am Rande des Abgrundes stehenden königlichen Feldherrn den letzten Stoss zu versetzen, und als seine Heere immer mehr und mehr zusammenschmolzen, aber auch die Gegner nicht viel mehr zu erhoffen wagten, als aus der endlichen Erschöpfung seiner Mittel wenigstens irgend Etwas zu erringen, was sie bei den Friedensverhandlungen benützen könnten, da hielt er, der jeweiligen Situation entsprechend, in seinen Zielen, wie in der Verwendung seiner Kräfte in unvergleichlicher Weise Maass.

So fand König Friedrich die Möglichkeit, durch sieben Jahre den vereinigten Anstrengungen Europa's zu trotzen und schliesslich den Bestand seines Staates ungeschmälert zu behaupten; so ist er in seiner Feldherrn-Thätigkeit gleich bewunderungswürdig durch die Art, auf moralische Ursachen und Wirkungen zu speculiren, durch die Kühnheit seiner Pläne, durch Entschlossenheit und Schnelligkeit der Ausführung, wie durch Standhaftigkeit im Unglück und durch kluge Mässigung bei Feststellung der Ziele.

In Friedrich flammte seit langem zum ersten Male wieder die elementare Gewalt des Krieges auf, wie wir sie heutzutage kennen. Aber Friedrich stand mit seinen Gefühlen, Anschauungen, Überzeugungen, kurz mit seinem Kraftbewusstsein und der Art, es zu äussern, unverstanden da. Die königlichen, um Einfluss ringenden Prinzen, sowie die meisten seiner Generale hangten, gleich den Gegnern befangen von den damals herrschenden Ideen über Kriegführung und unfähig, die Nothwendigkeit der kühnen Entschlüsse des Königs zu begreifen, vor den Wagnissen zurück, in welche er den Staat mit fortriss. Nach dem Kriege aber sorgte Prinz Heinrich und sein grosser Anhang dafür, dass die Thaten des Königs nicht im wahren Lichte erschienen, und dass die Anschauungen über die Kriegskunst, welche vor dem siebenjährigen Kriege als maassgebend galten, auch nach diesem Kriege die herrschenden blieben. Erst durch den Preis, welchen die Welt Napoleon zahlte, kam sie wieder zum Bewusstsein dessen, was es sei mit der Natur des Krieges, und wie es stehe mit der Kunst, sich im Handeln an diese Natur zu halten.

Aber eben das Alleinstehen von Friedrich's Persönlichkeit, die Gegensätze, welche in den Anschauungen der Kriegskunst und daher auch in der Art zu handeln zu Tage traten, bewirken es, dass durch das Studium des siebenjährigen Krieges, aber freilich nicht nach der materiellen und technischen Seite hin, sondern mit Rücksicht auf das Spiel der geistigen und moralischen Kräfte, — eine ungemein wirksame Illustration für die Erkenntniss der Natur des Krieges gewonnen werden kann. Denn es befähigt mehr als historisches Wissen, die Macht der Vorurtheile zu gewahren, welche eine lange Zeitepoche hindurch die Geister gefesselt hält, und die Art kennen zu lernen, in welcher ein Meister der Kunst sich darüber erhebt, um die Ausübung der Kunst an die durch die Natur gegebenen Bedingungen anzuknüpfen. Es tritt in eindringlicher Weise hervor, wie nur aus dem Streben nach Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung sich die Fähigkeit des „Könnens“ zu entwickeln vermag, und wie der Krieg Anderes nicht ist — seiner Natur nach Anderes nicht sein kann — als das äusserste Ringen um den Beweis unbesiegbarer Stärke des Geistes, des Muthes und des Wollens.

Dies der Eindruck, der aus Bernhardi's Werk bei uns zurückblieb, das uns zur Besprechung übersendet wurde.

Die Geschichtsforscher mögen die historische Genauigkeit dieses Werkes untersuchen und beurtheilen. Wir bekennen offen, dass es uns sehr gleichgiltig ist, ob die eine oder die andere Thatsache, dieses oder jenes Handlungsmotiv mit Benützung anderer Quellen sich auch anders darstellen lässt; denn unserer Meinung nach liegt der Werth, den kriegsgeschichtliche Arbeiten für den Soldaten haben, doch nicht darin, dass die Fälle und deren veranlassende Ursachen, welche einer

Betrachtung unterzogen werden, geschichtlich wirklich genau festgestellt sind, sondern vielmehr in der Art, in welcher an allgemein bekannt gewordene Erscheinungen und an vorausgesetzte Bedingungen die Betrachtungen geknüpft sind, — in der Art, in welcher das bei der Handlung Gedachte und Gewollte, Mögliche und Wahrscheinliche verarbeitet, und die ersichtlichen Folgen der Handlung untersucht sind.

Nicht einmal Derjenige, der eine That verrichtete, wäre im Stande, nachträglich vollkommen wahrheitsgetreu anzugeben, welche Phasen sein Fühlen und Denken während der Handlung durchmachte, welche Erscheinungen in den verschiedenen Stadien derselben die entscheidenden Ursachen waren. und in welcher Art sich das Einzelne zum Ganzen der That zusammensetzte. Was kann man von Demjenigen, der die Thaten Anderer auf Grund äusserer Merkmale und einiger Sätze, meist geschrieben im Drange des Augenblicks und mit der Absicht, auf bestimmte Personen eine bestimmte Wirkung hervorzubringen, einer Betrachtung unterzieht, mehr verlangen, als dass das Einzelne wie das Ganze seiner Ausführungen das Gepräge innerer Wahrscheinlichkeit an sich trage, und dass er von seiner eigenen Anschauung über die Ausübung der Kunst all' dasjenige in seine Arbeit hineinlege, was geeignet erscheint, die Kunst im wahren Lichte erscheinen zu lassen?

Für jede einzelne Situation die zulässigen Verfahrungsarten ermitteln, und die Beweggründe, welche für die eine oder andere als maassgebend angesehen werden können, erörtern, den inneren Ursachen der zu Tage getretenen Erscheinungen nachspüren, aus dem concreten Falle das allgemein Giltige loslösen und der Prüfung unterziehen, dabei dies Alles so behandeln, dass die Erkenntniss der Kriegskunst gefördert werde: dies scheint unserer Meinung nach die Art zu sein, durch welche kriegsgeschichtliche Studien dem Soldaten nützlich werden.

Wenn wir von diesem Standpunkte aus uns erlauben dürfen, ein Urtheil abzugeben, so möchten wir, ohne den Widerspruch vorurtheilsloser Militärs zu fürchten, es trotz der vielen Schwächen des Buches dahin fassen, dass Bernhardi einen glücklichen Wurf that. Sein Werk erscheint geeignet, das Verständniss der Theorie des Krieges zu erleichtern und ihre Entwicklung zu fördern. Der Stoff ist ein grossartiger, bisher vielleicht nicht genügend gewürdigter; die Tendenz, die Bernhardi verfolgt, nämlich das Wesen und die Bedingungen des Krieges, von denen Friedrich der Grosse in seiner Feldherrntätigkeit ausgieng oder doch hätte ausgehen können, klarzulegen und an den Kriegsthaten selbst zu entwickeln, ist vorzüglich, und die Ausführung der Arbeit muss man in Anbetracht des Umstandes, dass bisher eine genügend brauchbare Geschichte des siebenjährigen Krieges nicht besteht, im Grossen und Ganzen auch entsprechend nennen.

Dies wäre genug gesagt für die Empfehlung des Werkes; wir möchten aber noch einige Gründe anführen, welche es räthlich machen, dass der Officier sich eingehend damit beschäftige, die Feldherrnkunst an den Thaten der Meister selbst zu studiren, — denn man hört dies oft als „Wolkenkraxlerei“ bezeichnen.

„Führt Angriffskriege wie Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich, leset und leset immer von Neuem die Geschichte ihrer dreiundachtzig Feldzüge, bildet Euch nach ihnen, das ist das einzige Mittel, ein grosser Feldherr zu werden und hinter die Geheimnisse der Kriegskunst zu kommen; Euer Geist, hiedurch erleuchtet, wird Euch die Grundsätze, welche denen dieser grossen Männer widersprechen, verwerfen lassen.“ Ein Ausspruch Napoleon's!

Wohl wahr; aber — hört man sagen — wer hat denn überhaupt die Aussicht, je ein Feldherr zu werden; müssen die hiezu erforderlichen Eigenschaften nicht angeboren sein; gehören nicht ausserordentlich seltene, glückliche Umstände dazu, diese Eigenschaften entwickeln und ausüben zu können? Warum also beim Studium idealen, der Menge unerreichbaren Zielen nachjagen und den Kopf mit Problemen plagen, deren Lösung wenigen Glücklichen vorbehalten ist; warum nicht stehen bleiben bei demjenigen, das dem jeweiligen Wirkungskreise des Berufs-Officiers zunächst liegt, und nicht lieber ausschliesslich sich mit demjenigen beschäftigen, was zur Ausübung des Handwerks gehört: Taktik, Generalstabs-, Ingenieur-, Artillerie-Wissenschaften, und wie sonst noch all' die Disciplinen heissen, in die das militärische Wissen zerspalten wird? Ja warum nicht? Nun einfach deswegen nicht, weil das Kriegführen eine Kunst ist, und weil es nicht möglich ist, die Kriegs-Wissenschaften im Grunde der Sache, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse und im Zusammenhange mit dem Ganzen der Kunst zu verstehen, ohne vorher in den Geist der Kunst selbst einzudringen, ihre Natur und Gesetze zu erfassen.

Weil eine gemeinverständliche Kriegs-Theorie nicht existirt, welche das Wesen der Kunst in seiner allgemeinen Bedeutung und in seinem Einflusse auf jeden einzelnen Gegenstand klarlegt, so greift ein Zweig der Kriegs-Wissenschaften unerkundbarer Weise in den anderen und bläht sich doch jeder einzelne wieder zu einer selbständigen Grösse auf. Ein chaotisches Labyrinth ist gegenwärtig die Gesammtheit der Kriegs-Wissenschaften, und ein rother Faden, der als Führer durch dasselbe leitet, ist — wenn überhaupt — so nicht anders aufzufinden als durch das Studium der Thaten grosser Feldherren.

Würde aber auch einmal eine Kriegs-Theorie geschaffen sein, welche den einzelnen Fächern den richtigen Platz, Umfang und Inhalt anweist, so wäre zwar der gegenwärtig fehlende Boden zu

allseitig leichter Verständigung gewonnen, und die Erwerbung kriegswissenschaftlicher Kenntnisse ungemein vereinfacht, das erwähnte Studium aber gerade noch so nothwendig wie jetzt, denn eine Kunst lernt sich nur begreifen an Kunstwerken.

An diese direct, an die Quelle frischer Geistes- und Herzensnahrung, an die Macht, welche die Vorurtheile hinwegzaubert, sollte man Diejenigen nicht verweisen, die es sich zum Berufe machen, einer Kunst zu dienen, und die das Bedürfniss fühlen, sich unterrichten zu müssen über das Wesen dieser Kunst? Rathen soll man ihnen, unaufhörlich in abstracten Wissenschaften hin und herzugraben, immerwährend Regeln und Formeln wiederzukäuen und bei den Anwendungs-Versuchen nicht hinauszugehen über die durch die dienstliche Stellung beschränkte Berufssphäre? Übersieht man denn gänzlich die Folgen solchen Vorganges: rohe Empiriker, Verächter jedes militärischen Studiums auf der einen Seite, verschrobene Gelehrte auf der anderen, ein für die ernste Arbeit des Krieges bedenklich grosser Haufe gackernder Dilettanten in der Mitte!

Überflüssig oder in Rücksicht auf den beengten Wirkungskreis, in dem sich die grosse Menge bescheiden muss, wohl gar schädlich soll es sein, sich mit den grossen Problemen feldherrlicher Kunst zu befassen: ergründen, wie die Meister dieselben auffassten und lösten, was sie über einzelne Fälle und über das Ganze der Kunst dachten und sprachen!

Gewiss ist noch Niemand ein Künstler geworden, der das hiezu erforderliche Zeug nicht in sich trägt und die Gelegenheit nicht findet, dieses Zeug zu verwerthen; gewiss ist es aber auch, dass Niemand einer Kunst verständnissvoll, selbstthätig und selbstbewusst dienen kann, der das Wesen der Kunst nicht begreift.

Wer seine geistigen Bestrebungen nicht darauf richtet, Natur und Kunst des Krieges zu erforschen, die Handlungen und Erscheidungen auf die aus der Natur der Sache fliessenden Beweggründe zurückzuführen, die Bedeutung moralischer Ursachen und Wirkungen richtig zu würdigen, dem wird im Momente, wo er selbständig eine Handlung insceniren und durchführen muss, der ganze Trödel militärischen Wissens und die gesammte Erfahrung seiner Dienstzeit nicht viel nützen; denn obgleich es auch nach mehr als Einer Richtung hin ein ungeheuer grosser Unterschied ist, ob man an der Spitze von hunderttausend oder nur von tausend Mann steht, so können doch an jeden, mit einer selbständigen Aufgabe betrauten Führer Probleme herantreten, für deren Lösung, im Grunde der Sache genommen, die Beweggründe zur Handlung überhaupt, wie für die Art der Thätigkeit selbst, nirgend anders herzuholen sind als aus dem Gebiete der feldherrlichen Kunst.

Niemand wird dem widersprechen, dass das ganze Denken und Trachten des Officiers darauf gerichtet sein müsse, sich die Fähigkeit zu erwerben, kühn zu sein im Entwurfe einer Handlung, entschlossen und schnell in der Ausführung. Nnn, Kühnheit, Entschlossenheit, Schnelligkeit des Handelns: diese drei Worte umfassen das Geheimniss der Kriegskunst!

Betreffs der Entschlossenheit mag man mit den angeborenen Eigenschaften auskommen; was es aber sei mit der Kühnheit im Entwurfe eines Handlungsplanes, wie es stehe mit jener Art der Ausführung, die, allen Eventualitäten Rechnung tragend und dem Zufalle möglichst wenig Spielraum lassend, mit umfassender Vorsicht eingeleitet wird, den Gegner allmälig abhängig macht von dem eigenen Willen und mit dem plötzlichen rücksichtslosen Losstürmen auf die Entscheidnng endet, — die Art der Ausführung, die, in ihrer Gesammtheit betrachtet, als Schnelligkeit des Handelns bewundert wird: dies lernt sich nur begreifen durch das Studium der Meisterwerke der Kunst.

Für den Berufs-Officier jedes Grades gibt es keine nützlichere, keine schönere Art, die Mussestunden auszufüllen, als das Bestreben, hinter die Geheimnisse der Kriegskunst zu kommen, und dazu gibt es ein anderes Mittel nicht als das von Napoleon empfohlene, und wenngleich die Namen, die Napoleon in dem citirten Ausspruch nennt, durch seinen eigenen weit überstrahlt werden, so lohnt sich doch die Mühe, Friedrich des Grossen Feldherrn-Thätigkeit zu studiren, in hohem Maasse.

Oberstlieutenant H. v. Pitreich.

Hans Carl Reichsgraf von Thüngen,

k. k. Feldmarschall, Ritter des königlich preussischen schwarzen Adler-Ordens und Inhaber eines kaiserlichen Regimentes zu Fuss (jetzt Friedrich Wilhelm Nr. 20, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preussen).

Die Thüngen's zählten zu den ältesten und reichbegütertsten Adelsfamilien Frankens. Das bedeutende Dorf Thüngen mit zwei Schlössern — des Geschlechtes Wiege, von welchem sie den Namen führten — liegt anderthalb Stunden von dem ehemaligen Städtchen Carlstadt an dem Flüsschen Vern. Die Thüngen's zählten auch zu den unternehmendsten und streitbarsten Geschlechtern. Schon 1165 ist der Erwinus von Thüngen bei dem Turnier in Zürich genannt. Carl von Thüngen machte sich dem Bischof Johann von Würzburg dergestalt fürchterlich, dass dieser 1437 genöthigt wurde, durch schwere Opfer ein Bündniss mit den Herzögen Friedrich und Wilhelm von Sachsen zu erkaufen. Sie schickten ihm behufs der Belagerung des Thüngen'schen Schlosses Reufenberg 600 Reisige und 2000 Fussknechte sammt einer grossen Büchse. Die Feste widerstand aber allen Angriffen, wiewohl bei dem Abzuge der Belagerer 1438 von der Besatzung nur mehr 10 Mann übrig waren. Georg von Thüngen befehdete 1465 das Hochstift Bamberg und beinahe gleichzeitig den Abt von Fulda, dessen Anstrengungen die Feste Reufenberg abermals trotzte. Hans von Thüngen wurde 1499 von Kaiser Maximilian dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg beigegeben, um den Frieden des schwäbischen Bundes mit den Schweizern zu vermitteln. Konrad von Thüngen, Fürstbischof von Würzburg 1519, starb 1530. Neidhard von Thüngen, Bischof zu Bamberg 1591, war zeitlebens beschäftigt, in dem Umfange seines Sprengels die neue Lehre zu bekämpfen, und starb 1598, den Ruf eines Prälaten von ausgezeichneter Frömmigkeit hinterlassend. Ein anderer Neidhard und sein Vetter Philipp Kaspar, dieser seit 1620 mit Johanna Sibylla von Stein zu Nassau verheiratet, geriethen in die Acht. Des Bischofs Neidhard Bruder, Carl auf Wüstensachsen, war der Vater des Wolf Albrecht, Grossvater von Johann Friedrich auf Weissenbach und von Hans Carl von Thüngen. Dessen Vater hiess Wolfgang Albert, und seine Mutter Helene, geborene von Ebersberg.

Hans Carl wurde am 5. Februar 1648 auf dem Schlosse Gersfeld in Franken geboren und soll, wie damalige Geschichtschreiber erzählen, einige Tage vorher im Mutterleibe mit heller Stimme im Beisein vieler Personen zweimal laut geschrieen, auch zwei Zähne mit auf die Welt

gebracht haben!? Er wurde auf dem Rittergute Unter-Ebersbach in Studiis und guten Sitten von seinem Vormund Wilhelm von Eberspang erzogen, besuchte dann die Bildungsanstalten zu Schweinfurt und Gotha, dann 1663 das Gymnasium zu Coburg unter den Professoren Wölfings und Spindler, welche Schulen er mit gutem Ruhm absolvirte; auch wird ihm nachgerühmt, eine ungemeine Wissenschaft in der römischen Geschichte und Antiquitäten erlangt zn haben.

Mit 16 Jahren trat er als Fourier in das von dem Herzog von Spanien an den Herzog von Lothringen überlassene Regiment Maras, wo er bald zum Fähnrich, sechs Wochen später zum Lieutenant und dann nach einem halben Jahre zum Hauptmann avancirte, in welcher Charge er drei Jahre mit aller Auszeichnung diente, was ihm die Stelle als Obristwachtmeister eintrug. 1673 stand Thüngen in der Franche-comté, als der vom Marquis de Listenois geleitete Aufruhr zum Ausbruche kam. Mit einer geringen Macht schlug Thüngen die Rebellen, wobei 200 vom Adel blieben. Listenois erlitt eine vollständige Niederlage, und die von seinem Volke besetzten festen Plätze fielen nacheinander. Das Jahr darauf war er bei der Vertheidigung von Besancon und avancirte dafür zum spanischen Obrist-Lieutenant in Burgund, warb dann auf seinen Gütern ein Bataillon zu fünf Compagnien, folgte darauf dem Prinzen von Vaudemont nach den Niederlanden und stand demselben in der Schlacht bei Senef als Adjutant zur Seite, commandirte dann die Arrièregarde und leistete dem hitzig angreifenden Prinzen Condé solch tapferen Widerstand, dass der Feind zurückgehalten und dann mit Behauptung der Wahlstatt auch der Sieg erfochten wurde. Ein Abenteuer mit einer dem Prinzen nahestehenden Dame bestimmte ihn abzudanken, worauf er nach einigen Reisen auf seine Güter heimkehrte und von dem fränkischen Kreise zu seinem Obrist-Lieutenant bestellt wurde. Als solcher erhielt er 1676 die Commandantenstelle in der Stadt Würzburg, wurde vom dortigen Bischof zum Obristen über ein kaiserliches Allianz-Regiment zu Fuss avancirt, welches er bei der Belagerung von Philippsburg, dann unter dem Herzog von Lothringen im Elsass und Burgund commandirte und für die verwegenen Streiche, deren er nicht wenige in den Feldzügen den Franzosen versetzte, nicht allein sich bei der hohen Generalität besondere Hochachtung nnd Ruhm erwarb, sondern auch die ehrenvolle Ernennung zum Commandanten in Strassburg 1676 erhielt, welches er 1678 mit seinem Regiment und 4 Bataillons standhaft vertheidigte. 1683 am 23. Juni erfolgte vom Bischof seine Ernennung zum General-Feldwachtmeister über die kurkölnischen und am 19. Juli auch fränkischen Kreistruppen, „weil er in dem spanischen und französischen Kriege seine Pflichten ganz treu, ohne alles Privatinteresse, tapfer und stattlich erwiesen", und führte diese zum Entsatze von Wien. Bei diesem Entsatze am 12. September 1683 rückte Thüngen bei

Tagesgranen über den Kahlenberg gegen Nussdorf, vertrieb von hier im Vereine mit anderen Truppen die Türken und verfolgte sie bis Heiligenstadt. Den andern Tag, beim feierlichen Einzuge in das befreite Wien, war Thüngen im Gefolge des Herzogs von Lothringen. Am 17. September marschirte er mit seinen Truppen im Vereine mit der Armee nach Ungarn; 1684 führte er noch mehr Truppen aus Franken nach Ungarn und erhielt die Gnade, dieselben vor dem Kaiser und dem ganzen kaiserlichen Hofe in ihren sämmtlichen Exercitien vorstellen zu dürfen, focht dann bei Waitzen, in der Schlacht bei Hanzsabeck und dann bei der ersten Belagerung von Ofen.

1685 war er mit seinem Regiment bei der Belagerung von Neuhäusel und marschirte von hier mit der Armee des Herzogs von Lothringen zum Entsatze von Gran. In der Schlacht bei Gran, 15. August 1685, commandirte Thüngen eine aus zwei Bataillonen und einiger Reiterei zusammengesetzte Abtheilung, welche auf der nächsten Anhöhe des Gebirges zur Deckung des rechten Flügels der Armee gegen eine Umgehung aufgestellt war. In der Ordre de bataille an diesem Schlachttage erscheint ein Bataillon Thüngen im zweiten Treffen aufgestellt. Die Türken begannen die Schlacht durch einen wüthenden Angriff ihrer gesammten Reiterei, welcher zurückgeschlagen wurde. Nun rückten sie mit ihrem Fussvolk gegen Thüngen, der tapfer Stand hielt, bis General Styrum mit einigen Bataillons herbeieilte, worauf auch hier die Türken zurückgeschlagen wurden. Thüngen hatte im Kampfe eine Wunde in die Schulter erhalten. Die Armee ergriff hierauf die Offensive, warf die Türken in den Morast und erfocht einen glänzenden Sieg, wozu Thüngen durch sein tapferes Standhalten redlich beigetragen hatte. Der Herzog von Lothringen sagt in seinem Berichte an den Kaiser: „Der General-Wachtmeister von Thüngen hat mit seinen Bataillons am kleinen Berg diesseits des Morastes die ihn anfallenden Türken mit tapferem Heldenmuthe auf die Flucht gebracht, wiewohl er darüber in die rechte Schulter einen Schuss bekam.“ Nach dieser Schlacht rückte die Armee, dabei Thüngen mit seinem Regiment, wieder vor Neuhäusel, welches schon am 19. August 1685 mit Sturm eingenommen wurde. Feldmarschall Caprara, welcher die Belagerung commandirte, rühmt in dem bezüglichen Berichte an den Kaiser die Tapferkeit sämmtlicher Generale, sowie der eigenen und alliirten Infanterie.

Laut Patent vom 14. October 1685 ernannte ihn Kaiser Leopold I. „in Ansehung seiner ihme beywohnenden absonderlichen Qualitäten, „bekannten und bis dahin bewiesenen Tapferkeit, Geschicklichkeit „und in Kriegs-Sachen erlangten guten Erfahrenheit, wie auch des „sonderbaren von Ihro kaiserlichen Majestät in seine Person gestellten „allergnädigsten Vertrauens“ zum kaiserlichen General-Feldwachtmeister; der Kaiser machte diese Ernennung mit Schreiben vom 16. Novem-

ber 1685, 13. und 17. Mai 1686 den Fürsten und Ständen des fränkischen Kreises mit dem Beifügen bekannt, „dass unter anderen rechtschaffenen Soldaten, seine sonderbare Valor und Conduite und in „unterschiedlichen Feldzügen erworbenen stattlichen Meriten, seine „Stelle auch im fränkischen Kreise erhalten bleiben solle".

In den vorerwähnten Schlachten und Stürmen muss sein Regiment viele Leute verloren haben, da der Kaiser ihn mittelst Patent beauftragte, dasselbe wieder zu completiren.

Dies Patent, mit welchem Thüngen beauftragt wurde, sein Regiment, welches der Bischof Gottfried von Würzburg dem Kaiser überlassen hatte, im Römischen Reiche (Deutschland) auf 2500 Mann zu verstärken, lautet wörtlich:

„Wir Leopold, von Gottes Gnaden Erwählter Römischer Kayser, „zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungarn, „Böheimb, Dalmatien, Kroatien vnd Sclavonien König etc., Erz-Hertzog „zu Österreich, Hertzog zu Burgund, Steyer, Kärndten, Krain vnd „Würtenberg, in Ober- vnd Nider-Schlesien, Marg-Graffe zu Mähren, „in Ober und Nider-Laussnitz, Graffe zu Habsspurg, Tyrol vnd Görtz etc. „Entbiethen allen und jeden Chur-Fürsten, Fürsten, Geist- vnd Welt„lichen Prälaten, Graffen, Freyen, Herren, Rittern, Knechten, Vögten „Pflegern, Verwesern, Ambtleuthen, Landrichtern, Schuldtheisen, Bur„germeistern, Richtern, Räthen, Burgern, Gemeinden, vnd sonst allen „andern, Unseren vnd dess Reichs, auch Unserer Erb-Königreich vnd „Ländern Gubernatoren, Landsassen, Vnterthanen vnd Getrewen, „denen dieses Unser offenes Patent fürkombt, Unsern Gruess und „Freundlichen Willen, Gnad vnd alles Guts : Vnd geben Ewer „L. B. A. A. vnd Euch sambt vnd sonders Freund- vnd gnädiglich „zu vernehmen. Demnach die Ottomannische Porten (wie bekandt) „vnter dem noch wehrenden, von Vns vnd dem Sultan selbst durch „ordentliche Kayserliche Diplomata confirmirten Stillstandt der Waffen „mit Vns, wider Trauen und Glauben vnd aller Völcker gemeinen „Rechten, vor zwey Jahren in offenen Friedens-Bruch getretten; Unsere „Residentz-Stadt Wienne, mit einem mächtigen Kriegs-Heer angefallen, „belagert vnd auff alle erdenkliche Weiss geänstiget; denen herumb„liegenden Landen vnwiderbringlichen Schaden zugefüget, grausame „Tyraney mit Brennen, Morden vnd andere abscheulichen Peynigungen „an denen vnschuldigen Christen verübet, viel tausendt arme Vnter„thanen in die Barbarische Dienstbarkeit und Gefangenschaft geführt, „endlich solche Türkische Macht, vermittelst Göttlichen Assistenz, „durch Vnsere vnd der Allyrten Waffen, mit Verlust aller Bagage, „Stuck, Munition, Proviant vnd andern Kriegs-Requisiten, von gedachter „Vnserer Residentz zurückgeschlagen, vnd in spöttliche Flucht ge„trieben, auch folgends noch darüber derselben bei Parkan, ein merk„licher Streich, mit Verlust viel tausendt Türken angehängt; So dann

„gedachtes Parkan und Gran, folgendts auch die Vöstung Neuhäusel „Norwigrad vnd Zolnok, neben andern Posten von demselben wider „erobert werden, also dass WJR zur Fortsetzung solcher von GOTT „verlyhenen Progressen, auch zu fernern Schutz vnd Defension Vnserer „Landen, dess Römischen Reichs vnd der Christenheit, Vnser bey denen „bissherigen Operationen in ein ziemlichen Abgang gerathenes Kayser-„liches Kriegs-Volk auff ein Namhaffte Anzahl zu verstärken bewogen „vnd genöthiget werden. Solchem nach, haben WJR Vnserem Obrist-„veldwachtmeister Vnd des Reichs lieben getreuen Carl von Thüngen, „des Bischoffens zu Würtzburg, Hertzogens zu Franken vnd wie auch „des Frankischen Craises Veldwachtmeistern, bestellten Obristen Vnd „Commandanten zu Würtzburg gnädigste Befehle gegeben, dass Vnss „von Vnserem respective Rath vnd Lieben, Andächtigen, deme Ehr-„würdigen Marquard Sebastian, Vnd Johann Gotfrid, Erwählter Bischof „zu Bamberg, auch Würtzburg vnd Hertzog zu Franken überlassenes „Regiment auf zweitausend fünfhundert Köpf im Römischen Reich zu „Verstärken, vnd zu solchem sind noch ein an Zahl Manschaft zu „Fuess, jedoch ausser der Haussgesessenen Vnterthanen eylends „werben vnd zusammen zu bringen. Wie Ewer L. B. A. A. vnd Ihr „von denselben, oder dessen nachgesetzten Befehlshabern, mit mehrern „vernehmen werden. — Damit nun dann Er oder Sie, mit solcher „Ewer L. B. und A. A. Gnädig vnd freundlich gesinnendt, den andern „nachgesetzten, vnd Vnsern aber ernstlich befehlendt, dass sie ob-„benentes Vnsers Obristveldwachtmeisters hierzu abgeordnete Befehls-„haber zu Auffbringung solcher Manschaft in Ihro Landen, Herr-„schafften vnd Gebiethen werben zu lassen, auch dieselben geworbene „solche Manschaft aller vnd jeder Orthen, Päss, Clausen vnd Juris-„dictionen, zu Wasser vnd Landt, durchzupassieren verstatten, vnd darzu „allen guten Willen, Vorschub vnd Befürderung mit Herberg vnd anderer „Notthurffts Reichung erweisen wollen und sollen. Solches gereicht „Vns von Ewer L. L. A. A. zu Gnädigen beliebigen Gefallen, die „andern aber vollziehen hieran Vnsern Ernstlichen Befelch, Willen vnd „Meynung. Geben in Unserer Stadt Wienn dto. 14. 9bris 1685."

Leopoldus m. p.

Ad Mandatum Sac. Caes.
Majestatis Proprium.

Ausser diesem Patent ist in den Acten nichts Bezügliches über die Verleihung des Regiments vorzufinden und es ist mithin mit Gewissheit anzunehmen, dass mit der Übernahme des Regimentes in die Dienste des Kaisers auch Thüngen dessen Inhaber blieb, da von nun an in allen Ordres de bataille das Regiment zum ersten Mal in der Schlacht bei Gran unter dem Namen Thüngen aufgeführt erscheint. Gegenwärtig führt dieses die Nummer 42.

Am 18. Juni 1686 war Thüngen, laut vorhandener Ordre de bataille, in der Armee des Herzogs von Lothringen mit seinem Regi-

mente vor Alt-Ofen angelangt; in der Nacht vom 21. zum 22. wurden die Laufgräben eröffnet, in welchen Thüngen während der Belagerung jeden zweiten Tag, abwechselnd mit General Souches, commandirte. Im Laufe derselben hatten die Türken am 22. Juli einen heftigen Ausfall gegen die bayerischen Tranchéen gemacht und einige Mörser vernagelt. Als die Bayern ihre Schanzen wieder einnahmen, warfen sie eine Carcasse in die Festung, welche das Haupt-Pulvermagazin entzündete, das mit einem furchtbaren Knalle in die Luft flog und eine 100 Schritt breite Bresche in die Mauer riss. Dies benützend, liess der Herzog von Lothringen am 27. einen allgemeinen Sturm unternehmen, in welchem Thüngen mehrere zusammengesetzte Abtheilungen und 2300 Heiducken gegen die Bresche commandirte. Trotz der verzweifelten Gegenwehr der Türken und den vielen Minen, welche aufflogen, wurde die Bresche erstürmt. Thüngen wurde von einer Granate verwundet, ebenso sein Obrist-Lieutenant Graf Truxes schwer blessirt. Beim Generalsturm am 2. September 1686 liess sich Thüngen nicht nehmen, auch mitzukämpfen, und war bei der Einnahme gegenwärtig, führte dann in der eroberten Festung mit General Souches das Commando bis zum 5., an welchem Tage General Beck das Festungs-Commando übernahm.

Von Ofen marschirte ein Theil der Armee zur Belagerung von Fünfkirchen, bei dessen Eroberung im November sich Thüngen so hervorragend auszeichnete, dass ihn der Kaiser zum Festungs-Commandanten ernannte, welche Stelle er bis 1688 bekleidete. In der Nacht vom 19. auf den 20. December überfiel er Szigeth, vernichtete die türkischen Vorräthe und verbrannte die Vorstadt.

Thüngen erhielt in Fünfkirchen die Nachricht, dass der Sohn des Tartar-Chans mit einigen tausend Türken und Tartaren im Begriffe sei, die Brücke bei Essegg zu überschreiten, um das Land zu brandschatzen und die Einwohner als Sclaven wegzuführen. Um die Türken an diesem Vorhaben zu hindern, rückte er Anfangs März 1687 mit 800 Reitern unter dem Obristen de Pace und 250 Mann Fussvolk gegen Szigeth, griff mit Anbruch des 5. März die aus 3000 Häusern bestehende Vorstadt, worin eine grosse Menge Fourage und Schlachtvieh für die anrückenden Feinde in Bereitschaft gehalten wurde, an und gab sie den Flammen preis. Obgleich die Festung ein starkes Geschützfeuer unterhielt, blieben doch nur 4 Reiter und 3 Dragoner todt und nur Wenige wurden verwundet.

Von hier wendete er sich gegen die bereits eingedrungenen Feinde, welche eine grosse Menge Proviant und Munition für die Festungen mit sich führten, schlug sie am 19. März und erbeutete den ganzen Munitions-Transport und alles Schlachtvieh.

Nach Fünfkirchen zurückgekehrt, wurde ihm die Kunde, dass bei Szigeth noch 2 Mühlen stehen geblieben seien, daher er den Obrist-

Wachtmeister Orliz mit 400 Reitern abermals dorthin befehligte, welcher diese Mühlen und den Rest der stehen gebliebenen Häuser verbrannte.

Anfangs December 1687 versuchte ein türkisches Corps abermals von Essegg aus einen Proviant-Transport nach Szigeth zu bringen. Thüngen rückte ihm sogleich entgegen, überfiel die feindliche Colonne am 9. December eine halbe Stunde vor Szigeth, machte 120 Mann nieder, verwundete eine weit grössere Zahl und trieb den Rest in die Flucht. Bald darauf unternahmen die Türken einen Streifzug, worüber nachstehender Bericht erstattet wurde: „Es hatte die Verwegenheit diese „leichtfüssige Menschenräuber über die bei Esseg geschlagene Schiff-„brücke geführet, davon alsobald die Fama Herrn General-Major von „Thüngen benachrichtigt, der mit 4000 Pferden und einigen Croaten „auf Kundschaft ausgerückt und zu Schlod verständigt wurde, dass „800 Janitscharen und 200 Spahis die Schanz an der Donau ange-„fallen, mit Handgranaten bedrängten, und von denen in der Besatzung „bereits 30 erlagen. Dieser Bericht entfeuerte alsobald gedachten „Herrn Generalen und brachte aus ihm den heldenmüthigen Ent-„schluss, in diese verwegene Feinde herzhaft einzustürmen und sie „dem Widerkommen auf ewig zu benehmen. Gesagt, gethan. Er über-„eilte als ein Donnerkeil die unversehenen Feinde, deren 600 zu „Boden gestürtzet, ehe sie noch das Siegeswerk, so sie vollbringen, „erkannt; die übrigen erwählten das unbewohnte Wasserelement zu „ihrem Aufenthalte, konnten aber so geschwind selbiges nicht betretten, „dass nicht zuvor 40 gefangen und nebst 100 abgehauenen Türken-„Köpfen, unter welchen zwei gebliebene Aga und ein Beg und Aly-„Beg noch erkenntlich waren, als in einen Triumph zu Fünfkirchen „eingebracht worden.“

Im Feldzuge 1688 überschritt er in der Armee des Herzogs Ludwig von Baden mit einem Streif-Corps bei Sissek die Save, erfocht am 12. August mit seinem Regiment durch ein siegreiches Gefecht bei Kostainica den Übergang über die Unna, war dann am 15. August bei der Eroberung von Kostainica und am 5. September in der Schlacht bei Dervent, wo das Corps des Pascha von Bosnien vernichtet wurde.

In dieser Schlacht commandirte Thüngen 3000 Reiter und griff mit ihnen 15.000 Türken an. Diese gaben eine Salve auf 15 Schritt, griffen zu ihren Messern und wehrten sich mit rasender Wuth so lange, bis der grösste Theil zusammengehauen, und ihre Säbel den Händen entwunden am Boden lagen. Entwaffnet packten die Janitscharen die Reiter noch mit blossen Händen und rissen sie von den Pferden herunter. Thüngen focht im ärgsten Gewühl, als sein Pferd todt zusammenbrach, muthig zu Fuss, und als er an der rechten Schulter und am Arme hart verwundet wurde, nahm er den Degen in die linke

Faust und verbreitete Tod und Verderben unter den Feinden, von denen ein ganzer Haufe Erschlagener um ihn herumlag. Der Kaiser belohnte seine Tapferkeit am 4. October 1688 durch die Verleihung des Feldmarschall-Lieutenant-Patents, „in Ansehung seiner dazu taug-„lichen Capacität und bei dem Türkenkriege, insonderheit bei Attaque „und glücklicher Eroberung Neuheussel und Ofen, und sodann in „letzter Campagne gegen den Feind in Bosnien prästirten guten „Kriegsdienste nnd erwiesenen tapferen Muth“.

Die Franzosen waren in diesem Jahre in Deutschland eingebrochen und hatten Philippsburg erobert. Nun verlangte der Bischof von Bamberg und Würzburg seinen General zurück, was der Kaiser mit Vorbehalt seiner Stellung und seines Regimentes, welches in Ungarn blieb, mit Decret vom 8. November bewilligte. Nach seiner erfolgten Rückkehr verlieh ihm der Bischof von Würzburg mit Patent vom 18. Februar 1689 ein neues Allianz-Regiment zu Fuss.

Obgleich der Kaiser acht kaiserliche Regimenter mittelst Wagen in Eilmärschen nach Deutschland sendete, kamen sie doch zu spät, um das schreckliche Morden und Brennen der in Deutschland eingedrungenen Franzosen zu hindern; auch hatten diese bereits Mainz besetzt. Der erste Angriff der vereinigten Kaiserlichen und Reichstruppen unter dem Herzog von Lothringen war auf dieses Hauptbollwerk Deutschlands gerichtet, dessen Belagerung am 8. Juli 1689 begann. Thüngen wohnte dieser denkwürdigen Belagerung bei; — am 6. September wurde die Contre-Escarpe erstürmt und am 8. flatterten die weissen Fahnen auf den Wällen der Festung. Nach der Eroberung von Mainz rückten die Truppen am 9. September vor Bonn, zu dessen Einnahme Thüngen besonders viel beigetragen.

Hierauf erhielt Thüngen das Commando in Mainz, welches er bis 8. October 1709 führte.

Der Kurfürst ernannte ihn am 12. Jänner 1690 zum General-Feldzeugmeister und Ober-Commandanten der Truppen zu Ross und Fuss, ingleichen zum wirklichen Obersten über ein altes Regiment zu Fuss, unter verbindlichster Versicherung der Hochachtung, Vertrauens und Erkentlichkeit.

Anfangs 1690 näherte sich der französische Marschall de Longes mit einer starken Macht Mainz; Thüngen liess den Rhein mit Ketten sperren und traf die umfassendsten Anstalten zu seinem Empfange, worauf de Lorges wieder nach Strassburg zurückgieng.

Im Jahre 1691 versuchten die Franzosen, Mainz durch List und Verrath in ihre Gewalt zu bekommen. Ein kaiserlicher Kriegs-Commissär, Namens Konsbruch, liess sich mit ihnen ein. Insgeheim hatten sich schon viele Franzosen der Festung genähert, denen der bestochene Konsbruch einen Eingang in die Stadt verschaffen sollte, als eine Schildwache, die französisch verstand, etwas von dem Geheimnisse entdeckte

und sogleich die Meldung machte. Konsbruch wurde eingezogen, und da er sein Verbrechen eingestand, vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. In Geschichtswerken (in einer Chronik der Karthaus, in Zuger's europäischen Historien und der Geschichte von Mainz von Schaah) hat die Notiz Eingang gefunden, dass am Tage seiner Hinrichtung, das Begnadigungsschreiben Sr. Majestät des Kaisers eingetroffen sein solle, allein der General von Thüngen, der den Inhalt vermuthete, soll es erst nach der Hinrichtung eröffnet haben. Nach den genauesten Nachforschungen in den k. k. Archiven ist diese Notiz unrichtig, denn es ist in den Exhibiten und Acten aus jener Zeit gar nichts darüber vorhanden, wie denn auch in der That nichts darüber vorhanden sein kann, denn Thüngen hatte als Festungs-Commandant vor dem Feinde das jus gladii et aggratiandi, und nachdem Konsbruch vom Kriegsgerichte abgeurtheilt war, so musste nach 48 Stunden seine Hinrichtung erfolgen; dass Thüngen mit seiner echt deutschen Gesinnung sich nicht bewogen fand, den Verräther des eigenen Vaterlandes zu begnadigen, ist ganz gerecht. Jedoch muss bei diesem Anlasse erwähnt werden, dass bei Gelegenheit dieser Nachforschung ein Original-Act aufgefunden wurde, laut dessen Thüngen für mehrere Soldaten, welche durch Desertion nach den damaligen strengen Kriegsgesetzen das Leben verwirkt hatten, um Gnade bei Sr. Majestät dem Kaiser gebeten hat, welche auch gewährt wurde.

Mit Patent, ddo. Laxenburg 22. Mai 1692, ernannte ihn auch der Kaiser zum kaiserlichen General-Feldzeugmeister.

Im September 1692 zog Thüngen mit den Truppen aus Mainz durch das Rheingau über eine bei Rüdesheim geschlagene Brücke nach dem von den Franzosen besetzten Schlosse Ebernburg, kehrte aber am 9. October unverrichteter Sache wieder nach Mainz zurück; jedoch gelang es den Truppen, französische Mordbrenner auf frischer That zu fangen, welche die Soldaten zur Sühne der Tausende von Opfern in's Feuer warfen. Thüngen liess allgemein kundmachen, dass er von nun an für jeden in Feuer gelegten Ort oder Bauernhof einen gefangenen Franzosen werde verbrennen lassen. Dieses Mittel wirkte, denn nun blieb die Nähe von Mainz verschont. Leider war kurz vorher noch Alzei niedergebrannt worden, während früher viele hundert schöne deutsche Städte und Dörfer in Flammen aufgegangen waren.

Am 2. Juli 1694 verlieh der Kaiser dem FML. von Thüngen das in Mainz in Garnison befindliche vacante Hoch- und Deutschmeisterische Infanterie-Regiment, jetzt Nr. 20, statt seines in Ungarn gebliebenen Regiments; dann mit Diplom vom 23. August 1694, in Anerkennung „seiner sonderbaren Vernunft, Kriegserfahrenheit und Fürtrefflichkeit und seiner Verdienste gegen den Erbfeind, den Türken und den Reichsfeind, die Krone Frankreichs“, den Reichsfreiherrnstand „für ihn und seinen Neffen Johann Carl, mit dem Titel

Wohlgeboren, für das Reich und die Erbländer, nebst der Bewilligung, zwei gelbe Kriegsfahnen mit dem kais. Doppeladler im Wappen führen zu dürfen".

Am 1. September 1695 rückte der Prinz Ludwig von Baden auf das linke Rhein-Ufer und beschoss die Franzosen in ihrem Lager zu Neuburg an der Hart. Thüngen sollte mit 15.000 Mann bei Rheinau in's Elsass übergehen, was aber nicht gelang.

Am 2. Jänner 1696 ernannte ihn der Kurfürst von Mainz zum General-Feldmarschall, in welcher Würde ihn der Kaiser am 9. Juni bestätigte.

Als Thüngen nach einer Besprechung mit dem Prinzen Ludwig von Baden allein nach Philippsburg zurückkehrte, wurde er von einem französischen Commando gefangen, aber gegen 5000 fl. Ranzion entlassen.

Im Jahre 1697 verfasste Thüngen jene ordentlichen Kriegsartikel welche der Kurfürst Lothar von Schönborn von der Garnison in Mainz beschwören liess. Sie bieten ein so mannigfaltiges Interesse dar, dass sie hier mitgetheilt werden:

1. Der Eid wie in der kaiserlichen Armee.

2. Gotteslästerer sollen nach Erkenntniss des Obersten oder Rechtens an Leib oder Leben gestraft werden.

3. Marketender, die während des Gottesdienstes zapfen, sollen mit Verlust ihres Getränkes und dazu mit Geld oder sonst gestraft werden.

4. Meuterer, und die mit ihnen umgehen, sollen ohne Gnade das Leben verlieren.

5. Wer sich seinen Officieren in Commandosachen widersetzt, soll das Leben verwirkt haben.

6. Jeder Soldat soll seine Montirung und Gewehr wohl in Acht nehmen und bei hoher Strafe nicht versetzen.

7. Duell von Officieren und Gemeinen ist bei Leib- und Lebensstrafe verboten.

8. Auch die Secundanten sollen ernstlich abgestraft werden.

9. Todtschlag wird mit dem Verlust des Lebens bestraft.

10. Malefizthaten werden nach peinlicher Halsgerichts-Ordnung gestraft.

11. Ehebruch und Unzucht ebenfalls.

12. Es sollen keine Maitressen im Felde oder Garnison bei willkürlicher Strafe gehalten werden.

13. Diebstahl soll, ausser Erstattung, nach Umständen auf Erkenntniss des Obersten oder Kriegsgerichtes mit Strang oder sonst bestraft werden.

14. Wer Artillerie, Munition, Gewehre, Zeugkammern, Provianthäuser bestiehlt, wird an Leib und Leben bestraft.

15. Kameradendiebstahl wird mit dem Strang bestraft.

16. Brandstifter werden mit dem Feuer gestraft.

17. Häuser und Fruchtbäume sollen nicht beschädigt werden.

18. Muthwillige Verwüstung der Äcker, Wiesen und Gärten soll willkürlich bestraft werden.

19. Strassenraub wird mit dem Rad bestraft.

20. Ebenso der Officier und Soldat, der vom Raub participirt.

21. Alle öffentliche Gewalt soll am Leben gestraft werden.

21. Ebenso die Verführer dazu.

23. Wer einen scheltet, soll nebst Widerruf gestraft werden.

24. Meineid wird mit Abhauung zweier Finger gestraft.

25. Zauberei mit Feuer.

26. Weigerung gegen das Commando wird wie Meuterei gestraft.

27. Keiner soll bei Verlust seines Lebens seinem Wirthe Gewalt anthun.

28. Wer mit seinem assignirten Quartier nicht zufrieden ist, soll exemplarisch gestraft werden.

29. Niemand soll bei Leib und Leben durch andere als die gewöhnlichen Thore aus den Retrancheen und Festungen ziehen.

30. Niemand soll bei Strafe über Nacht abwesend sein ohne Erlaubniss seines Hauptmanns.

31. Versäumung der Wacht soll mit Eisen und Banden, auch Wasser und Brod und auch schärfer gestraft werden.

32. Trunkenheit auf der Wache soll mit Eisen und Banden oder nach Erkenntniss mit Verlust der Ehre und Verstossung vom Regiment gestraft werden.

33. Niemand soll auf der Wacht Allarm mit Schreien, Balgen oder Schiessen erregen, bei Leib- und Lebensstrafe.

34. Der Officier auf der Wache soll selbe wohl versehen, bei Lebensstrafe.

35. Wer die Schildwache nicht respectirt, soll ernstlich bestraft werden.

36. Wer Hand an die Wacht legt, soll am Leben gestraft werden.

37. Ebenso, wer auf die Patrulle das Gewehr zückt.

38. Ebenso wer im Feld oder Garnison auf der Schildwache schläft.

39. Desgleichen der Officier, der nicht auf der Wacht angetroffen wird.

40. Wer mit dem Feind correspondirt oder zu fechten sich weigert, soll als Verräther am Leben gestraft werden.

41. Hört der Commandant eines attaquirten Platzes einen seiner Untergebenen von Übergabe reden, soll er ihn aus dem Mittel zu räumen schuldig sein.

42. Der Commandant, der einen Platz ohne äusserste Noth übergibt, soll am Leben gestraft werden, und von den Gemeinen, wenn sie schuldig, der Zehnte sterben, die übrigen aber zu Schelmen gemacht werden.

43. Überläufer sollen gehenkt werden.

44. Wer ohne erhebliche Ursache beim Trommelrühren sich nicht bei seiner Compagnie einfindet, wird mit Eisen und Banden gestraft.

45. Meuterer, Verräther und deren Helfer werden ohne Gnade gehenkt.

46. Wer Worte hören lässt, wodurch Aufwieglung entstehen könnte, soll nach Wichtigkeit an dem Leben gestraft werden.

47. Wenn Truppen oder Compagnien im Treffen ihr Revier nicht erreichen, so soll der Officier Ehr und Leben verwirkt haben, von den Gemeinen der Zehnte aufgehenkt, die übrigen aber an die gefährlichsten Orte commandirt werden.

48. Gleichfalls sollen bestraft werden die Truppen, welche Feldschanzen und Redouten verlassen, es sei denn, dass sie nach ausgestandenen 3 Stürmen keine Entsatzung bekommen, und ihr augenscheinlicher Ruin vorhanden gewesen.

49. Bei Bataillen oder Rencontres soll keiner plündern, es sei denn, dass der Feind gänzlich aus dem Feld geschlagen; der Dawiderhandelnde mag von seinem Officier danieder gestossen werden.

50. Alle Gefangenen sollen der Generalität überliefert werden, bei willkürlicher Strafe.

51. Der Oberst, oder andere Officiere, der den Soldaten ihren Sold oder Proviant vorenthält, soll mit Verlust der Charge, an Ehre und Leben, nach Rechtserkenntniss unnachlässig gestraft werden.

52. Welcher Hauptmann die Musterung hintergangen, soll als unehrlich der Charge verlustig und als meineidig bestraft werden.

53. Kein Hauptmann ist ermächtigt, ohne Vorhewusst seines Obersten und Kriegs-Commissärs einen Soldaten seiner Dienste zu entlassen.

54. Jeder soll sich in der Musterung mit seinem rechten Tauf- und Zunamen, sowie Geburtsort einschreiben lassen.

55. Es soll keiner ohne seines Hauptmanns Erlaubniss einen Wächter an seine Seite stellen, jeder fleissig auf die ihm gegebene Losung und Parole achten, denn, wer sie vergisst oder eine unrechte gibt, soll nach Erkenntniss des Obersten an Leib und Leben gestraft werden.

56. Es soll sich keiner weiter, als er baares Geld hat, in's Spiel einlassen; wenn ein gemeiner Soldat mehr als $1/2$ Monat-Sold verspielt, soll er dem Gewinnenden nichts zu geben schuldig sein.

57. Wo Salva guardia angeschlagen, soll keiner dagegen handeln, bei Leibesstrafe.

58. Den abgeordneten Commissariis sollen die Regimenter und Compagnien alle gebührende Ehr und Respect erzeigen und sich nach denselben zu verhalten schuldig sein.

59. Es soll der Soldat 30 Tag für den Monat zu dienen schuldig sein und auch bei Verzögerung der Zahlung sich bei allen vorfallenden Commando's zum Dienst willig gebrauchen lassen.

60. Es soll Keiner hohen oder niederen Standes einen Übertreter wissentlich aufnehmen und verhehlen, bei Entsetzung seiner Charge, oder auch bei Leib- und Lebensstrafe.

61. Sofern dienlich erachtet würde, dass diesen Artikeln mehreres zugesetzt oder daran geändert würde, soll es durch öfteren Trommelschlag verkündet, und darüber gleich, als ob es in diese Artikelbriefe begriffen, gehalten werden.

1797 commandirte er einigemal die Reichsarmee, und als nach dem Ryswiker Frieden von den Franzosen Philippsburg geräumt wurde, verlieh ihm Se. Majestät mit Allerhöchster Entschliessung vom 7. Jänner 1698, „als einem wachsamen, tapferen und erfahrenen Officier", die Commandantenstelle. Bei der grossen Goldklemme erhielt Thüngen 7 Jahre keinen Gehalt, und als er auch die aus Eigenem bezahlten 1000 Thaler für Herstellung der Festungswerke nicht erhalten konnte, so sagte er oft scherzweise: „er hätte die Ehre, dass „ihm das heilige römische Reich 1000 Thaler schuldig sei". Am 9. Juni 1706 bewilligte ihm der Reichs-Convent als Ersatz die Auszahlung eines Römer-Monates, welcher 50 bis 60.000 Thaler ausmachte, was auch der Kaiser am 5. April 1707 bestätigte. Es scheint aber, dass ihm das heilige römische Reich auch den grössten Theil dieses Betrages schuldig geblieben ist, denn zwei Jahre vor seinem Tode, am 22. August 1707, gab er ein Memorial beim Reichs-Convent mit einer Specification um Bezahlung ein, wornach er bis dann nur 4830 fl. erhalten hatte.

Im Jahre 1701 begannen die Rüstungen zu dem spanischen Successions-Kriege, welchen der Ehrgeiz Ludwigs XIV. über Europa heraufbeschwor. Thüngen war eifrig bemüht, die Completirung der Reichsarmee zu bewerkstelligen. Am 15. Mai 1702 erfolgte die Kriegserklärung, und die erste Unternehmung war gegen Landau gerichtet, welches am 11. cernirt wurde. Erst am 4. Juli, als die Constabler aus Böhmen eintrafen, begann die Armirung der Batterien. Thüngen commandirte den Angriff gegen die Citadelle, bewaffnete am 7. eine Batterie mit 8 Vierundzwanzigpfündern und drang mit den Laufgräben am 12. bis auf 80 Schritte vom Fuss des Glacis. In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli hatten die Franzosen einen starken Ausfall unternommen, den aber Thüngen tapfer zurückschlug. In der darauffolgenden Nacht schlich sich der Genie-Director Roome mit einem Brigadier (Unterofficier) aus der Festung, um die Arbeiten näher zu

besichtigen, wurde aber gefangen genommen, während der Brigadier längs der Queich entkam und sich im Gebüsch versteckte. Hier entdeckte ihn Thüngen, und da er sich zur Wehr setzte, gab ihm Thüngen einen Hieb über das Gesicht und bei fortgesetztem Widerstand noch einen Stich in den Arm und nahm ihn persönlich gefangen. Am 24. Juli stand Thüngen nur mehr 15 Schritte vom Glacis. Der römische König Joseph traf an diesem Tage im Lager ein; Feldmarschall Thüngen hatte die Ehre, Se. Majestät in den Laufgräben zu begleiten, bei welcher Gelegenheit sich der König den grössten Gefahren aussetzte.

In der Nacht vom 16. auf den 17. August hatte sich Thüngen nach einem mehrstündigen und hartnäckigen Kampfe des ganzen bedeckten Weges der Citadelle bemeistert und eine Breschbatterie zu sechs Kanonen errichtet, — am 24. stellte er noch vier Geschütze in Bresche gegen das Ravelin und am 29. setzte er den Mineur unter dem Ravelin an. Seine Breschbatterien eröffneten am andern Morgen ihr Feuer; am 31. August liess Thüngen die Mine unter dem Ravelin springen, am 7. September bereitete er alles zum Sturm auf das Corps de place vor und am 8. erliess er hiezu die Disposition. Als eine Probe, wie vor 175 Jahren die Erstürmung eines befestigten Platzes behandelt wurde, folgt hier ein Auszug von Thüngen's Disposition:

„Erstlich bleibt die alte approche stehen, und werden noch „weiters dazu commandirt zu der neuen approche 1000 Mann und „200 Grenadiere, also 1200 Mann."

„Die alte approche bleibt in ihrem Posten stehen, wie sie wirk- „lich stehen thuet; und thun die 200 Arbeiter von der alten approche „sich theilen, und 100 mit der Reserve hinter das rechte epaulement „sich conjungiren."

„Die neue approche bis zur weitern repartition vertheilt sich in „zwey theyl, nemblich eine helffte hinter das epaulement rechter handt, „und die andere helffte hinter das Epaulement Linkher handt."

„Vor Allem aber sind die Ausgäng in Graben in standt zu „richten, und zwar rechter handt: Auff der Batterie von 6 Stück seind „die 3 schussscharten rechter handt, von welchen die 3 stuck weg- „geführt werdten, bei anbrechender Nacht zu Erweitern, damit durch „solche 3 schussscharten die sturmende Mannschafft so breit Möglich „auf Erhaltende Ordre marschiren Könne."

„Und Weillen Man sich auch der Sappe auf der Linkhen handt „Von solcher batterie auss zu ebenselbigem Ende bedienen muss, also „ist auch vor solcher Sappe dass davor sich befindende Loch rechter „handt der Travers mit Brettern ohnverweilt zu belegen."

„Undt dieses seyndt die beede Ausgäng Vor die auff den bastion „sturmende Mannschaft."

„Der Sturm auf den bastion soll mit folgender Mannschafft, Undt „in folgender Ordnung geschehen, Nemblich:

„Erstlich soll gehen ein Sergeant mit zwei Corporalen undt „20 Mann von den Arrestanten (diess war der sogenannte verlorene „Haufen), welche die Flinte auff den ruken henken, den sabel in der „handt, auff die brêche steigen sollen, und zwar ohne Anstalten.“

„Darauf folgen ein Sergeant (Lieutenant) mit 12 Grenadier. Undt „auff diessen ein Lieutenant mit 24 Grenadieren folgen thuet, welcher „aber auf der helffte der brêche, nemblich auff der berme, sich rechter „handt zwischen der pallisaten undt der Brustwehr mit seiner Mann„schaft ziehet und der Ihme gebender Mündlichen Ordre nachkommet.“

„Darauff folget der Capitain mit 40 Grenadieren, folget aber „nicht dem Letzten Lieutenant nach, längs den pallisaten, sondern „dem Ersten Lieutenant gerade auff die brêche, diessen zu secundiren; um zu souteniren, „folget noch darauff weiters Ein Major, Capitain und Lieutenant sambt „100 Grenadiers.“

„Auff diesse marchiren 100 arbeither mit einem Major, Capitain „und Lieutenant, und seindt die helffte mit hauen, die andere helffte „mit schauffeln zu Versehen, ausser 10, der ein jeder 50 lehre sandt„sack tragen muss.“

„Auf diese 100 marchiren wieder andere 100 arbeither mit „1 Capitain, Vorne 90 Mann, ein Jeder muss ein Faschinen- und 3 pflock „haben, die übrige zehn aber schlegel tragen müssen.“

„Worauf ein Obrister diesse sturmende Mannschaft zu souteniren „in Beraitschaft stehet, und zwar hinter den Linien, wo die Losange „ist, auff dem Feld, nemblich Linkher handt der batterie Nr. 3, undt „hat Bey sich 200 Man.“

„Zu dem sturm, so auff die Linkhe Flanque geschehen solle, „muss der Ausgang Erweitert werden, undt zwar die sappe zu der „Minen, so man gestern springen lassen.“

„Sodan kan auch zu obigem Ende gebraucht werden die sappe „so nach der alten brêche, so die Mine in der Face Vom ravelin „gemacht hat, gehen thuet.“

„Der sturm aber soll Eben auff die wenigk wie auff den bastion, „undt mit Eben so Viehl Mannschafft und in Eben solcher ordnung „geschehen. Ausser dass gleichwie die Mannschaft auf der brêche „dess bastions zur souteniren ein Obrister mit 200 Mann commandiret „worden, zu soutenirung diesser auff die brêche der Flanquen steigender „Mannschaft ein Obristlieutenant mit 200 Man zu commandiren ist, „welcher sich hinter dem Logement, so klar dem ravelin gemacht „worden, auff dem Feldt postiren thuet.“

„Die Attaque rechter handt commandirt der Herr General-Feld„marschall-Lieutenant Herzog von Saxen-Meinungen, welcher von Mir „selbst souteniret wird. Die Attaque Linkher handt commandiret der

„Herr General-Feld-Wachtmeister Baron von Rehbinder, welcher von „dem Herrn General Feldzeugmaister Grafen von Fürstenberg soutenirt „wirdt.“

„Alle übrige Mannschaft, so sich noch bei den Bataillonen be„findet, ist beordert, sambt Officieren und Fahnen, auf dem ordinari „Parade Platz ausszurucken.“

„Der General-Feldwachtmeister Prinz von Anspach bleibt mit der „alten approche zur reserve, und Erwartet weitere Ordre von Mir. „Und ist die helffte von der alten approche, nemblich von der breche„batterie inclusive anfangend, alles, wass rechter handt sich befindet, „an den Herrn General-Feldmarschall-Lieutenant Herzog von Saxen„Meinungen angewiesen. Die andere helffte aber Von der alten approche, „Von der batterie Von 4 stucken, so auff das ravelin geschossen, „anfangend, alles wass Linkher handt ist, ist an Herrn General Feld„Wachtmeister von Rehbinder angewiesen.“

„Die Officiers und arbeither sollen alle, So Viehl möglich, mit „Cürass versehen werden, und absonderlich die neun arbeither, so hin „und wieder zu gehen undt am Maisten Exponirt seindt.“

„Der Obristlieutenant Dümont, sambt einem conducteur undt „der helffte der Mineurs, ist zu der rechten Attaque distiniret und „verbleibt bei dem Herrn G. F. M. L. Herzog von Minungen, umb „von Ihnen weitere Ordre zu vernehmen. Der andere conducteur, „Thunger genannt, ist mit der andern helffte der Mineurs auff die „Linkhe Attaque destinirt undt hat sich bey Herrn G. F. W. von „Rehbinder aufzuhalten undt von demselben weitere Ordre zu Em„pfangen.“

Eine Stunde nach Mitternacht, vom 8. auf den 9. September, legte Feldmarschall Thüngen den Sturm an. Kaum waren die Minen aufgeflogen, als sich die beiden Colonnen auf die Breschen warfen. Die Franzosen leisteten kräftigen Widerstand. Man verbaute sich eiligst an der Spitze des Bastions. Der Besitz desselben, in welcher man 15 Kanonen eroberte, kostete kaum 25 Mann. Eine ungeheuere Demolirungsminen-Linie, welche wahrscheinlich den Stürmenden schwere Verluste bereitet hätte, konnte der Vertheidiger nicht zünden, da man seinen Mineur überraschte.

Mittags flatterte die weisse Fahne vom Walle, — Melac, der Zerstörer der Pfalz, capitulirte.

Im Jahre 1703 am 23. und 24. April griff Tallard den rechten Flügel der Stollhofener Linien, welchen Thüngen befehligte, mit 15 Bataillons und 30 Escadrons an, musste sich aber mit einem Verluste von 3000 Mann trotz seiner grossen Überlegenheit zurückziehen. Nun blieb Thüngen mit 13.000 Mann in diesen Linien, während der Prinz von Baden an die Donau marschirte. Tallard überschritt am 15. Juni wieder den Rhein, und obgleich dem Thüngen doppelt überlegen,

wagte er doch keinen Angriff, sondern marschirte gegen Breisach, welches er am 15. August cernirte, und das ihm vom FML. Grafen Arco schon am 6. September ohne geleistete äusserste Gegenwehr übergeben wurde. Arco hatte vom Prinz von Baden den Befehl erhalten: „sich bis auf den letzten Mann zu wehren — bis auf alle extremität, „und mit Ansetzung Leib und Lebens, mit Kopf und Hand, diese so „wichtige Festung für Kaiser und Reich zu erhalten".

Der Verlust eines so starken Bollwerkes von Süd-Deutschland in der unglaublich kurzen Zeit von drei Wochen rief in allen deutschen Gauen und insbesondere in der Armee einen lauten Schrei des Unwillens hervor, der bis zum Kaiserthrone drang, und mit dem sich das Wort Verrath fast ungescheut mischte. Der Prinz von Baden begehrte die Niedersetzung eines Kriegsgerichtes, was der Kaiser genehmigte, in Folge dessen dasselbe unter Vorsitz des Feldmarschalls Thüngen in Bregenz zusammenberufen, und der Prinz von Baden als Alter ego des Monarchen ermächtigt wurde, die Sentenz ohne Weiteres vollstrecken zu lassen.

Prinz Eugen von Savoyen schrieb diesfalls an Thüngen: „Ich „will auch Denselben hiemit nochmalen erwiedern, damit Sye in sothaner „inquisition ohn Ainzigen reguard mit aller Schärffe verfahren wollen, „denn sollte Ess sich finden, dass Ess mit gedachter defension, undt „folgsamb auch mit der geschwindten übergab nit richtig zugegangen „wäre, so ist in allweg von nötten, dass darwider ein exempel statuiret „werde; fahls aber sich zeigen wurde, dass der commandant sowohl „alss die übrige gesambte guarnisone Ihre schuldigkeit gethan hätte, „undt darunter auch nit mit Einem Simptom Ein haimbliche inconvenienz „Verborgen gewesen wäre, so ist billig, dass auch Selbigen Ihre „Ehre ungeschwächter verbleibe."

Erst am 4. Februar 1704 wurde die Untersuchung beendigt, und in Folge der kriegsgerichtlichen Sentenz FML. Graf Arco am Marktplatze zu Bregenz enthauptet, dessen Unter-Commandant FML. Graf Marsigli nebst dem Obersten Freiherrn von Ekh cassirt.

Aus Anlass dieses Kriegsgerichtes erliess der Hofkriegsrath nachstehenden Armeebefehl: „Die an dem Grafen von Arco vollbrachte „Execution und die Cassirung des Conte Marsigli und Baron von Ekh „kann zu genugsamben Spiegel und Beispiel dienen, anmit auch alle „Officiers belehren, wie fürohin sie die habende Ordre zu vollziehen „und ihren Oberen insoweit Gehorsamb zu leisten haben, als solcher „Ihro kaiserliche Majestät dienst nit wiederstrebet, und dieser mit des „Obern Befehl sich noch conformiret. Dafern aber der Obere von „seiner Schuldigkeit und Pflicht abweichen wollte, alsdann ein jeder „von denen Subalternis, nach der Ordnung, sich zu widerstellen nit „allein, sondern auch das Commando selbsten an sich zu ziehen, „befugt sein solle."

Der Hofkriegsrath hatte aus den Musterlisten ersehen, dass im Regiment, dem Thüngen als Inhaber vorstand, einige Officiersstellen unbesetzt waren, und ihn daher aufgefordert, diese vollständig zu erhalten. Hierüber äusserte sich Thüngen in einem Bericht von Rothweil, den 18. März 1704, welcher sehr treffend die damaligen Verhältnisse beleuchtet: „Ist auch nicht ohne, dass bei meinem unter- „stehenden Regiment Ein und andere Chargen sind vakant gewesen, „indem verschiedene Officiers während der Belagerung Landaus todt- „geschossen worden, welche ich der Ursache wegen von Stund an „nicht wiedervergeben habe, weil erstlichen den Winter nichts zu „thun gewesen, anderntheils aber mich zuvörderst mit meinem Obrist- „wachtmeister Herrn von Auwarth, welcher in Landau mitgelegen ist, „habe unterreden nnd befragen wollen, wo diejenigen seien, so „avancirt zu werden meritirten, denn ich pflege darin nicht nach „dem Alter und Rang zu sehen, sondern nach denen Meriten und „sehe auch so viel möglich darauf, dass die Officiers auch lesen und „schreiben können, denn es sind Verschiedene bei Regiment, welche „es nit verstehen, und ist solches auch eine Ursache mit, dass die „Granadier-Compagnie einige Zeit vakant gewesen, nachdem der „Haubtmann Tresia in Augsburg todtgeschossen worden, denn der „dabei gestandene Lieutenant ist zwar ein guter Soldat, kann aber „auch weder lesen noch schreiben, und ich bin daher Willens gewesen, „den Herrn Haubtmann Grosshans von Walcheren zu bemeldeter „Granadier-Compagnie zu nehmen, aber weilen derselbe noch bis dato „zu Landau, wegen ein und anderen Officier des Regiments gemachten „Schulden, als Geisel zurückgehalten wird, so habe endlichen doch „den bemeldeten Lieutenant als Haubtmann vorstellen lassen, wie „ingleichen alle andern Chargen wiederum vergeben, und zwar schon „zu anfang Februari, nachdem ich mich mit gedachten meinem Obrist- „wachtmeister, welcher bei dem ohnpartheiischen Kriegsrecht mitge- „sessen, deswegen unterredt gehabt."

Während in dem Feldzuge des Jahres 1704 der Markgraf von Bayreuth und Graf Styrum mit der kaiserlichen und Reichsarmee das Württembergische deckten, stand Thüngen mit 10.000 Mann vom Bodensee bis an den Schwarzwald und hatte die vornehmsten Passagen gedachten Waldes vor- und rückwärts mit Linien und durch Verhauen des Waldes dergestalt verwahrt, dass es unmöglich schien, dass der Feind durchdringen könne. Weiter unten im Schwarzwald lagen die Preussen nebst einigen schwäbischen und württembergischen Truppen nnd hatten auch zur Verhütung des Durchbruches alle Anstalten getroffen. Als aber der Knrfürst von Bayern und Marschall Marsin anrückten, hielt Thüngen für rathsamer, die Linien zu verlassen und sich bei Rothweil vortheilhafter aufznstellen. Hierauf passirte der Feind die Linien und stellte sich zwischen Duttlingen und Vil-

lingen auf. Nun vereinigten sich Bayreuth und Styrum mit Thüngen und schnitten den Bayern, die sich hinter einer Wagenburg von 6000 Wagen befanden, allen Proviant ab, wodurch diese viel zu leiden hatten. Am 20. Mai gelang es Tallard, sich mit 24.000 Mann mit den Bayern zu vereinigen. Bald aber rückte Prinz Eugen von Savoyen, welcher sich mit Marlborough's 30.000 Engländern, vereinigt hatte, heran; nun trachtete der Kurfürst von Bayern den Übergang über die Donau zu verwehren und liess zu diesem Zwecke durch ein Corps den Schellenberg besetzen, welcher am 2. Juli von den Verbündeten angegriffen und nach einem mörderischen Kampfe erstürmt wurde, wobei Thüngen durch seine Umgehung und Angriff der rechten Flanke den Ausschlag gab, dabei aber durch eine Karthaunenkugel am linken Arme verwundet wurde.

Am 13. August 1704 erfolgte die siegreiche Schlacht bei Hochstätt. Von seiner Wunde nothdürftig hergestellt, übernahm jetzt Thüngen, an der Spitze eines Corps von 20.000 Mann, die Belagerung von Ulm, sperrte die Zugänge auf dem linken Donau-Ufer und lagerte seine Truppen auf dem Kuh- und Michels-Berge in weitem Bogen bis zur Donau unterhalb der Stadt. Der grösste Theil seiner Cavallerie stand jenseits des Flusses hinter Schulterwehren. Nach dem Eintreffen des Belagerungsgeschützes eröffnete man am 2. September die Laufgräben auf beiden Ufern und im Süden des Platzes. Die Attake auf dem linken Ufer begann bei der Ziegelhütte und richtete sich gegen die Lausach; jene auf dem anderen Ufer sollte die Curtine längs des Flusses in Bresche legen. 20 schwere Geschütze wurden in Batterie gestellt. Am 8. September war auch der Angriff auf dem rechten Ufer so weit gediehen, dass man eine Batterie mit 10 Mörsern und eine zweite auf 10 schwere Stücke erbauen konnte. Am 9. begann das Brescheschiessen und für den Sturm wurde alles vorgerichtet. Da begehrte der Commandant am 10. zu capituliren, und am selben Tage zogen die Franzosen nach Strassburg ab. Am 12. hielt Thüngen an der Spitze seiner Truppen, unter dem Feuer des Geschützes, den Einzug.

260 Kanonen, 1200 Centner Pulver und grosse Vorräthe wurden vorgefunden.

Der Kaiser bezeugte Thüngen mittelst Handschreibens aus Nürnberg „Dero geschöpftes Vergnügen mit dieser so raschen That".

Noch am 13. hatte Thüngen seine Cavallerie nach Philippsburg in Marsch gesetzt, folgte am anderen Tage mit der Infanterie nach, überschritt am 25. den Rhein und stiess am 26. zum Belagerungs-Corps vor Landau, welches zu Ende des Jahres 1702 wieder verloren gegangen war.

Der Markgraf von Baden leitete persönlich die Belagerung; Thüngen hatte sein Hauptquartier in Guntramstein. Die Laufgräben

waren am 14. September eröffnet worden, am 22. traf der römische König Joseph I. vor der Festung ein. Das schlechte Wetter verzögerte die Angriffsarbeiten derart, dass man erst nach 46 Tagen im bedeckten Wege stand; am 24. November wehte die weisse Fahne von den Wällen; die Besatzung zog nach Frankreich ab, während die Kaiserlichen die Winterquartiere bezogen.

Im künftigen Jahre wurde Thüngen „in einer gewissen, sehr importanten und geheimen Expedition“ an den preussischen Hof nach Berlin gesendet, weshalb der Kaiser in den „Hand-Zeilen“ sich nachstehend ausdrückte: „dass Sie sich völlig auf ihn verliessen, dass „Ihnen seyne Treue, Eifer und Verschwiegenheit genugsam bekannt „sey, und dass Sie auch desshalb zu ihm eine besondere Confidenz „hätten“. Thüngen langte am 11. Jänner 1705 in Berlin an, wurde dort mit besonderen Ehren empfangen und erhielt, nachdem er sich seines Auftrages entledigt hatte, aus der Hand des Königs von Preussen den schwarzen Adler-Orden.

In diesem Jahre, nämlich 1705, wurde die kaiserliche Armee neu und gleichmässig uniformirt; Thüngen fragte beim Hofkriegsrathe an, welche Farbe die Aufschläge seines Regimentes erhalten sollten, und als ihm dies überlassen wurde, wählte er die rothe Farbe, welche das Regiment noch heut zu Tage führt. Mit der Uniform bürgerte sich auch der Schnurrbart mehr und mehr ein, Thüngen's Grenadiere waren als alte Soldaten bald damit versehen. Bisher hiess es von dieser Elite-Truppe: „Ein Grenadier muss nicht weibisch aussehen, sondern furchtbar, von schwarzbraunem Angesicht, schwarzen Haaren, mit einem starken Knebelbart, nicht leicht lachen oder freundlich thun.“

Nach seiner Rückkunft commandirte er die Truppen am Ober-Rhein, passirte Anfangs Mai den Rhein und bezog bei Lauterburg ein vortheilhaftes Lager, wo ihn die Franzosen angriffen, sich aber nach einigen Kanonenschüssen wieder zurückzogen. Am 30. Juli vereinigte er sich mit dem Prinzen Ludwig von Baden, rückte in die Hagenauer Linien und nahm die Festung Hagenau ein. Über diese Belagerung heisst es in dem Buche: „Merkwürdige Geschichten der berühmtesten Helden 1805“, dass die Besatzung unter General-Lieutenant Péri schon nach 7 Tagen auf das Äusserste gebracht war und auch keine Hoffnung auf Ersatz hatte. Durch das fürchterliche Schiessen wurde die Bresche immer grösser, aber da bemerkte ein Officier der Garnison, dass der grosse Morast vor der Festung sammt dem darüber führenden Damm nicht besetzt sei, worauf bei nächtlicher Weile die ganze Garnison unbemerkt über diesen Damm gegen Marienthal abzog und unangefochten Zabern erreichte. Thüngen hätte dann das leere Nest besetzt. Recht hübsch! aber von einem so erfahrenen General, wie Thüngen war, ist so etwas kaum anzunehmen, der bekanntlich im Dienste ungemein scharf und beispiellos streng war.

1706 führte Thüngen in Abwesenheit des Prinzen von Baden das Commando der Reichsarmee, rückte am 13. August mit 15.000 Mann bei Philippsburg über den Rhein, nachdem er 8000 Mann in den Stollhofer Linien gelassen, konnte aber gegen die feste Stellung der Franzosen nichts ausrichten und kehrte am 16. November wieder zurück. Als im Jahre 1707 der Prinz von Baden starb, übernahm der Markgraf von Bayreuth die Armee, während Thüngen das Commando in Philippsburg erhielt.

Mit Diplom vom 23. November 1708 erhob ihn der Kaiser Joseph I. in den Reichsgrafenstand mit dem Titel Hoch- und Wohlgeboren, für das Reich und die Erbländer.

Am 7. October 1709 commandirte er im Lager bei Speyer persönlich das fränkische Erspaische Regiment in den Kriegs-Exercitien im Feuer und hatte Mittags die sämmtliche Generalität bei sich zur Tafel; Tags darauf, den 8. October 1709, nach Besorgung der dienstlichen Correspondenz erlag der Held plötzlich einem Gehirnschlagfluss. In Speyer wurde seine Leiche einige Tage auf dem Paradebette ausgestellt, dann am 15. October in Begleituug der Generalität und einiger Regimenter zu Fuss auf einem von einer überaus grossen Anzahl Officiere umgebenen Trauerwagen nach Philippsburg gebracht und sein Andenken mit einer dreimaligen Lösung der Stücke der mitgebrachten Artillerie, sowohl beim Abschied von der Armee, als auch bei der Annäherung und dem Einzuge in Philippsburg gefeiert, dann die Leiche in die von ihm selbst erwählte Gruft zu Freudenthal überführt und dort beigesetzt. Er war 61 Jahre, 7 Monate und 23 Tage alt geworden und am 5. Jänner 1678 mit Maria Johanna, geborenen Fürstin von Stromberg, zu Würzburg vermählt, welche ihm 1739 im achtzigsten Lebensjahre nachfolgte. Seine Kinder waren vor ihm gestorben.

Sein Tod wurde im deutschen Reiche, dessen ältester General er gewesen, und von der Armee tief betrauert; man rühmt von ihm, „dass er in allen Begebenheiten eine sonderbare Klugheit und Tapferkeit spühren lassen, wie er denn niemals einige Gefahr gescheuet, und auch darüber ein Auge verloren hatte, jedoch sehe er mit Einem Auge mehr als andere mit zwei". Hierüber erschien damals im Feldlager bei Speyer nachstehendes Gedicht, welches in der ganzen Armee circulirte:

Unoculo des, Arge, manus et cedita palmam,
Quod centum nequennt, nnicns ille videt.
Carole, magnanimi, Dux imperterrite, cordis,
Siste novercanti jurgia ferre Deo,
Nam dextrum rapiens oculum tibi profuit uno,
Plus modo, qnam poteras ante duobns, agis,
Coeca licet media sit frons ex parte, quid inde?
Dextera, qua pugnas, est oculata manus.

Wo Thüngen das Auge verloren, war trotz der genauesten Forschung nicht zu eruiren; jedenfalls ist aber anzunehmen, dass dies im Kampfe gegen die Türken geschah, da seine Verwundungen in Deutschland genau angegeben sind.

Kaiser Leopold I. pflegte zu sagen: „Unter allen Völkern ist „keines treuer als die Teutschen, und unter den Teutschen Niemand „treuer als General Thüngen.“ Prinz Eugen von Savoyen hatte ihn dem Kaiser zum Commandanten in Strassburg mit den Worten vorgeschlagen: „weil Graf Thüngen seit so langer Zeit dem Reiche „gedient habe und nicht vor den Kopf gestossen werden dürfe“.

Lebhaft bedauerte Eugen seinen Verlust als „eines gar vernünftigen Generals“.

Thüngen liebte zwar einen Scherz, aber im Dienst war er sehr ernst, gegen Verbrecher scharf, aber unparteiisch, und den Franzosen „spinnefeind“, daher bei der Armee befohlen, dass jedes neugeborene Kind, bei der Taufe, nebst dem Teufel auch den Franzozen zu entsagen habe. Er hatte das Sprichwort: „So wahr ich Hans Carl heisse“, und wenn er dies in der Schlacht seinen Soldaten zurief, wirkte es mehr als die beste Rede. Er war vielleicht die letzte kernige und charakteristische Gestalt im Heerwesen des römisch-deutschen Reiches.

Kurz vor seinem Ableben war er beschäftigt, ein Institut für junge Adelige zu gründen, während er früher die Carl-Stiftung errichtet und viele Schenkungen für Kirchen, Schulen und Arme gemacht hatte. Er war ein besonderer Liebhaber alter Münzen und hatte eine reichhaltige Sammlung, vorzüglich römischer Münzen.

In der Pfarrkirche zu Freudenthal steht noch das dem Feldmarschall gewidmete kunstreiche Monument, in weissem Alabaster ausgeführt. In der Mitte steht, über schwarzem Hintergrund, der Held in Lebensgrösse, in voller Rüstung, mit dem Orden geschmückt. Das schwarze Pflaster, so er im Leben an Stelle des verlorenen Auges trug, ist in dem Bilde wiedergegeben und macht einen widerwärtigen Effect. Der über der Statue schwebende Engel ist im Begriff, ihm einen Lorbeerkranz aufzusetzen. Dem Engel zur Rechten kniet der Kriegsgott Mars, zur Linken hat er eine sitzende Pallas, zu seinen Füssen zwei weinende Genien. Unten erscheint Thüngen nochmals zu Pferde wie er seine Reiterei zum Streite führt, — im Hintergrunde die Festung Philippsburg.

Sein wohlgetroffenes Porträt befindet sich in der Fidei-Commiss-Bibliothek Sr. Majestät des Kaisers.

Ritter Amon von Treuenfest.
k. k. Rittmeister.

Fortschritte des Tollet'schen und des Gruber- und Völckner-schen Bausystems für Kasernen.

Im Jahrgange 1881 dieser Zeitschrift wurde in dem Literatur-Blatte (pag. 54) bei Besprechung einer den Kasernenbau betreffenden Broschüre auf die Vorzüge des Tollet'schen und des von gleichen Grundlagen ausgehenden, aber den klimatischen Verhältnissen von Österreich-Ungarn angepassten Bausystems von Gruber und Völckner hingewiesen.

Nach uns zugegangenen neueren Mittheilungen macht die Anwendung des ersteren Systemes, welches erst seit 10 Jahren in Übung steht, in Frankreich rasche Fortschritte, wobei in neuester Zeit, so wie bei dem letzteren Systeme, gerade Dächer mit der Bogen-Construction verbunden werden.

Ausser den Kasernen für 2 Artillerie - Regimenter und dem Militär-Spitale in Bourges, deren bereits in der oben angeführten Broschüre Erwähnung geschah, sind nunmehr die folgenden Objecte nach Tollet's System theils bereits ausgeführt, theils in der Ausführung begriffen:

Kaserne für 1 Infanterie-Bataillon in Bourges;

Kaserne für je 1 Infanterie-Regiment in Cosne und Autun;

Spital Bichat für 200 Betten in Paris;

Spital in Argenteuil (Seine et Oise);

Kranken-Abtheilungen des Gebärhauses von Lariboisière zu Paris;

Civil- und Militär-Spital zu St. Éloi bei Montpellier für 600 Betten.

Abtheilung für contagiöse Krankheiten bei dem Marine-Spital St. Maudrier zu Toulon;

Spital zu Hâvre;

Spital zu Lugo di Romagna in Italien;

Kirche und Schule der schwedischen Gemeinde zu Paris;

Schulen-Gruppe für 1100 Kinder im Quartier Menilmontant zu Paris;

Schul-Anlage mit Asyl für 200 Kinder zu Pierrepont (Meurthe et Moselle).

Nach dem System Gruber und Völckner werden, zufolge eines vom Gemeinderathe der Stadt Agram gefassten Beschlusses, die sämmtlichen Stallgebäude der dort zu erbauenden Cavallerie-, Artillerie- und Infanterie-Kasernen angelegt. Dieses System wurde auch für die Stallgebäude der Cavallerie-Regiments-Kaserne zu Steinamanger von dem Architekten derselben in Aussicht genommen.

Der ausrückende Stand und die Uebungen.

Hauptmann Wilhelm Piers im k. k. Infanterie-Regiment Nr. 15.

Nicht Alles ist Jedem begreiflich. Es gibt somit subjective Unbegreiflichkeiten, die dem Individuum nicht übel genommen werden dürfen. Mindestens darf es diesfalls nicht der Begriffstützigkeit geziehen werden, wenn es sich auch zeitweilig zu der vielcitirten und wenig beneideten Rolle des weissen Raben bequemen muss.

Fortschritt ist die Losung der Zeit, in der wir leben. Nimmer ruhend gährt es in den nach Besserem und Vollkommenerem strebenden Geistern. Alles, was denkt und sich zu höheren Gesichtspunkten emporzuschwingen trachtet, findet im Grossen wie im Kleinen Anstoss zu Wünschen und Hoffnungen nach dem Werkzeug des Fortschrittes, der Reform. Reform positiv — Reform negativ — das fluctuirt auf- und abwärts, trübt sich, klärt sich; das Gebäude der Wissenschaft ächzt in seinen Fugen, die Arbeiter und die Werkführer, ja selbst die berufensten Baumeister stehen oft zagend vor den ab und zu schreckhaften Gebrechen, die aus dem ewigen Wechsel der Theile im unvollendeten Ganzen resultiren, und — nichts desto weniger schreitet der Bau rüstig vorwärts ohne Unterlass. Die gesunde Reform in partiellem Sinne lässt eben keine Löcher zurück, d. h. sie stopft sie sofort, nachdem sie welche in das System geschlagen.

Man hört — wie oft! — die Klage: Um Himmelswillen, wann werden wir endlich zu einem gesunden, unverrückbaren System in unserer Militärwissenschaft im Allgemeinen, zu einer solchen Organisation, verbunden mit einer stabilen Taktik, wenigstens für den Umfang der einzelnen Heere gelangen? Und — die Antwort liegt doch so nahe; sie lautet: „Nie!"

Es gibt ja überhaupt kein Wissensgebiet, das seinen Culminationspunkt erreicht hätte, weil das menschliche Organ des Wissens, Forschens und Wollens, in Bezug auf seine Leistungsfähigkeit ein unberechenbarer Begriff bleibt, und seine schliessliche Erschöpfung wahrscheinlich in unendlicher Ferne liegt.

Wie überall, muss also auch in der Art militärischen Könnens das Gesetz der steten Reform im Detail, der sprungweisen Reform in grossen Principien walten, und es handelt sich nur darum, ob die Summe der positiven oder zum Besseren zielenden Reformen die der negativen oder rückschrittlichen überwiegt, oder umgekehrt. Denn auch das unglaubliche Letztere sieht man öfter geübt.

Mit dem bisher Gesagten wollte auf Zweierlei hingewiesen werden: auf die Berechtigung des Einzelnen, an der Stichhältigkeit des Bestehenden zu zweifeln, wenn es seiner individuellen Fassungskraft nicht zugänglich ist, und die Berechtigung der Reform im Ganzen, sowie die Berechtigung der Einzelnen, hiezu das Material zusammenzutragen.

Diese beiden Berechtigungen existiren, und es wäre überflüssig, darüber rechten zu wollen, was wohl allgemein anerkannt ist, wenn sich bei dieser Betrachtung nicht die Gelegenheit böte, auf einen Punkt hinzuweisen, der nicht überall seinem vollen Werthe nach geschätzt wird. Es ist dies der Umstand, dass diese fraglichen Berechtigungen dem Einzelnen aus den militärischen Kreisen nur bedingungsweise zugestanden werden können: Dem Soldaten ist das Rütteln an dem Bestehenden — und wäre es noch so anerkannt schlecht — nur dann erlaubt, wenn er sich jenes selbstlosen Pflichtgefühles bewusst ist, welches ihn zwingt, im Rahmen des Ganzen nach den eben vorhandenen — und wenn auch seiner besseren Ueberzeugung widersprechenden — Directiven zu handeln. Das ist die Rücksicht auf die erste Bedingung kriegerischer Erfolge und ihrer Vorbereitung im Frieden, auf die Einigkeit und Einheit, auf die Homogenität des Kriegswerkzeuges — der Armee.

Unter solchem Vorbehalte ergibt sich als einziges Feld für die Mitwirkung am fortschrittlichen Reformwerke für den Einzelnen die Fachliteratur, — in der Schule, am Übungsterrain, am Gefechtsfelde, mit Einem Worte an der Arbeit: gewissenhaftes, unentwegtes Fügen, freudige Hingebung und Einschmiegung als Bruchtheil in das grosse Ganze, in seine bestehende Eigenart, die durch den Willen der Oberleitung jeweilig Form und Wesen erhält, — in vernünftigem Sinne ein durchgeistigter Maschinentheil; — ist aber der dienstliche Mensch im stillen Heim abgestreift und die Zeit da, den wechselnden Eindrücken vor dem geistigen Auge Audienz zu geben, dann: freie Bahn dem Gedanken!

Eingangs ist der Freiheit des subjectiven Nichtbegreifens das Wort gesprochen worden. Eine solche Unbegreiflichkeit, die in allen Armeen perennirt, ist der Gebrauch, die Kriegsübungen mit Abtheilungen zu cultiviren, deren ausrückender Stand kaum ein Drittel, ja kaum ein Viertel der kriegsgemässen Stärke repräsentirt. Das ist's, was dem Schreiber dieser Blätter unfassbar erscheint, obgleich er das Princip seit 27 Jahren in die Anwendung zu überführen mithilft.

In dem Folgenden soll die Ansicht begründet werden, wie es viel zweckentsprechender erscheint: alle Übungen in den Thätigkeiten der elementaren Taktik — insbesondere der Infanterie — in der Regel mit kriegsgemäss starken Abtheilungen vorzunehmen.

Die Cavallerie entfällt aus dieser Reflexion, weil sie ihrer Natur nach — wenigstens bei uns — ohnehin im Frieden nahezu die Stärke des Krieges beibehält.

Die Artillerie so wie die technischen Truppen sind — in Anbetracht der von ihnen geforderten Leistungen — von den räumlichen Verhältnissen taktisch weniger beeinflusst.

Diese räumlichen Einflüsse sind aber in der Infanterie-Taktik von höchster Bedeutung und — neben anderen Momenten — in Beziehung auf das ventilirte Thema in hervorragender Weise maassgebend.

Das österreichische Reglement enthält in der Einleitung die principiell hervorragenden, nicht genug zu beherzigenden Worte: „Bei jeder Belehrung und Übung muss der praktische Kriegszweck allein massgebend sein, und diesen muss jeder zur Ausbildung Berufene stets im Auge behalten.“ So klar und betont findet sich das Princip in keinem anderen Reglement ausgesprochen. In keinem anderen Reglement finden sich überdies so deutlich ausgesprochene Bestimmungen über das Zusammenstellen mehrerer Friedensabtheilungen zu kriegsstarken oder annähernd solchen, wie in unserem; denn im französischen ist die Vereinigung zweier Sectionen, Compagnien und Bataillone nur zugestanden.

Wenn nun auch unser Reglement sichtlich auf Übungen in kriegsstarken Abtheilungen Werth legt, so ist dies doch nur in der Form einer Empfehlung, eingeschränkt durch herabstimmende Adjectiva, wie „thunlichst“ u. dgl., zum Ausdruck gebracht. Es fehlt der kategorische Imperativ, und überhaupt ist das Maass des hierin Gewollten der Willkür der Ausübenden anheimgestellt.

„Der praktische Kriegszweck soll bei der Ausbildung allein maassgebend sein.“ Diesen Grundsatz festhaltend, empfiehlt es sich, einen Blick auf die Verhältnisse im Kriege zu werfen. In den Krieg rückt man mit der mehr oder weniger completen Kriegsstärke. Das Mehr über 200 Köpfe, welches die Armeen an mit dem Feuergewehr bewaffneter Mannschaft für die Compagnie adoptirt haben, dürfte für den natürlichen Abgang gerechnet sein. Somit ergibt sich eine vollkommene Übereinstimmung in der Zweckmässigkeit der runden Zahl 200 für die Stärke der taktischen Infanterieeinheit niederster Ordnung (Italien ausgenommen).

Bis zur ersten bedeutenden Affaire oder aufreibenden Operationsphase ist sonach die Action mit normal starken Compagnien die unanfechtbare Regel.

Zwischen grösseren, verlustreichen Kriegsepochen und dem Anlangen der Ergänzungen ergeben sich wohl Zeiträume, in welchen einzelne Truppeneinheiten auf ein so geringes Effectiv sinken, dass sie dem Friedensstande nahekommen, doch das ist die Ausnahme.

Aus der Gegeneinanderstellung der Standesverhältnisse im Kriege und der gewohnten Art der Friedensübungen mit kaum einem Drittheil des normirten Kriegsstandes erhellt, dass im Frieden in der Regel in

einer Organisation geübt wird, welche im Kriege den Ausnahmsfall darstellt, und dagegen nur ausnahmsweise jenes Verhältniss eine Beachtung findet, welches im Kriege die Regel bildet.

Von vielen Seiten wird gegen die hier ausgeführte Logik der Thatsachen damit argumentirt, dass es gleichgiltig sei, ob die Abtheilungen stärker oder schwächer sind, weil sich Commandos und Ausführungsmodalitäten nicht ändern, und daher die Ausbildung unter der geringen Stärke der Abtheilungen keine Beeinträchtigung erleide. Dass dem nicht so ist, dass im Gegentheil die Übungen mit schwachen Ständen den Officieren, den Chargen und der Mannschaft ganz unrichtige Bilder vorführen und ihren Blick für die Verhältnisse des Raumes, der Zeit und die Beurtheilung der ihren Abtheilungen entsprechenden örtlichen Eigenthümlichkeiten in einer Richtung discipliniren, die von jener der im Kriege platzgreifenden Momente bedeutend abweicht, dass endlich die geringe Stärke der Abtheilungen ganz wesentliche Verrückungen in den Functionen der einzelnen für den Krieg auszubildenden Organe mit sich bringt, das Alles wird im Folgenden zu beleuchten versucht werden.

Die Commandos bleiben sich thatsächlich bei starken und schwachen Abtheilungen gleich. Es muss aber hier bemerkt werden, wie bei der geringen räumlichen Ausdehnung schon einer Friedenscompagnie — besonders bei unserem System der Decentralisirung der Befehlgebung — in den anderen Armeen, wo das Meiste direct auf das Commando des Compagnie-, respective Bataillons-Commandanten ausgeführt wird, weniger — die cumulirten Commandos der Zugs-Commandanten zu einem akustischen Chaos verschmelzen, welches den Stempel der Überflüssigkeit an sich trägt und daher einen üblen Eindruck verursacht. Ferner kommt noch die Kürze der Zeit hinzu, welche die kleinen Unterabtheilungen benöthigen, um die ihnen zukommenden Evolutionen auszuführen, woraus wieder der Übelstand folgt, dass die Zugscommandanten schlechterdings kaum die Musse finden können, ihre Commandosprüchlein auszurecitiren. Wie oft muss Einiges verschluckt werden, um nur das Folgende schnell genug herauszustottern. Alles dieses ist ganz natürlich. Die Verfassung des Reglements ist ja nicht für den Ausnahmsfall sechsrottiger Züge geschrieben, sondern für das normale Verhältniss zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte langer oder breiter Abtheilungen.

Was die Ausführungsmodalitäten anbelangt, so ergeben sich in der Arbeit mit kleinen und jener mit grossen Ständen bedeutende Unterschiede. So verschwinden vor allem schon die charakteristischen Merkmale der normalen und der offenen Colonnen derart, dass man oft mit nicht auszuführenden Commandos, zum Zwecke der blossen Andeutung der Formation, Abhilfe treffen muss. Ausserdem sind die Bewegungen mit den kurzen Abtheilungen so leicht auszuführen,

die Richtung, der fixe Schluss zwischen den Männern so gegenstandslos, dass die Aufmerksamkeit und hiemit der Appell der Leute unwillkürlich verloren geht, wenn er nicht fortwährend durch energische Ermahnung aufrecht erhalten wird. Der Mann sieht eben, dass er einen gemachten Fehler, eine verbrochene Nachlässigkeit in der kurzen Front mit Leichtigkeit gut machen kann, und verliert die Besorgniss vor Missgriffen. Dies gilt hauptsächlich für die Colonnenformen, die doch häufiger vorkommen als die breiten Linien, in welch' letzteren dieser Unterschied nicht so merklich wird.

Die Dichte der eingetheilten Chargen, die vielleicht mitunter als Vortheil angesehen werden mag, kann erfahrungsgemäss als solcher nicht acceptirt werden. Für ihren Theil profitiren sie wenig, weil sie eben bei den kleinen Abtheilungen, denen sie als Rahmen dienen, einen sehr beschränkten eigenen Wirkungskreis haben. Für die eingerahmte Mannschaft repräsentiren sie zwar eine Detailcontrole, die aber dadurch schädlich wirkt, dass sie den Mangel an Selbständigkeit grosszieht. Die Verlässlichkeit des Mannes als Individuum muss ihm in der Einzelausbildung beigebracht sein, — in der Eintheilung im Zuge, in der Compagnie etc. muss sie schon gefordert werden können. Vom Zuge an muss die Function des Ganzen — und so fort in der Compagnie und im Bataillon — das Ziel der Anstrengungen bilden.

Es liesse sich noch Manches in Bezug auf die geschlossenen Evolutionen anführen. Da aber das Obige allein für die beabsichtigte Beweisführung genügende Andeutungen enthält, so erscheint es angezeigt, hierüber abzubrechen und auf das interessantere und wichtigere Substrat unserer modernen Taktik, die Infanteriethätigkeit in der Kampf linie, das Schwarmgefecht, überzugehen. Mehr als irgendwo hat der wiederholt citirte Satz von dem Kriegszwecke als exclusiver Grundlage der Ausbildung seine hohe Bedeutung für jene Thätigkeitssphäre in welcher alle Factoren des Krieges — durch die lange Kette der vorbereitenden Operationen auf die Schlussform reducirt — im energischesten, in Zeit und Raum concentrirten Ringen zur endlichen Entscheidung drängen.

Betrachtet man den Gang der Ausbildung im praktischen Sinne durch die Übung des Gefechtes in dieser Phase mit Abtheilungen von geringer Stärke, wie dies bis jetzt Regel ist, so drängen sich so viele Zweckwidrigkeiten auf, dass der Wunsch nach der hier befürworteten Reform immer reger werden muss. Um das Plaidoyer nicht ungebührlich auszudehnen, kann aus dem vielen Materiale nur mässig geschöpft werden, aber auch das wird genügen, um die Richtigkeit des Verfochtenen nachzuweisen.

Objecte der beabsichtigten Ausbildung und praktischen Vervollkommnung sind: die Mannschaft, die Schwarmführer, die Zugs-, Compagnie- und Bataillonscommandanten, die Letzteren schon hauptsäch-

lich in der Führung, weil einestheils die bis zu dieser Dienstsphäre angesammelte Kriegs- und Friedenserfahrung die Entbehrlichkeit der mechanischen Übung voraussehen lässt, anderseits die Aufgabe derselben bereits von dem Detail entlastet erscheint. Von den höheren Functionären gilt das Nämliche in progressivem Verhältnisse.

Beginnen wir beim Schwarm- und Zugsführer, so zeigt sich sofort, dass im kleinen Zuge, der nur einen Schwarm enthält, der Eine und der Andere gar nichts lernt oder nur falsche Begriffe einheimst. Der Zugscommandant beschränkt sich entweder auf die Rolle eines höchst überflüssigen Echo's des Compagnie-Commandanten, oder er will doch etwas leisten, gängelt den Schwarmführer auf Schritt und Tritt nnd verkümmert ihm jede Initiative, die zu erreichen doch der wesentlichste Zweck der Arbeit ist. Der Schwarmführer hingegen fühlt im ersten Falle die Nichtigkeit seines unmittelbaren Vorgesetzten und gewöhnt sich an die Idee seiner factisch unmittelbaren Dependenz vom Compagnie-Commandanten, oder sieht sich im zweiten Falle nnr als eine Art Markirer an und wartet für jede Thatäusserung auf den Impuls vom Zugscommandanten. Freilich lässt sich auch unter so prekären Umständen ein vernünftiger modus vivendi finden, z. B. die Function des Zugscommandanten als eingeschobener Instructor, oder die Übernahme der Schwarmführung durch Letzteren und die Behandlung des Schwarmführers als eine Art Adlatus u. s. w. Es bleibt aber immer ein unnatürliches, dem Kriegsbedürfnisse wenig entsprechendes, daher auch bei der Übung geradezu schädliches Verhältniss.

Wenn Beide dem Reglement entsprechen wollen, so führt bei Bewegungen des — mit dem Zuge identisehen — Schwarmes der demselben vorausgehende Schwarmführer, während der dem — mit dem Schwarm indentischen — Zuge folgende Zugscommandant gleichzeitig commandirt. Da nun zwischen den Begriffen der Führung und des Commandirens in unserem Falle eine scharfe Grenze sich nicht leicht bestimmen lässt, so ergibt sich die Anomalie, dass förmlich ein Commandant vorn und einer rückwärts Einflüsse geltend machen, die im Drange des Augenblicks nicht immer harmoniren. In einem solchen Falle pendelt das Zwitterding — nicht Schwarm, nicht Zug, bei Licht betrachtet — zwischen Beiden in einer Art hin und her, die eher alles Andere verräth, nur keine sichere Führung. Sicherheit aber im Befehlen wie im Gehorchen ist wieder ein wesentliches Ziel der militärischen Erziehung.

Die so wichtige Leitung der Schwarmlinie durch Dirigirung des Directionsschwarmes, das Vor- und Zurücknehmen der Flügel, die correcte Tournirung mit bereits aufgelösten Feuerlinien (nach der Terminologie unseres Reglements: die Schwarmlinien mit ihren zugehörigen Unterstützungen zusammengefasst, das sprungweise Vorgehen mit den Linien einzelner Züge oder Theilen der Schwarmlinie, das

Aussondern einzelner Züge oder Schwärme zur Unterstützung des Bajonnetanlaufes durch Feuer, — das sind alles Dinge, die häufiger Anschauung bedürfen, und deren erspriessliche Übung nur mit längeren, gegliederten Schwarmlinien durchführbar ist.

Es wird mit Recht für die meisten Fälle die anfängliche Auflösung flügelweise, d. h. mit Theilung der einzelnen Züge in Schwarmlinie und Unterstützung, recommandirt. Soll der Apparat in diesem Sinne im Ernstfall nicht versagen und eine Verschwendung an Zeit nicht eintreten, so will das auch geübt sein. Wie soll das aber geübt werden, wenn der Zug nur Einen Schwarm hat?

Eine Palliativ-Abhilfe, für welche man sich aber auch nicht erwärmen kann, bestünde vielleicht in der Zulässigkeit, auch unter acht Rotten starke Züge in zwei Schwärme zu theilen.

Späher, Flankendeckungen, Gefechtspatrullen sind wichtige Dinge, deren richtiger Gebrauch in die Gewohnheit übergehen soll. Wenn aber von dem einen schwachen Zug eine Gefechtspatrulle, von dem anderen ein Späher und zwei Flankenläufer entnommen sind, — was bleibt übrig, um den Leuten ein kriegsgemässes Bild zu geben?

Man sieht gar oft die wunderlichsten Anstrengungen, um einer solchen Übung mit den Friedenscompagnien einen gewissen Anstrich zu geben. Es geht nicht! Streckt man einmal die Schwarmlinie, um doch eine menschliche Directionsveränderung zu Stande zu bringen, so wird sie zu schütter; bringt man sie auf die zweckmässig erkannte und vorgeschriebene Dichte, so wird sie zu kurz, um eine der schwierigeren, daher der intensiven Durchbildung bedürftigen Bewegungen zu begründen; will man einen feindlichen Flügel umfassen, so reisst sofort ein Loch in die Linie, grösser als jeder der Schwärme oder beide zusammen genommen. Der schwerfällig denkende Mann fühlt bei solchen Übungen keine Anregung zu ihm ganz neuen Vorstellungen; der denkgeübte Officier sieht etwas ganz Anderes als das Bild das er sich aus der Theorie construirt hat.

Auch die Ausnützung der Terrainvortheile und das correcte Mittel zwischen der Vermeidung des unnützen Blosstellens und der Entartung des Versteckens, so wie die präponderante Rücksicht auf den Ausschuss, endlich das geschickte Freihalten des Schussfeldes für die rückwärtigen und die Vermeidung der Gefährdung vorwärtiger Partikel der Schwarmlinie sind Ausbildungszweige, welche nur dann nutzbar cultivirt werden können, wenn die Bedingungen des ernsten Gefechtes an Zahl, Dichte und Gruppirung thatsächlich vorhanden sind. So auch das Eindoubliren aufgelöster und geschlossener Unterstützungsstaffeln.

Alle Schwierigkeiten der Leitung sowohl, wie der Durchführung des Schwarmgefechtes kommen überhaupt nur dann zum wirklichen Ausdrucke, wenn die Organisation des ganzen Apparates feldmässig ist. Und nur an diesen Schwierigkeiten ist es möglich, gedeihlichen

praktischen Unterricht zu ertheilen. Die Schulung der Mannschaft im Einzelnen muss vorher im isolirten Schwarme und im Einzelunterrichte auf den entsprechenden Grad der Vollkommenheit gebracht worden sein. Damit soll sich die Ausbildnng des Znges, der Compagnie nur insoweit zu befassen haben, als es die Überwachung und Anhaltung einzelner Fehlenden immer erforderlich macht.

Es entsteht nun die Frage, ob das Princip: „Die formellen Übungen sowohl, als die eigentlichen Gefechtsübungen sind grundsätzlich und in der Regel mit durch Combinirung auf wenigstens annähernde zwei Drittel - Kriegsstärke gebrachten Abtheilungen vorznnehmen“ gegründeten Anfechtungen ausgesetzt ist oder nicht?

Wenn man dagegen einwenden sollte, dass bei der Anwendung eines solchen Ausbildungsmodus den Officieren und fallweise zur Führung von Zügen berufenen Unterofficieren die Gelegenheit zur Routinirung entzogen würde, so lässt sich Folgendes als Replik anführen: Es ist wahr, dass mitunter ein Theil der jüngeren Corporale die Eintheilung im Gliede finden müsste, und daher nur die Rangsälteren die Führung der Schwärme im Verbande durch Ausübung kennen lernen würden. Ebenso wahr ist es, dass die Feldwebel und älteren Zugsführer seltener, und selbst Cadeten nicht immer Züge commandiren könnten. Trotzdem lässt sich ohne Anstand behaupten, dass Alle viel gründlicher und fruchtbarer von den Übungen profitiren müssten, aus dem einfachen Grunde, weil sie — soweit es überhaupt im Frieden möglich — echt kriegsgemässe Anschauungen vor Augen hätten, wenn sie auch nicht so oft zur thätigen Theilnahme gelangten. Die Hauptleute, Officiere und Cadeten, welche in den combinirten Compagnien keine Eintheilnng finden, verlieren nicht so viel, als man glaubt; im Gegentheil — sie gewinnen an Belehrung, wenn es ihnen vergönnt ist, als interressirte Zuschauer einen Gesammtüberblick über den ganzen Vorgang wahrzunehmen und Vergleiche mit den eigenen Ansichten zur kritischen Besprechung zu bringen.

Übrigens sind die Standesverhältnisse selten so günstig, dass bei Combinirung kriegsgemässer Abtheilungen ein gar so bedeutender Überschuss an Officieren und Chargen entfallen könnte. Wenn dieser Fall aber einträte, so wäre ein Wechsel der Zugscommandanten und Schwarmführer in der Hälfte der Übung geradezu zweckmässig, indem diese ohnehin mehr als die übrige Mannschaft angestrengten Chargen sich ihrer Aufgabe mit desto mehr Verve widmen könnten, da sie durch die Ablösung eine Erholung finden würden. Auch wäre die Verwendung eines Theiles der Chargen zur Markirung des Gegners oder supponirter Abtheilungen u. dgl., wenn solche nöthig, zulässig.

Ein weiterer nahe liegender Einwand wäre die Beirrung der Selbständigkeit und persönlichen Verantwortung der Compagnie-Commandanten. In dieser Beziehung scheint es fürwahr, dass die

Gegenwart nur allzu geneigt ist, mit ihren Ansichten über das Ziel zu schiessen. Der Glaube an das Wort: „der Sieg liege — schon bald ausschliesslich — in den Händen der Compagnie-Commandanten", droht nachgerade in einen Aberglauben auszuarten. Der menschliche Geist unterliegt der Schwäche, sich den Extremen zuzuneigen, und doch hatte vielleicht Niemand mehr als wir — wenigstens in den letzten Decennien — ausgiebige Gelegenheit, die traurigen Folgen dieser Verirrung zu studiren.

Die Wichtigkeit, der entscheidende Wirkungskreis des Hauptmanns in der moralischen, intellectuellen und praktischen Erziehung der Truppe ist so evident, dass es heutzutage Niemandem einfallen wird, daran mäkeln zu wollen. Er ist es, der seiner Compagnie ihren typischen Werth verleiht, indem er einen Theil seiner Individualität auf dieselbe überträgt. Diese Vererbung der verschiedenen Eigenschaften, welche die Eine Compagnie in einer, eine zweite in einer anderen Richtung qualificiren, ist ein eminent wichtiger Factor, mit dem der denkende höhere Führer zu rechnen hat. Dies wäre in noch höherem Grade der Fall, wenn es möglich wäre, eine grössere Zahl von Hauptleuten mit ihren je länger geleiteten Compagnien in den Krieg ziehen zu lassen. Dies Alles zugegeben, ändert sich doch nichts an der Sache, wenn die besprochene Reform ins Leben treten würde.

Damit dass vom Beginne der Übungen im Compagnie-Verbande der Hauptmann seine Compagnie — als Zug formirt — innerhalb einer durch andere Compagnien ergänzten kriegsgemässen Abtheilung nur an jedem vierten Übungstage persönlich befehligt, an den übrigen Tagen aber nur beobachtet, ist wahrlich nicht so viel verloren. Er hat ja die ganze vorhergegangene Zeit — von der Einstellung der Rekruten an — Schritt für Schritt die Ausbildung geleitet; er war es ja, der, die Officiere und Unterofficiere als Vermittlungsorgane benützend, jedem einzelnen Manne einen Theil seines Wesens eingepfropft hat; er weiss genau, wo die Fähigkeit zur Vollkommenheit gediehen, wo es noch zu bessern gibt, wo es fehlt; er hat endlich den ausgiebigsten Einfluss auf den eigentlichen Schlusspunkt der individuellen Ausbildung im Schiessen, im Marschiren, in der Bewegung und Disciplinirung der Männer und Schwärme, d. h. auf die allzeit entsprechende Functionirung des Zuges genommen.

Mit der Ausbildung des Zuges aber ist, in berechtigtem Sinne, die Fertigstellung der grossen Masse der Soldaten zum Kriegsgebrauche als abgeschlossen zu betrachten. Von da ab beginnt die Instruction auf das Feld der Schulung in der taktischen Führung überzugehen. Der Zug ist die erste Abtheilung, in welcher eine Zahl von Individuen zu einem Ganzen verschmilzt, welchem im grossen Kriege eine gewisse Rolle zufällt. Die Übungen für die Verwendungen der Compagnie im Kriege sind nichts Anderes als die Vereinigung der vier

Züge zu einem Ganzen, als die Verwerthung der bis dahin erlangten Fähigkeiten zum Zusammenwirken in dem organischen Zusammenhange jenes Infanteriekörpers, welchen die moderne Kriegswissenschaft als die taktische Einheit niederster Ordnung anerkennt. Das Compagnie-Exerciren aber — sei es im formellen Sinne, sei es in jenem der Gefechtsübung oder der applicatorischen Schulung im Terrain — ist nicht um Vieles verschieden von einer Übung im Zuge. Wenigstens auf der Grundlage unseres Exercir-Reglements kann es definirt werden als die combinirte Action von mehreren Zügen.

In keinem Reglement der Grossmächte ist das Princip der stufenweisen Verselbständigung der Unterabtheilungen so vollständig durchgeführt wie in unserem, und in keiner Armee ist daher dem Übergang znm Principe der Übung in kriegsstarken Abtheilungen derart vorgearbeitet wie in der österreichischen.

Um nun auf die Frage der Selbständigkeit der Compagnie-Commandanten zurückzukommen, so ergibt sich aus dem Vorangegangenen, dass durch die Anwendung des plaidirten Principes der Wirkungskreis des Hauptmannes in seiner meritorischen Bedeutung keineswegs nachtheilig tangirt erscheint.

Der Hauptmann kann sein Jahrespensum — seine specifische Aufgabe — als vollständig gelöst erachten, wenn das ihm im Frieden zugewiesene Personal, einschliesslich des letzteingerückten Recrutencontingents, derart vorgeschritten ist, dass es den Anforderungen des Krieges entspricht, u. zw. sowohl für die verschiedenen Einzelthätigkeiten der Individuen in allen Zweigen des Felddienstes, als insbesondere für die Kampfthätigkeit im Zuge.

Dass von diesem Standpunkte der Ausbildung ab dem Hauptmann die ausschliessliche Befehlgebung an seine Abtheilung entgeht, ist ein Umstand, der aus dem Unterschiede zwischen Friedensstand und Kriegsstand resultirt und bei der Nothwendigkeit der Heeresorganisation, wie sie ist, fortbestehen muss; aber eine einschneidende Beirrung der Selbständigkeit kann darin nicht erblickt werden, wenn man auf diese Selbständigkeit nicht absichtlich einen übertriebenen Werth legen will.

Theilweise um das oft ins Widerwärtige spielende Hangen an der vielbesprochenen Selbständigkeit zu illustriren, theils als eine ernste Concession folgt hier, in der Form eines Beispieles, die Art, wie die Anordnung der Übungen von Seite der Bataillons-Commandanten geschehen könnte:

„Die *X.* Compagnie exercirt morgen geschlossen am Exercirplatz, und wird derselben die Mannschaft der übrigen Compagnien, ferner die Herren . . . . . zur Completirung zugewiesen."

Ganz ähnlich wie bei der Compagnie stehen die Verhältnisse beim Bataillon. Auch bei der Übung im kriegsgemäss starken Batail-

lon müssen Commandant, Officiere und Mannschaft eine viel klarere und gediegenere Kenntniss ihrer Feld- und Kampfthätigkeiten erlangen, als dies im Wege der zwar häufiger wiederholten, aber nur verzerrte Miniatur-Verhältnisse zeigenden Exercitien in friedensschwachen Abtheilungen möglich ist.

Schliesslich ist es nicht zu verkennen, dass bei Adoptirung des Systems der ebnenden Einflussnahme der Stabsofficiere auf die homogene Durchbildung der Compagnien eine Erleichterung geschaffen würde.

Bei der Behandlung des vorliegenden Thema's darf die Nothwendigkeit der Übungen in grösseren Körpern nicht vergessen werden. Wenn auch die Kostspieligkeit dieses wichtigen Ausbildungsmittels für höhere Commandanten und Officiere, ja selbst in gewissen Hinsichten für die Mannschaft, ferner die Rücksicht auf die Culturen eine leidige Einschränkung bedingt und das, was in dieser Richtung geschehen kann, dem Zwecke nur wenig genügt, so sind die Gefechtsübungen in grösseren Verbänden auch in diesen eng gezogenen Grenzen noch immer so unentbehrlich, dass an denselben nicht gemäkelt werden darf.

Aus diesen Gründen verbietet sich, von der Brigade aufwärts, das Formiren von kriegsstarken Abtheilungen von selbst. Es wäre ja fast unmöglich, eine kriegsstarke Infanterie-Truppen-Division zum Zwecke von Übungen nur je nach einigen Jahren einmal zu concentriren, es wäre denn durch Verstärkung der Friedensabtheilung durch die zu den Waffenübungen einberufene Reserve-Mannschaft im letzten Drittel der für letztere festgesetzten Übungszeit. Vielleicht wird in der Zukunft auch in dieser Beziehung so viel geschehen können, dass wenigstens in weit auseinanderliegenden Epochen Massenlager mit kriegsstarken und im vollsten Sinne kriegsgemäss organisirten Armeekörpern das Bild des Krieges dem physischen Auge entrollen. Nunmehr sind das fromme Wünsche, und geschieht eben das Mögliche. In diesem Möglichen, das wir alljährlich sehen, und mit dem wir uns — faute de mieux — einverstanden erklären müssen, findet aber das kritisch folgernde Auge ein Haar, welches seiner störenden Wirkung halber entfernt werden sollte.

Im Zusammenhange mit dem bisher Gesagten ist es nämlich selbstverständlich, dass von einer Ausdehnnng der principiellen praktischen Ausbildung in kriegsstarken Verbänden über das Bataillon hinaus nicht die Rede sein kann. Vielmehr ergibt sich hieraus die nothwendige Folge, dass — als Vorbereitung für die Übungen in grösseren Verbänden — noch vor Beginn der für solche bestimmten Jahres periode die Compagnien und Bataillone für die Action mit Friedensständen eingeübt werden und in diesem Verhältnisse an den Herbstübungen theilnehmen müssten. Das ist in wenigen Tagen zu erreichen.

Das Haar, von welchem eben die Sprache war und welches aus der bisherigen Gepflogenheit, die in Bezug auf grosse Übungen in diesem Essay sonst unberührt bleibt, eliminirt werden soll, besteht in der üblichen Auffassung des Raumes.

Ohne den Spielraum, den unsere Instruction für Waffenübungen gewährt, zu missbrauchen, wird bei denselben gewöhnlich das Maass des Raumes im Terrain nach der Tiefe normal aufgefasst, hingegen in der Breitenausdehnung nach der Kopfzahl der Soldaten oder vielmehr der Gewehre bemessen.

Wenn nun dem Calcul der Gefechtsverhältnisse im Allgemeinen, der Kampfverhältnisse im Einzelnen der Begriff der, den taktischen Einheiten von der niedersten bis zur höchsten Ordnung anhaftenden, kriegsgemässen Dimensionen geraubt wird, so folgt daraus dass auch die ihnen naturgemäss zukommenden Räume am Gelände verrückt erscheinen, und schliesslich die Zeitberechnung eine den Bedingungungen des Krieges völlig fremde wird. Aus der ungleichen Verjüngung der Tiefen- und Breitenabmessungen resultirt überdies eine vollkommene Verzerrung der Draufsicht jeder taktischen Action. Und wenn wir von dem Resultate dieser Übungen die Factoren — wohlverstanden die wichtigen Factoren — des Raumes und der Zeit subtrahiren, was bleibt dann noch? — Das Terrain? Ja, das bleibt, aber entkleidet seiner wichtigsten Einflüsse. Denn das Übrige schrumpft mit dem Fehlen der ersten zwei Factoren zur Geringfügigkeit zusammen.

Die Abhilfe gegen so augenfällige Schäden in der Ausbildungsmethode liegt sehr einfach in der Bestimmung, dass alle Übungen mit Friedensständen — wo solche in grossen Verbänden geboten erscheinen — unter Vindicirung der den einzelnen Abtheilungen bei Kriegsstärke zukommenden Ausdehnungen im Terrain durchzuführen wären. Selbstverständlich bezieht sich dies hauptsächlich auf die Kampfformation. In der geschlossenen Ordnung der Züge und Compagnien ergibt sich die Breite von selbst, wogegen die höheren Verbände von der Brigade aufwärts schon in der Disposition mit den Treffen — innerhalb derselben — die nöthigen Abweichungen hinsichtlich der Intervalle berücksichtigen müssten. Ja man könnte vielleicht noch einen Schritt weiter gehen und schon in der Marschform, durch die Erweiterung der Distanzen zwischen den in sich geschlossenen Compagnien, jedem Bataillon die der Kriegsstärke entsprechende Colonnentiefe geben, weil solche auf die Zeit der Entwicklung den wichtigsten Einfluss übt u. s. w.

Für die Durchführung einer solchen Reform würden wenige einfache Directiven genügen.

Das Wichtigste hiebei wäre eine Reihe von Bestimmungen für das Benehmen des Zuges als Schwarmlinie in der — so gedacht —

abnormalen (nämlich Friedens-) Stärke. Vielleicht wäre es das Natürlichste, den Rottenpaaren die Geltung als Schwärme zu vindiciren und ihnen für das gewöhnliche und das verdichtete Verhältniss approximative Ausdehnungen vorzuschreiben, welche denen der Kriegsformation entsprechen. Das Weitere ergibt sich dann zumeist von selbst.

Im Sinne unserer Instruction für Waffenübungen würde da freilich die „Intensität der Feuerwirkung“ nicht so zum Ausdruck kommen, wie es aus compact zusammengedrängten Fronten geschieht. Doch dürfte das kein so empfindlicher Verlust für die anschauliche Belehrung sein. Der moralische Eindruck, der in dieser Weise dargestellt werden soll, reducirt sich mit Exercirpatronen und mit Ausschluss der einschlagenden und vorübersausenden Geschosse, sowie der Gefahr ohnehin auf eine so schwache Copie des Ernstes, dass ein bischen mehr oder weniger an aufgetragener Farbe für die Qualität des Bildes gegenstandslos wird. Wer, einmal nur, der Musik eines echten Gefechtes oder der Schlacht gelauscht, dem kann kein noch so künstlich arrangirtes Manöverconcert imponiren.

Ganz gewiss würde mit dieser Methode noch immer nicht einmal annähernd das wahre Kriegsbild geschaffen. Man kann sogar mit Recht sagen, dass damit für die eine aus dem Wege geschaffte Unrichtigkeit der Darstellung, nämlich die Verzerrung der räumlichen Verhältnisse, eine andere Unrichtigkeit, nämlich die unnatürlich geringe Dichte der agirenden Truppen, gesetzt erscheint. Die projectirte Darstellungsmethode unserer Übungssubstrate will — um bei dem Vergleiche zu bleiben — das bisherige Verhältniss umkehren und die Schattirung vernachlässigen, um desto eingehender die Contour zu pflegen. Dies aber nur bei den Übungen im grossen Maassstabe und da nur nothgedrungen. Bis zum Bataillon, wo dies möglich ist, hingegen will sie das Bild in Contour sowohl, wie in der Schattirung gleich gepflegt sehen, umsomehr als es bei grösseren Körpern — wie schon früher erwähnt — hauptsächlich der Führung durch höhere und niedere Commandanten gilt, und nicht mehr der Detailausbildung der Mannschaft.

Ein ähnliches Ringen zwischen zwei scheinbar gleichwerthigen, einander widerstrebenden und ausschliessenden Factoren sehen wir auf dem Gebiete der Terraindarstellung. Die reine Isohypsen-Manier kämpft seit Jahren mit der Schraffenmanier einen erbitterten Kampf. Wir stehen momentan in diesem Streite auf dem Punkte der Compromisse. Das geht in der Kartographie an, im Gebiete der Ausbildung und Übung nicht. Das ist ein Unterschied, der daher rührt, dass das Papier geduldig ist, die Thätigkeitsäusserung einer vielköpfigen Menge aber eine unausgesetzte Beherrschung der immer wieder erstehenden Friction erfordert.

Hier sei übrigens die Ansicht eingeschaltet, welche für jene Fälle des Krieges, wo Compagnien und Bataillone unter zwei Drittel der Normalstärke sinken, die zeitweilige Ergänzung eines Theiles dieser Abtheilungen durch jene, welche die meisten Officiere, insbesondere ihre Commandanten, eingebüsst, als unabweichliches Princip aufstellen möchte. In diesem Nothauskunftsmittel liegt bis zum Eintreffen von Ergänzungen und Reorganisirung der Körper viel mehr Gewähr für die Prosperität in den inzwischen fallenden Kämpfen und felddienstlichen Actionen als in der pietätvollen, aber unpraktischen Aufrechthaltung von Verbänden, die wohl ihren Namen, aber nicht ihren taktischen Werth behalten.

Der taktische Werth beispielsweise des Werkzeuges, das wir mit „Compagnie“ benennen, resultirt aus der Zahl der darin enthaltenen Gewehre, der moralischen, physischen und intellectuellen Potenz ihrer Träger, der Tüchtigkeit des Commandanten und der Unterführer. Alle diese Factoren sind aber bei einer unter die oben angegebene Zahl gesunkenen Compagnie derart reducirt, dass man füglich behaupten kann: die Verwendung solcher Abtheilungen sei eine schmerzliche und unheilvolle Selbsttäuschung.

Die geringe Zahl bringt das Gefühl der Schwäche mit sich, die moralischen Kräfte leiden unter dem Mangel einer Anlehnung an die gewohnte Stärke des Ganzen, ein Ausgleich der intellectuellen Kräfte wird schwierig. Und in Bezug auf die Commandanten kommen erst recht ganz abnorme und schädliche Missverhältnisse zum Vorschein. Der erfahrene tüchtige Hauptmann, dessen Compagnie zu einem impotenten Häuflein zusammengeschmolzen ist, kann in der nächsten Affaire wegen des schlechten Werkzeuges nicht das Entsprechende leisten, während eine andere Compagnie unter der Führung eines minder erfahrenen Lieutenants noch weniger ausgibt, weil es dort am Werkzeug sowohl als am Meister fehlt.

Es liesse sich noch Manches anführen, was in gleichem Sinne spricht. Es möge aber nur noch auf Eine Seite der Frage hingewiesen werden. Die Kriegsgeschichte unserer Zeitläufte hat ein so riesiges Material zu verarbeiten, dass sie nur ausnahmsweise unter die Linie der Bataillone und hie und da der Compagnien greifen kann. Welche Verzerrungen der Thatsachen entspringen nun aus dem meist verschwindenden Umstande, dass diese und jene Verbände voll oder reducirt in Action getreten sind? Wie leicht ist es der tendenziösen Literatur gemacht, protegirte Bataillone gegen mehrfache Überzahl Siege erkämpfen zu lassen? — Das ist freilich eine Nebensache, aber sie ganz ausser Rechnung zu lassen, ist auch nicht gerechtfertigt.

Ein Rückblick auf das in diesem Essay Dargelegte ist weit davon entfernt, dem Schreiber die gewünschte Befriedigung zu gewähren. Das Band zwischen Prämissen und Schluss steht zwar fest und un-

Ein von Graf Oscar Reichenbach verfasster Artikel hat das Studium des Vogelfluges zum Gegenstande, als Muster für die Luftschiffahrt; der Autor ist ein Anhänger der Bestrebungen zur Schaffung dynamischer Flugapparate. Der Artikel enthält zahlreiche geistreiche Aperçus, ohne wesentlich Neues zu bringen.

Angesichts der wunderbaren und grossartigen Errungenschaften auf technischem Gebiete, welche die neue Zeit uns gebracht hat, wird man rücksichtlich der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sich nur mit einer gewissen Reserve äussern dürfen. Trotzdem wird man aber immerhin sagen können, dass wir nicht sobald dazu gelangen werden, den Vogelflug mit Erfolg zu imitiren. Der Vogel ist ein organisches Wesen, sein Körper ein höchst complicirter Arbeitsapparat, und wir dürfen durchaus nicht die Behauptung wagen, dass wir alle Kräfte kennen, die in diesem Apparate während des Fluges thätig sind. Ohne diese vollkommene Kenntniss ist eben jene Nachahmung kaum zu erreichen, und bevor wir zu jener tiefen Einsicht und Wissenschaft gelangen, wird die Naturforschung in dieser Richtung noch sehr bedeutende Fortschritte machen müssen. Wir werden daher andere, unseren technischen Hilfsmitteln besser entsprechende und angepasste Versuche machen, andere Wege einschlagen müssen. Im Allgemeinen liegen ja die Verhältnisse für die Fortbewegung in der Luft ziemlich einfach, — ein Umstand, der ja hauptsächlich so vielen Menschen die Mitwirkung an der Lösung des Problems der Luftschiffahrt so verlockend erscheinen lässt. Man darf daher erwarten, dass der menschliche Geist schliesslich doch Constructionen ersinnen werde, welche jenen einfachen Kräfteverhältnissen zur Fortbewegung in der Luft genügen; man darf einem Ausspruche des früher genannten Autors Freiherrn von Hagen beitreten: „dass unsere Generation noch die Schiffbarmachung der Atmosphäre erleben werde“.

Zum Schlusse unseres Referates müssen wir noch einer Abhandlung des Civilingenieurs Julius Kretschmar gedenken, betitelt: „Versuch einer Entwicklung der Gesetze, nach denen die Bewegung von Flugapparaten in atmosphärischer Luft stattfindet“, in welcher die eben berührten Verhältnisse auf mathematischem Wege klargelegt werden.

Der militärische Geist, der in Deutschland fast Alles durchdringt, lässt es eigentlich selbstverständlich erscheinen, dass sofort nach Constituirung des Vereines zur Förderung der Luftschiffahrt eine Anzahl Officiere demselben theils als officielle, theils als nichtofficielle Mitglieder beitraten. In dem in der Zeitschrift veröffentlichten ersten Mitgliederverzeichnisse finden wir unter den 48 Mitgliedern: General-Lieut. Ribbentropp, Inspecteur der 2. Fuss-Artil.-Inspection; Oberst Regely, Abtheilungschef im grossen Generalstabe; Hauptmann Buchholz, Compagniechef im Eisenbahnregiment; Hauptmann Klauer, Hauptmann im Ingenieur-Comité; Hauptmann Rönneberg, Compagniechef im Eisenbahnregiment; Premierlieutenant Neumann, Premierlieutenant v. Tschudi und Secondlieut. Lühbecke, die beiden Letzteren vom Eisenbahnregiment; Freiherr von Hagen, k. Telegraphen-Inspector, und Premierlieutenant a. D. Hauptmann Buchholz ist zweiter Vorsitzender und zugleich Vorstand der technischen Commission. Letztere besteht aus dem eben Genannten und vier weiteren Mitgliedern: Freiherrn von Hagen, Hauptmann

Klauer, Premierlieutenant Tschndi und Luftschiffer Dr. phil. *H.* Wölfert.

Diese rege Theilnanme an dem Unternehmen von Seite des Heeres wird wohl dazu führen, dass bald auch die Heeresleitung wie in Frankreich und England mit ihren pecuniären Mitteln sich an den Vereinsbestrebnngen unterstützend hetbeiligen wird. Ohne zahlreiche und zumeist kostspielige Versuche, zu denen ja der Verein die Mittel beschaffen will, wären sonst gute Erfolge nicht erreichbar. Hauptmann Ceipek.

Brunn, Von, Hauptmann und Compagnie-Chef im pommer'schen Jäger-Bataillon. **Rathschläge für die Ausbildung der Compagnie im Schiessen im Anschluss an die Schiess-Instruction.** Aus der Praxis bearbeitet für die Compagnie-Officiere, Porteépée-Fähnriche, Vice-Feldwebel etc. der Linie und Reserve. Preis 1 fl. 20 kr.

Titel und Widmung geben dieser Broschüre das Gepräge eines Instructionsbuches, das mit vieler Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht allein die Methode in der Ausbildung des Soldaten zum Schützen, sondern auch das gefechtsmässige Schiessen der Fusstruppen zum Gegenstande einer eingehenden Besprechung macht.

Der Leser wird darin so mancher praktischen Anschauung begegnen, welche der Erwägung werth ist und volle Beachtung verdient.

Dem Inhalte nach gliedert sich der behandelte Stoff: I. In die Ausbildung im Schulschiessen. II. Die Ausbildung in der Verwerthung der Waffe. III. Ausbildung im Entfernungsschätzen. IV. Ausbildung in der Anlage und Verwendung von Schützengräben. V. Ausbildung im „gefechtsmässigen" Schiessen. VI. Ausbildung im Belehrungs-Schiessen.

Es ist gewiss unleugbar, dass heute, wo die Technik die Gewehrfrage fast abgeschlossen hat, wo Erfahrung und Wissenschaft entsprechende Gesetze und Regeln für das Schiessen festgestellt haben, die Frage der Schiessausbildung in den Vordergrund tritt.

Es macht sich zwar gegenwärtig, wo das Massenfeuer als Schlagwort der Taktik auftritt, die Ansicht breit, dass der Einzelschuss weniger gelte, weshalb auch der Detail-Ausbildung zum Schützen weniger Gewicht beizulegen wäre.

Dieser Ansicht tritt der Verfasser der vorliegenden Broschüre mit aller Entschiedenheit entgegen und verlegt mit Recht den Schwerpunkt aller Mühen, Sorgen und Thätigkeiten der edlen Schiesskunst auf die rationelle Ausbildung des Mannes zum Schützen.

Wer wird in Abrede stellen wollen, dass eine erfolgreiche Anwendung des Massenfeuers nur dort zu erwarten ist, woselbst die Schiessfertigkeit des Individuums aus rationeller und gewohnheitsmässiger Detail-Arbeit hervorgegangen ist?

Das Schulschiessen, diese unerlässliche Vorbedingung jeder erfolgreichen Feldschussleistung, wird daher auch sehr eingehend behandelt.

Die Erziehung des Soldaten zur Selbständigkeit als Schütze wird stark betont und damit schlagend begründet, dass dort, wo im Gefechte durch Chargenverluste die Feuerleitung unterbrochen wird, der unselbstständige Schütze hilfs- und wirkungslos dastehe.

Der Controle im Zielen legt der Verfasser eine sehr hohe Bedeutung bei und sagt:

„Zielübungen ohne Controle sind zwecklos."

Wir schliessen uns dieser Ansicht vollends an und fügen bei, dass keine militärische Thätigkeit so sehr der Controle bedarf, wie jene der Schiess- und insbesondere der Zielübungen; nur wünschten wir, das entsprechende Control-Apparate zur Hand wären, welche diese corrigirende Einflussnahme mit Bezug auf Zeit und Genauigkeit verschnellern und erleichtern würden.

Das gefechtsmässige Schiessen, diese unstreitig wichtigste Übung, wird eingetheilt:

a) In das gefechtsmässige Einzelschiessen.

b) In jenes mit Gruppen.

c) In jenes mit Abtheilungen.

Allen Schiessübungen ohne Ausnahme muss ein wohldurchdachter Plan zu Grunde liegen.

Der Verfasser erblickt in der systematischen Aufgabenstellung für alle Schiessübungen ein besonders förderndes Mittel, um Theorie und Praxis gegenseitig zu ergänzen, um Verständniss und Interesse zu verallgemeinern und erfolgreiche Resultate sowohl im Einzelschiessen, als in der Massenwirkung zu erzielen.

Die Lösung solcher Aufgaben hätte sich auf das Benehmen einzelner Schützen, Schwärme oder Abtheilungen in einer bestimmt angenommenen Kriegssituation zu erstrecken.

Soldaten und Chargen sollen hiedurch zur Wahl von entsprechenden Placements für Aufstellung oder Entwicklung gezwungen und zu entsprechender Deckung, Distanzbeurtheilung, Angabe der Feuerart, Dauer des Schiessens, Feuereinstellens, Vor- oder Zurückgehens u. s. w. veranlasst werden.

Als Vorbedingung für die Lösung solcher Aufgaben werden hingestellt: Scheibengeheimniss, verschiedene, wo möglich bewegliche Ziele, unbekannte Entfernungen, bestimmte Zielzeit.

Dass derlei gefechtsmässig gut gestellte Aufgaben den Officier als Verfasser derselben, sowie den Mann als Ausübenden zum Nachdenken zwingen, dass sie eine nutzbringende Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis erzielen, Verständniss und Interesse erhöhen und verallgemeinern würden, kann wohl kaum in Zweifel gezogen werden.

Die Broschüre bietet in den letzten zwei Capiteln einige mitunter recht gute hierauf bezügliche Beispiele.

Die Lösung solcher Aufgaben, deren reellen Werth wir vollends würdigen, bedingt aber auch eine zeitgemässe Einrichtung unserer Schiessplätze.

Ein zeitgemässer Schiessplatz soll dem Schützen, den Schwarmgruppen oder Abtheilungen im Vorrückungsraume gegen die Scheiben die für den Schiess- und Gefechtsdienst wichtigsten Deckungen bieten, und die Figuren und Abtheilungsscheiben grösserer und kleinerer Gattung sollen in ausgiebiger Zahl vorhanden sein, alle Gefechtsformen der Infanterie zur Darstellung bringen, plötzlich erschein- und verschwindbar gemacht werden können

und selbst die Bewegungen einzelner Scheibengruppen zur Erscheinung bringen; endlich soll auch die Artillerie in ihren Frontalformen durch Scheiben dargestellt werden.

Dass mit solcher Weise gebotenen Mitteln ein neuer, frischer Geist unsere Schiessstandsthätigkeiten beleben würde, dass begreiflicher Weise ein höheres Interesse für die edle Schiesskunst erwachsen müsste, bedarf wohl keines Nachweises.

Nicht auf Treffresultate soll der Hauptwerth der Übung gelegt werden, sondern auf das correcte Verhalten der Schützen, der Abtheilungen oder deren Commandanten.

Schlechtes Verhalten dieser soll als Grund zur Einstellung der Übung betrachtet werden.

Während das liegende Schiessen der bisher erzielten geringen Treffresultate wegen vielfach perhorrescirt wird, empfiehlt der Verfasser diese Schiessart ihrer unerlässlichen Anwendung im Kriege wegen gerade deshalb der eingehendsten Übung.

Wir aber schliessen, obwohl wir noch viel Interessantes zu sagen hätten, diese Besprechung und empfehlen die Broschüre einer eingehenden Beachtung. Th.

Witzleben, Ferdinand von Wendelstein. **Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten.** Erster Jahrgang 1. Heft — October 1882. Berlin. Otto Janke. Virteljährig 3 fl. 60 kr.

In dieser neuen militärischen Zeitschrift sollen in selbständigen Artikeln die gesammten Militärwissenschaften in historischer, strategischer und taktischer Beziehung, sowie die einschlägigen Special-Wissenschaften (Chemie, Gesundheitspflege, Verwaltung in Bezug auf das Militär u. s. w.) und in gleichen Beziehungen das gesammte Marinewesen zur Darstellung gelangen. Eventuell finden auch Kriegsberichte, Biographien hervorragender Kriegshelden und Heerführer aller Zeiten und Nationen, Literatur - Berichte und Recensionen Platz. Aus diesem ersten Hefte der „Internationalen Revue" heben wir als besonders bemerkenswerthe Artikel jene des Stabsarztes Dr. Michaelis über „Fussböden in der Kaserne" und des Generalstabs-Majors Reitz: Kriegsphilosophische Studien: „I. Die Gesetzmässigkeit im Kriege" hervor. Nicht recht einverstanden können wir uns mit dem Aufsatze erklären, der eine Philippika gegen die Wjereschtschagin'schen Schlachtenbilder enthält, die eben getreue Kriegsbilder sind, so sehr sie auch abschreckend oder auf das Gemüth deprimirend wirken mögen; — Damen, Salonhelden etc. brauchen sie nicht anzuschauen. Weitere interessante Artikel sind: Die Marine - Centralbehörden der bedeutendsten Seemächte ihrer Organisation nach, rationelle Methode beim Felddienste der Cavallerie, der Kampf um den Schipka-Pass u. s. w. Mit Rücksicht auf den Inhalt der „Internationalen Revue" ist dieselbe den Militär-Bibliotheken zu empfehlen.

Hist. red.

Neu erschienene Bücher[1]).

Im Verlage der Buchhandlung für Militär-Literatur, Carl Prochaska in Teschen:

Gesetz- und Normalien-Sammlung für das k. k. Heer, vom Jahre 1818 bis zur Neuzeit. Mit Sachregister.

Herausgegeben mit Bewilligung des hohen k. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums von Emil Kohlhepp, Militär-Oberrechnungsrath der Fach-Rechnungs-Abtheilung des k. k. Reichs-Kriegs-Ministeriums. — Neue Folge (IV. Theil) 1878 bis zur Neuzeit. Neunzehnte und zwanzigste Lieferung.

Im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin:

Löbell, Von, Oberst z. D. **Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1882, siebentes, achtes und neuntes Heft.** Inhalt:

Ludwig Freiherr von der Tann-Rathsamhausen, königlich bayerischer General der Infanterie und commandirender General des königlich bayerischen I. Armee-Corps. Eine Lebensskizze von Hugo von Helwig, königl. bayerischer Oberstlieutenant.

Zur Richtigstellung einiger Angaben aus dem Lebensbilde des General-Majors Gottlieb Wilhelm von Platten im 6. Beiheft zum Militär-Wochenblatt für 1882.

Im Verlage von Eduard Zernin in Darmstadt und Leipzig:

In Frankreich 1870—71. Erinnerungen eines königlich preussischen Cavallerie-Officiers.

Drei Tage in Paris. 1. bis 3. März 1871. Aus dem Tagebuche des E. v. P. und G. Mit einer lithographirten Skizze.

Instruction für Officiers-Burschen.

Im Verlage von Albert Lentner, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung in Wr. Neustadt:

Leitfaden zum Unterrichte im Rappier-, Säbel-, Bajonnet- und Stockfechten, von Major Josef Feldmann, Commandant des k. k. Militär-Fecht- und Turnlehrer-Curses zu Wr. Neustadt. Preis 1 fl. 20 kr. ö. W.

Im Verlage von E. Kempe in Leipzig:

Historische Meisterwerke der Griechen und Römer in neuen deutschen Übertragungen, übersetzt und herausgegeben von Dr. Paul von Holtenstern, Professor Dr. Eissenhardt, Wollrath Denecke, E. Flemming, Professor J. Mähly, Dr. Victor Pfannschmidt, Dr. Stössel u. A.

Hievon erschien bereits das 6. Heft:

Des Publius Cornelius Tacitus Geschichtswerke, übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt. Preis pro Heft: 30 kr. ö. W.

---

[1]) Eine Besprechung folgt nach Zulässigkeit demnächst.

Im Verlage von T. A. Schachenmayer in Kissingen:
Der Telemeter Paschwitz. Modell von 1882.

Im Verlage von Friedrich Luckhardt in Berlin:
Handbuch für den Unterofficier und Gemeinen der Infanterie zum dienstlichen Unterrichte, bearbeitet von F. S., Hauptmann und Compagnie-Chef.
Erster Theil: Der Unterrichtsstoff in Frageform.
Zweiter Theil: Der Unterrichtsstoff in Antwortform.

Im Verlage von Schickhardt & Ebner in Stuttgart:
Zündel, August, Landes-Thierarzt für Elsass-Lothringen. **Die Gesundheitspflege des Pferdes in Bezug auf Benutzung.** Mit vielen Abbildungen in Holzschnitt.

Im Verlage von G. Schönfeld in Dresden:
Leisering, A. G. T. Dr., Geh. Med.-Rath und Professor der Anatomie etc., und Hartmann, H. M., weil. Lehrer des theoretischen und praktischen Hufbeschlages an der königl. Thierarzneischule zu Dresden. **Der Fuss des Pferdes in Rücksicht auf Bau, Verrichtungen und Hufbeschlag.** Gemeinfasslich in Wort und Bild dargestellt. Fünfte Auflage, in ihrem zweiten, den Hufbeschlag betreffenden Theile umgearbeitet von A. Lungwitz, Lehrer des theoretischen und praktischen Hufbeschlages an der königl. Thierarzneischule zu Dresden. Mit 159 Holzschnitten von Professor H. Bürkner. Preis 6 Mark.

Im Verlage von Wilhelm Frick's k. k. Hofbuchhandlung in Wien:
Frick's Sprachen-Katalog. Verzeichniss von Wörterbüchern, Grammatiken, Lese- und Gesprächbüchern, sowie von sonstigen Hilfs- und Handbüchern, Monographien etc., welche für das Studium der classischen, orientalischen und neueren Sprachen in den letzten Jahren erschienen sind; ferner:
General-Katalog, bietet eine einzig dastehende Zusammenstellung der gangbarsten Bücher aller Wissenschaften in deutscher, englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache. Mit seinen circa 20.000 Büchertiteln ist dieser Katalog in der That ein wirklicher „Führer durch die Weltliteratur".
Beide Kataloge versendet die obige Firma gratis und franco.

Druck von R. v. Waldheim in Wien.